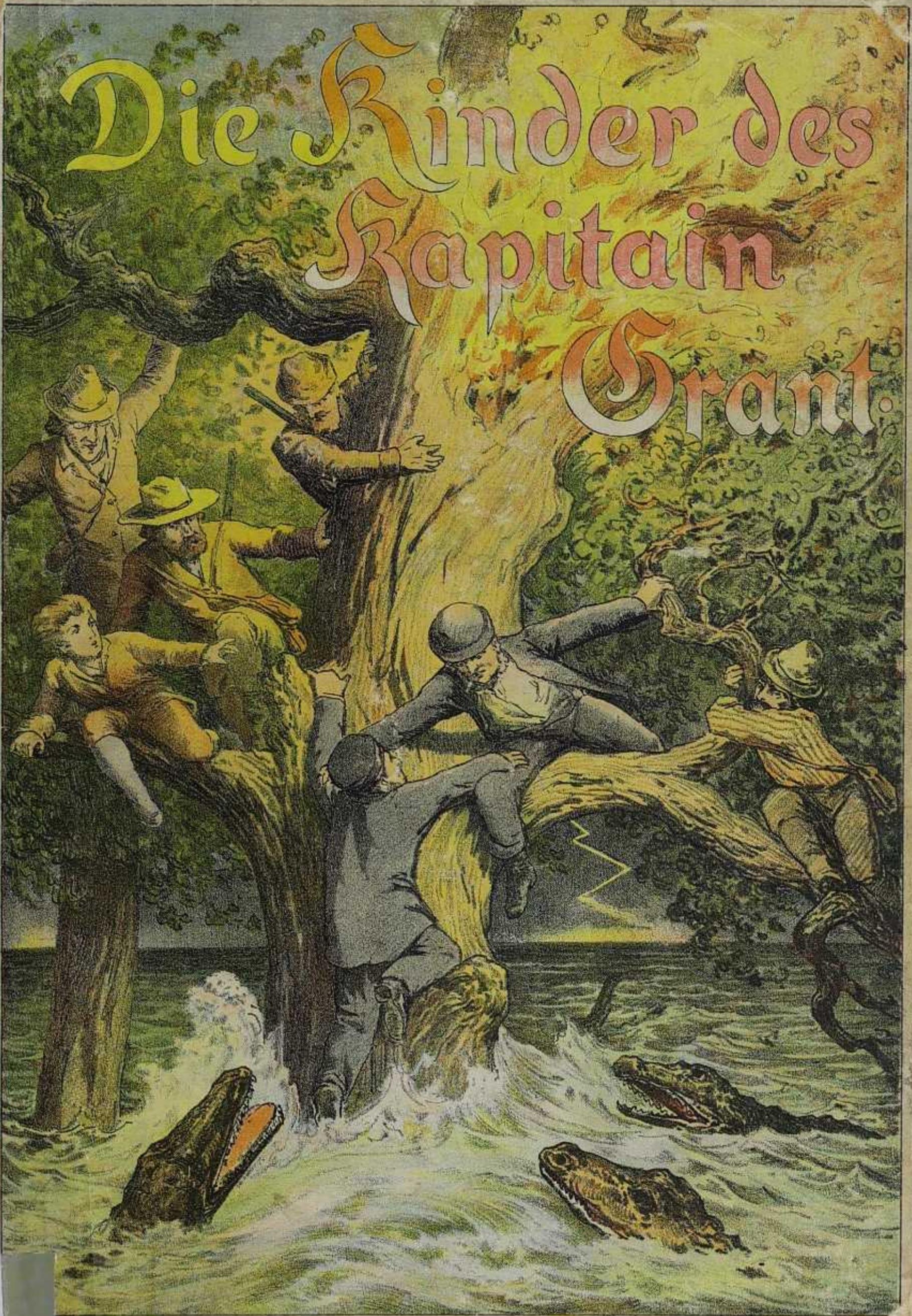
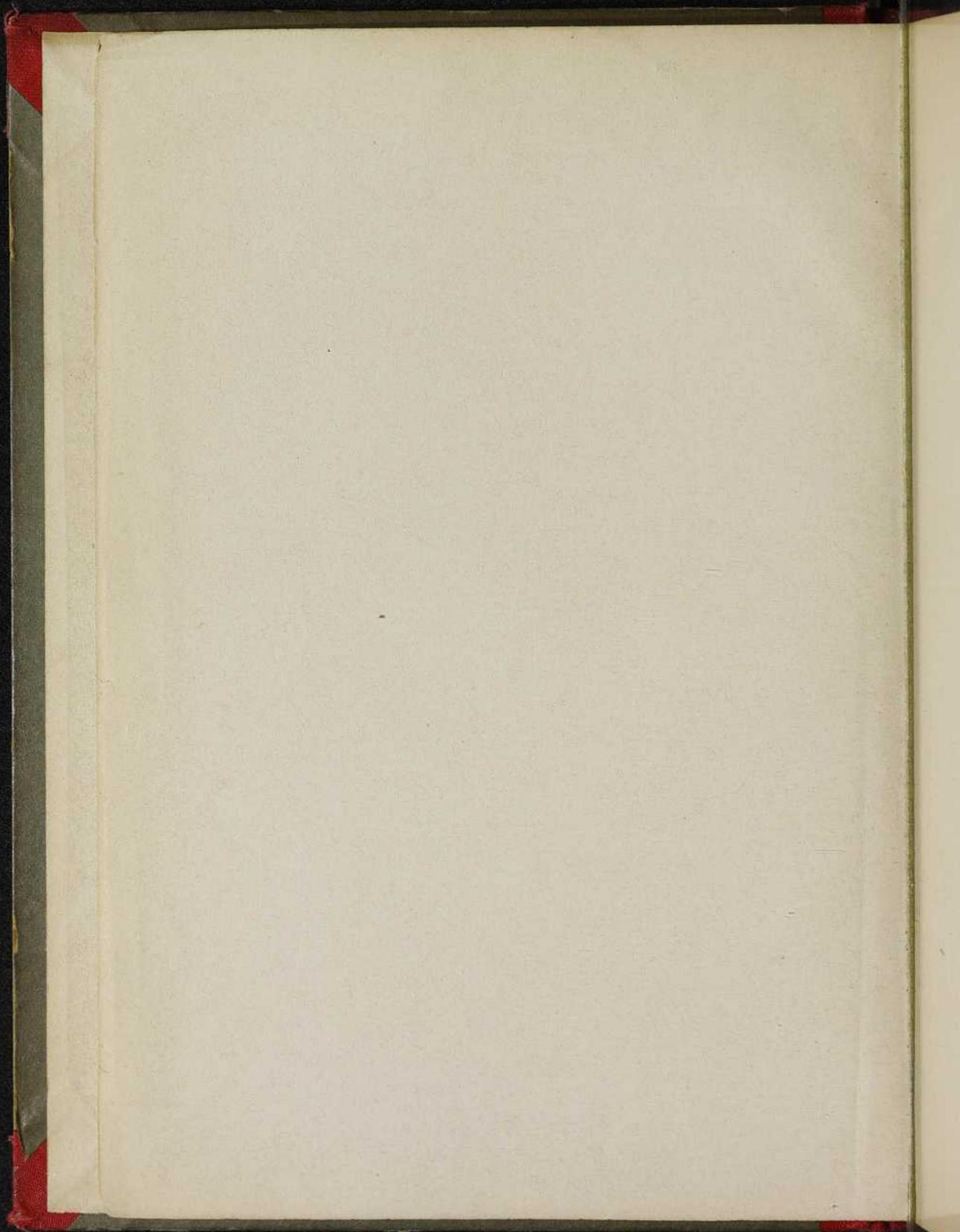


# Die Kinder des Kapitain Grant.

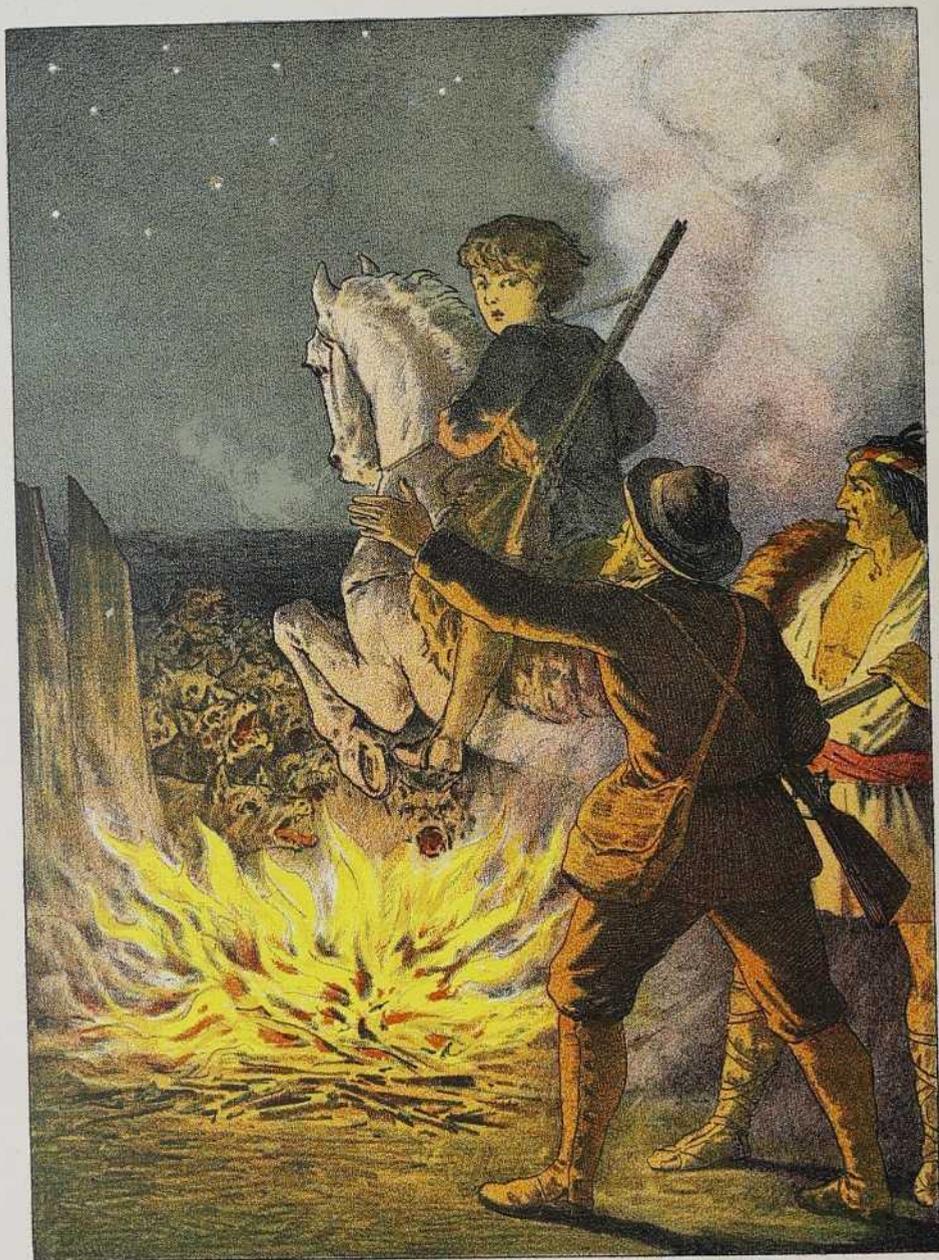


Frutze.

3.80



Lucil Louisa.



*Kaufmann L. G. G. Leipzig, Leipzigerstr. 1897.  
Frey & Maunz.*

Die  
**Kinder des Kapitän Grant.**

Eine Reise um die Welt

von

**Jules Verne.**

Ins Deutsche übersetzt und bearbeitet

von

**Dr. Hoffmann.**

Mit Farbendruck- Illustrationen nach Original- Aquarellen

von

**Marie Koch.**

**Zweite Auflage.**

**Leipzig**

**Otto Drewitz Nachfolger**

Verlag von Volks- und Jugendschriften.

(Franz Gng. Tritel:  
Les enfants du  
Capitaine Grant.)

D

VERK



63/2183 D

## Erstes Kapitel.

### Der merkwürdige Haifisch.

Ueber die rollenden Wogen des weiten Nord-Kanals, welcher Schottland und Irland scheidet, dampfte eines der, von den Seeleuten Jachten genannten, ebenso zierlichen als seefesten Schiffchen, an dessen Spiegel man den Namen „Der Duncan“ las.

Das neugebaute Schiffchen machte seine Probefahrt und war schon auf der Rückfahrt nach Glasgow, als der wachthabende Seemann einen ungeheuerlichen Fisch in Sicht meldete. Der Kapitän brachte die Botschaft sogleich dem an Bord befindlichen Eigenthümer der Jacht, Lord Glenarvon, und dieser beschloß auf der Stelle den Versuch zur Enterung des Thieres zu machen, als der Kapitän Mangles berichtete, daß es einer der gefährlichen Haifische sei, die unter dem Gattungsnamen „Hammerfische“ den Seeleuten unter allen Himmelsstrichen bekannt sind.

Man berief auch den Vetter und die Gattin des Schiffsherrn, Lady Ellen, auf Deck, und nun versuchten die Matrosen den Hai, dessen Gefräßigkeit bekannt ist, durch einen derben Speck-Köder anzulocken, den sie an einer Kette befestigt hatten.

Durch das nur sanft wogende Meer konnte man den Riesenfisch schnell herannahen sehen, seinen hammerförmigen Kopf und seine schwarz und grau gefärbten Schwanzflossen erkennen, die heftig die Wellen peitschten. Bei dem Köder angelangt warf er sich auf den Rücken, die Lockspeise verschwand, trotz ihrer Größe, wie ein Brocken in dem ungeheueren Schlunde, ein starker Stoß erschütterte das Schiff, und gefangen

war der Hai. Das zehn Fuß lange Thier wurde von den Matrosen auf das Schiff gewunden, und trotzdem er aus Leibeskräften zappelte und mit dem Schwanz schlug, ward man seiner doch bald mächtig, indem man den Schwanz mit einer Schlinge an einen der Masten zog, dort festband und mit kräftigen Beilschlägen abhieb.

Die Schiffsleute sahen nun ihre Rache an dem Menschenfresser gestillt, doch wollten sie nun auch, nach Seemannsart, ihre Neugier befriedigen und den Magen nach seinem etwaigen Inhalte untersuchen. Als die Lady dies vernahm, zog sie sich schleunigst unter Deck zurück, da sie bei dieser widerwärtigen Untersuchung lieber nicht zugegen sein wollte.

Als man dem Hai den Magen ausweidete, fand sich, daß er leer sei, und schon wollten die in ihrer Hoffnung, allerlei Seltsamkeiten in dem Allesverschlinger zu finden, arg Getäuschten die Reste ins Meer werfen, als sich ihr Augenmerk auf einen ganz von Eingeweiden umwickelten Gegenstand richtete.

„Es wird ein Stein sein, den das Ungeheuer als Ballast für den leeren Magen aufnahm,“ rief ein Matrose, über seinen Witz laut lachend.

„Nicht doch, dieser Erzaufsaus hat, um keinen Tropfen zu verlieren, den Wein gleich mit der Flasche verschluckt!“ schrie ein anderer.

„Wirklich, eine Flasche! Nehmt sie nur recht vorsichtig heraus, möglicherweise enthält sie Schriftstücke, die von Wichtigkeit sind,“ rief der Better des Lords, Major Mac-Nabbs. „Man sieht wohl, daß sie nicht so aus dem Weinkeller kam!“

Man wusch die Flasche ab und brachte sie auf das Hinterdeck, wo man sie auf einem Tische niederlegte, um den sich dann die Herrschaften nebst dem Kapitän niederließen; auch die Dame hatte sich der Gesellschaft wieder zugesellt.

Es war eine der bekannten Champagnerflaschen, mit denen man Stuhlbeine entzwei schlagen kann, ohne daß sie einen Bruch zeigen. Nachdem man die harten Stoffe entfernt hatte, welche den Korkstöpsel bedeckten, zeigte es sich, daß derselbe von dem trotz der Umhüllung eingedrungenen Meerwasser stark angegriffen sei. Hätte der Fisch die

Flasche nicht verschlungen, so wäre sie jedenfalls bald untergegangen und damit für immer verloren gewesen. Nachdem man sie von Wasser entleert, zeigten sich Papiere; sie saßen aber an der Flaschenwand so fest, daß man den Hals mit einem Hammer abschlagen mußte, um zu dem Inhalte zu gelangen.

Als Glenarvon darauf die Flasche umkehrte und vorsichtig schüttelte, fielen einige Papiere heraus, die jedoch so dicht an einander klebten, daß er sie nur mit großer Sorgfalt auseinander falten konnte, worauf er sie auf dem Tische ausbreitete. Es waren drei verschiedene Schriftstücke; die zerstörende Wirkung des Meerwassers aber hatte nur wenige, unzusammenhängende Wörter darauf lesbar gelassen, während die anderen, völlig verwischten Schriftzüge nicht zu entziffern waren.

„Es ist vermuthlich dieselbe, unsichtigerweise nur in drei verschiedenen Sprachen abgefaßte Urkunde,“ sagte sinnend der Lord. „Aus dem vorhandenen Reste läßt sich wenigstens erkennen, daß es deutsche, englische und französische Worte sind. Leider bringe ich keinen Sinn heraus; die Worte sind gar zu sehr verstümmelt.“

„Vielleicht ergänzen sie einander?“ erkundigte sich der Major.

„Ja, das Wasser wird die Worte der drei Urkunden doch nicht alle an derselben Stelle vernichtet haben. Halten wir die Reste aneinander, so bekommen wir vielleicht den Sinn heraus,“ fiel der Kapitän ein.

„Thun wir das, aber mit Bedacht. Hier ist zunächst das englische Dokument.“

Auf diesem Papiere sah man folgende Schriftzeichen:

	62	Bri	gow
sink	aland		stra
skipp	Gr		
		that monit	of long
and			ssistance
	lost		

„Gutes Englisch,“ rief der Lord, „sink (sinken), aland (am Lande), that (dies), and (und), lost (verloren) sind unverstümmelt; skipper hat jedenfalls skipper (Kapitän eines Handelsschiffs) geheißen, und das Gr bildet wohl den Anfang seines Namens. Fügen wir hinzu, daß monit und ssistance sich leicht in monition (Urkunde) und assistance (Hülfe) ergänzen lassen.“

„Das ist immerhin schon etwas,“ rief erfreut die Lady. „Suchen wir es durch das zweite Schreiben zu vervollständigen.“

Dieses zweite Schriftstück, noch angegriffener, als das erste, ließ nur folgende Wortreste entziffern:

7. Juni	Glas
	zwei atrosen grau.
	bringt ihnen

„Es ist Deutsch,“ bemerkte der Kapitän.

„Und Sie kennen diese Sprache genau?“ fragte ihn Glenarvon.

„Ganz genau, Mylord.“

„Nun so übersetzen Sie uns diese Worte.“

Nachdem John Mangles das Schriftstück genau untersucht und mit dem ersten verglichen hatte, erklärte er: „Zuerst finden wir das Datum des Ereignisses, den 7. Juni, dazu auf dem englischen die Zahl 62 giebt das Jahr 1862, da es füglich nichts anderes heißen kann.“

„Mein Gott,“ fiel die Dame erschreckt ein, „dann muß das Unglück schon vor mehr als zwei Jahren stattgefunden haben. Heut haben wir ja bereits den 26. Juli 1864!“

Ohne sich durch die Unterbrechung stören zu lassen, fuhr der Kapitän fort: „Auf derselben Zeile findet sich als Trümmer die Silbe: Glas. Fügen wir das gow aus dem ersten Dokument hinzu, so haben wir Glasgow, von wo das Schiff sicher auslief. Auf der dritten

Zeile entdecke ich die Worte: zwei (Matrosen). Den Sinn des Wortstücks grauf kann ich, ohne die Endsilbe zu kennen, augenblicklich nicht mit Sicherheit entdecken, vielleicht ergibt er sich noch aus der dritten Schrift. Die letzten beiden Worte, ergänzt durch das dahinter stehende englische assistance heißt zweifellos: bringt ihnen Hilfe."

"Aber wohin?" fragte nachdenklich der Lord, "noch kennen wir den Ort des Schiffbruches nicht, vielleicht läßt er sich auf der französischen Abschrift entdecken."

Dieselbe sah folgendermaßen aus:

troi	ats		tannia
	gonie		austral
			abor
contin	pr		cruel indi
	jetó		ongit
et 37° 11'		at	

"Da ist ja eine Zahlen-Angabe!" rief Lady Ellen.

"Langsam," fiel ihr Gatte ein, "verfahren wir nach strengster Regel; mit dem Anfange muß man stets beginnen. Die Silben: troi ats sollen wohl trois-mâts (Dreimaster) heißen, dessen Name Britannia war, denn Bri steht auf dem englischen, und tannia auf diesem Papiere. Von den folgenden Wortresten: gonie und austral ist nur das letztere vollständig. Der Schiffbruch muß also im Australmeer, jedenfalls auf der südlichen Halbkugel stattgefunden haben. Dies ist wenigstens der Anfang einer Entdeckung des Ortes, wo das Unglück geschah.

"Ich erlaube mir, fortzufahren," jagte der Kapitän. "Die Worttheile: abor sollen wohl aborder (landen) bedeuten, contin Continent heißen. Da finde ich auch in Ergänzung der deutschen Silbe grauf das Wort cruel, grausam, und indi nehme ich für Indien, wohin das Schiff verschlagen sein kann. Pr ist sicher der Anfang des Wortes prisonniers (Gefangene); jetó (geworfen) bezieht sich unzweifelhaft auf die Flasche. Was kann aber ongit bedeuten. Aha,

longitude, die geographische Länge, leider ohne Zahlenangabe; und dann 37° 11' latitude (der Breite). Das wäre also die erste genauere Angabe. Wir wissen demnach nun, daß der Schiffbruch unterm sieben- unddreißigsten Breitegrade sich zutrug."

"Aber die Länge fehlt!" warf der Major ein, auch seinerseits die Papiere genau betrachtend.

"Alles auf einmal kann man nicht immer gleich haben, lieber Freund," entgegnete der Lord; „die genaue Breite ist schon immer etwas. Da die drei Briefe gleiche Zeilenzahl haben, war jede der Verkündigungen eine wortgetreue Uebersetzung der anderen. Versuchen wir nun, sie zusammenzustellen.“

Er ergriff eine Feder und füllte ein Blatt Papier mit folgenden Worten:

7. Juni 1862	Dreimaster Britannia	Glasgow
ging unter	gonie	Südsee
an der Küste		Zwei Matrosen
Kapitän Er		landen
Continent	Befangenschaft grausamer Indi	der Länge
geworfen dieses Dokument		
u. 57 Grad 11 Minuten der Breite.	Bringt ihnen Hülfe	
verloren.		

"Wir wissen also, daß am 7. Juni 1862 ein Dreimaster, die Britannia aus Glasgow, Schiffbruch litt, daß der Kapitän und zwei Matrosen diese Urkunde unter 37° 11' Breite ins Meer warfen, um Hülfe herbeizurufen. Wir sind einem Unglücksfalle auf der Spur, und das Leben mehrerer Menschen hängt jetzt von unserem Scharfsinne bei Ermittlung des Fehlenden ab."

"Zuvor müßte man sich doch erkundigen, ob die Leute nicht inzwischen längst gerettet sind?" unterbrach Lady Ellen.

"Um uns zu erkundigen," bemerkte Major Mac-Nabbs, „müssen wir aber erst errathen, um welchen Schiffbruch es sich handelt. Schiffe, die Britannia heißen, giebt es selbst in Glasgow allein wohl mehr als eins.“

„Wir können mit ziemlicher Sicherheit vermuthen,“ fuhr Glenarvon fort, „daß das Ereigniß in der Südsee stattfand, und damit kommen wir auf das Wortstückchen gonie. Ich halte es für Patagonien, denn der siebenunddreißigste Breitegrad streift an Patagonien, schneidet Araukanien ab und zieht quer durch die Pampas.“

„Zwei Matrosen und der Kapitän landeten also,“ rief Kapitän Mangles, „aber es fragt sich immer noch: wo?“

„Wo?“ antwortete Glenarvon, „nun auf dem Continent! Steht nicht hier deutlich contin? Also auf dem Festlande, nicht auf einer Insel. Dort sind sie gefangen von grausamen Indianern.“

„Da fällt mir ein, daß wir in der Handels- und Schifffahrtszeitung wahrscheinlich die gewünschte Auskunft finden werden,“ sagte der Kapitän.

Nach holte er die Zeitung herbei, durchblätterte den Jahrgang 1862 und las befriedigt: „30. Mai Peru! Callao! Mit Ladung für Glasgow, Britannia, Kapitän Grant.“

„Grant!“ rief Lady Ellen, „derselbe kühne Schotte, welcher im Stillen Ozeane ein neues Schottland errichten wollte?“

„Kein Zweifel,“ erwiderte Glenarvon. „Schon acht Tage nach seiner Abfahrt mußte er an der patagonischen Küste zu Grunde gehen! Den Längegrad brauchen wir nun nicht mehr zu wissen, da wir den Schauplatz des Scheiterns in Patagonien zu suchen haben.“

Sogleich ergriff er die Feder und ergänzte seinen ersten Entwurf wie folgt:

Am 7. Juni 1862 ging der Dreimaster „Britannia“ aus Glasgow in der Südsee an der Küste Patagoniens unter. Zwei Matrosen und der Kapitän Grant versuchen auf dem Continente zu landen, wo sie in die Gefangenschaft grausamer Indianer gerathen müssen. Sie haben unter ... Grad der Länge und 37° 11' Breite diese Urkunde in's Meer geworfen. Bringt ihnen Hülfe, sonst sind sie verloren.

In diesem Augenblicke meldete man das Einlaufen des „Duncan“ in den Golf von Clyde und heischte Befehl, wohin zu steuern sei.

„Eilen wir, so rasch wir können, nach Dumbarton, lieber Mangles, damit ich sofort der Admiralität in London diese Schriftstücke vorlegen kann, während Mylady unterdessen nach Hause fährt.“

Am Abend um sechs Uhr landete der Dampfer in Dumbarton, von wo ein vierspänniger Postwagen Lady Glenarvon nach Malcolm-Castle, dem Stammschlosse der Familie zurückbrachte, während ihr Gemahl mit einem, für ihn schnell besorgten, besonderen Eilzuge über Glasgöw nach der Hauptstadt fuhr. Vor seiner Abreise hatte er vermittelst des Telegraphen den „Times“ und den anderen hauptsächlichsten Zeitungen folgende Anzeige zugesendet:

„Auskunft über das Geschick des Dreimasters „Britannia“,  
 „Kapitän Grant, ertheilt Lord Glenarvon auf Malcolm-Schloß  
 „bei Dumbarton.“

## Zweites Kapitel.

### Die Kinder des Kapitän Grant.

In Malcolm-Castle, dem Schlosse, dessen Granitmauern sich poetisch in dem grünen Wasser des Lomondsee's wieder spiegeln, harrte Lady Ellen ungeduldig der Rückkehr ihres jungen Ehegemahls, die sich verzögerte, weil die Admiralität Schwierigkeiten machte und nichts davon hören wollte, zur Auffuchung der Schiffbrüchigen noch nach so langer Zeit, und auf so unbestimmte Kennzeichen hin, ein Schiff auszurüsten. Unruhig ging die Dame in ihrem Zimmer auf und ab, als der Schloßvogt kam und fragte, ob Mylady einen Knaben und ein Mädchen empfangen wolle, die ihren Gemahl zu sprechen wünschten.

„Was für Kinder sind es?“ fragte aufmerksam werdend die Dame.  
 „Sind sie aus der Umgegend?“

„Nein, Mylady, es sind Fremde, die mit der Bahn angekommen sein müssen.“

„So laßt sie näher treten!“

Die Geschwister — denn daß sie dies waren, ersah man auf der Stelle aus der Aehnlichkeit der Gesichtszüge, — traten schüchtern näher; ein von Weinen und Uebermüdung abgespanntes Mädchen, etwa sechs-  
zehn Jahre alt, in einem einfachen, fast ärmlichen, aber äußerst sauberen Anzuge, und ein kräftiger Knabe von zwölf Jahren.

„Sie wünschen meinen abwesenden Gatten zu sprechen? Vielleicht kann ich seine Stelle vertreten,“ begann Lady Ellen, um der Befangenheit der Ankömmlinge ein Ende zu machen.

„Wir lasen in den „Times“ eine Anzeige, betreffend den Schiffbruch der „Britannia“; wir sind die mutterlosen Kinder des Kapitäns Grant, die ihren Vater suchen.“

„Ihr armen Kinder!“ rief die junge Frau, die Hände des Mädchens ergreifend und dem Bürschlein die runden Wangen klopfend.

„Mylady, bitte, bitte, was wissen Sie von unserem Vater? Lebt er? Werden wir ihn jemals wiedersehen?“

„Ich möchte nicht gern unbegründete Hoffnungen in Euch erwecken, aber, wenn die Aussicht auch schwach ist —“

„Gott, Gott!“ riefen die Kinder thränenden Auges, die Hände der Lady mit Küssen bedeckend, worauf sie dieselbe mit zahllosen Fragen bestürmten, bis sie alles erfahren hatten, was diese selbst wußte.

Nachdem sie sich für alles bedankt, was Lord und Lady Glenarvon bisher gethan, wollten sie sich entfernen, um nach der Rückkehr des Schloßherrn wieder zu kommen; aber die Dame litt es nicht, und als das Mädchen sich sträubte da zu bleiben, da sie als Fremde zu stören fürchtete, erklärte die Lady: „Meine Liebe, die Kinder des patriotischen Kapitäns Grant sind so guten Schotten, wie mein Mann und ich sind, nicht fremd; ich wünsche, daß mein Gatte Sie bei seiner Rückkehr hier noch vorfindet, damit er Ihnen gleich erzählen kann, was zur Rettung Ihres Vaters gethan werden soll. Was wissen Sie denn selbst aus den letzten Tagen Ihres tapferen Vaters?“

Seit seiner Abfahrt nach Callao hatten die Kinder nichts mehr

von ihm gehört, die Britannia für verloren gehalten, und ihn für todt beweint, bis die Anzeige in der Zeitung erschien. —

Am anderen Morgen kam der Hausherr mit dem Major zurück; die Admiralität hatte ihnen jede Hülfe zur Auffuchung der Unglücklichen verweigert. Ohne in seiner Aufregung die fremden Kinder zu beachten, die bescheiden im Hintergrunde des Zimmers blieben, erzählte Glenarvon dies zornig seiner Frau, und war nicht wenig überrascht, als er die Kinder jammern und ihren Vater beklagen hörte, worauf die Lady ihm mittheilte, daß die Nachkommen des Unglücklichen vor ihm ständen.

„Glauben Sie nicht, daß in diesem Falle die Königin, wenn man sich an sie wendete, ein Machtwort sprechen würde?“ fragte die Dame.

Die Männer schüttelten stumm die Köpfe, während der Major vor sich hin brummte: „Die Herrscher hören und sehen stets nur mit den Ohren und Augen ihrer Umgebung. Die Königin thut nichts ohne die Admiralität, die um drei armseltiger Menschenleben willen keinen Finger rührt.“

Da erhob sich Lady Ellen und rief thränenenden Auges, aber mit fester Stimme: „Gott hat die Urkunden in unsere Hände geführt und uns damit betraut, die Unglücklichen zu retten! Lieber Mann, Du wolltest mir ja eine Vergnügungsreise bereiten. Welch größeres Vergnügen kann es geben, als Unglückliche zu retten, die ihr Land in Stidh läßt!“

„Du hast recht, meine Liebe,“ erklärte ihr Mann; „der Duncan ist ein seetüchtiges Schiff, das nöthigenfalls die ganze Erde umsegeln kann. Und wenn es sein muß, würden wir dies thun, um Euren Vater aufzufinden, Kinder.“

Es folgte eine unbeschreibliche Scene dankbarer Rührung, der die Männer schnell ein Ende machten, um sofort alle nöthigen Befehle zu geben, damit keine Stunde zum Ausbruche versäumt würde, um dies edelmüthige Unternehmen auszuführen.

Kapitän John Mangles erhielt Befehl, den Duncan nach Glasgow zu bringen und alle Vorbereitungen zu einer Reise in die Südsee zu treffen. Die Vorrathskammern des Dampfers wurden in Eile er-

weitert, um mehr Brennmaterial und Mundvorräthe fassen zu können; auch eine Kanone wurde auf das Vorderkastell gebracht, damit man für alle Fälle gerüstet war. Der Kapitän war ein noch junger, aber trotzdem seebefahrener Mann, der schon oft Beweise von Thatkraft, kaltem Blute und großer Geschicklichkeit gegeben hatte, so daß alle Bedingungen zu einem gedeihlichen Ausgange des Unternehmens vorhanden waren, zumal auch die im Ganzen fünfundzwanzig Köpfe zählende Besatzung des Schiffes aus lauter erprobten Seelenten, sämmtlich Schotten von Geburt, bestand, die ihr Leben für ihren Herrn gelassen haben würden.

Die Kajüte der Herrschaft wurde ebenfalls für die große Reise vorbereitet, und für Robert und Marie, die Kinder des Vermißten, freundliche Kojen hergerichtet. Selbstverständlich mußte auch für den alten Major gesorgt werden, der durchaus die Reise mitmachen wollte.

Am 24. August verließen Lord und Lady Glenarvon Malcolm-Schloß, außer den schon Genannten nur noch von der Frau des Proviantmeisters begleitet, welcher die Bedienung der Dame oblag. Die junge, muthige Lady verzichtete auf die ruhigen Freuden eines an Vergnügen und Genüssen aller Art reichen Lebens, um armen Schiffbrüchigen Beistand zu leisten.

Am folgenden Abende verließ der Dampfer mit Eintritt der Ebbe den Hafen, um am anderen Morgen bereits im offenen Ozeane zu sein.

Die See rollte zuerst ziemlich hohl, am nächsten Tage aber drehte sich der Wind, und als der Kapitän nun Fock- und Marssegel aufziehen ließ, legte sich das unangenehme Schwanken des Schiffes.

Der Major kam, wie immer rauchend und sich in dichte Rauchwolken hüllend, auf Deck, schritt bis ans Steuerruder und blickte nach rückwärts in den glänzenden Wasserstreifen, den der Kiel des Duncan in die Wogen schnitt.

Nach einigen Minuten stummen Schauens kehrte er sich um, und sah sich zu seiner Verwunderung einem wildfremden Menschen gegenüber.

Ein großer, dürrer Mann von etwa vierzig Jahren, glich der

Fremde einem langen Nagel mit mächtigem Kopfe, denn derselbe war ungewöhnlich breitschulterig gebaut, mit hoher Stirn und langer Nase. Die Augen deckte eine mächtige Brille und sein Blick hatte die Unsicherheit der Kurzsichtigen. Seine Kopfbedeckung bestand in einer Reiseumütze, seine Beine steckten in gelben Halbstiefeln und ledernen Gamaschen, dazu trug er braune Sammethosen und eine Toppe mit vollgestopften Taschen; über die Schulter aber hatte er ein mächtiges Fernrohr geworfen.

Mit großer Beweglichkeit ging der Fremde um den Major herum, der sich durch die ungewohnte Erscheinung nicht aus seinem Phlegma bringen ließ, und als seine Bemühungen, den phlegmatischen Mann zum Sprechen zu bringen, scheiterten, sah der Lange durch sein vierfüßiges Fernrohr, schob es kopfschüttelnd zusammen und stützte sich darauf, wie auf einen Stock; er wäre aber beinahe gefallen, denn das Rohr schob sich beim ersten Schwanken des Schiffes zusammen.

Jeder andere als der Major hätte an seiner Stelle wenigstens gelächelt, dieser aber verzog keine Miene, während der Fremde laut nach dem Proviantmeister rief.

Dieser, der gerade vorüberging, blieb stehen und bejahte auf Befragen, daß er der Proviantmeister sei. „Aber,“ fügte er hinzu, „ich habe nicht die Ehre . . .“

„Ich bin der Passagier aus Kajüte Nummer 6,“ lautete die Antwort des Fremden.

„Nummer 6?“ wiederholte starr vor Staunen der Proviantmeister mit offenem Munde.

„Und wie heißen Sie, Vester?“

„Olbinett, Ihnen zu dienen, mein Herr!“

„Nun denn, Freund Olbinett, ich habe seit sechsunddreißig Stunden nichts genossen. Wann kann man Frühstück erhalten?“

„Um neun,“ antwortete Olbinett mechanisch, immer noch den Unbekannten anstarrend.

Der Fremde suchte nach seiner Uhr, die er erst in der siebenten

Tasche fand, und als er sah, daß es nicht mehr als acht war, forderte er ein Glas Sherry mit etwas Biscuit, ehe das Frühstück käme.

Darüber kam der Kapitän hinzu und wunderte sich nicht wenig, daß ein Fremder ihn als Kapitän Burton anredete, jedoch glaubte er, daß Lord Glenarvon vielleicht vergessen hatte, ihm das Einladen noch eines Gastes mitzutheilen. Als ihn aber der Fremde fragte, wie er denn mit der Fahrt der Scotia zufrieden sei, fing Mangles an zu ahnen, wie sich die Sache verhalte; ehe er sich jedoch aussprechen konnte, kam der Schiffsherr selber mit seiner Gesellschaft auf Deck, und der Fremde stellte sich diesem nun gleich als Professor Doktor Petermann vor, Mitglied vieler gelehrter Gesellschaften, der, nachdem er zwanzig Jahre Geographie in seinem Zimmer getrieben, sich nunmehr auf der Scotia eingeschifft habe, um in Indien die Arbeiten der großen Reisenden und Naturforscher zu ergänzen.

Lord Glenarvon wußte sofort, mit wem er es zu thun hatte, denn Professor Petermanns geographische Verdienste waren ihm wohl bekannt; darum drückte er dem unerwarteten Besuche herzlich die Hand, und nachdem er ihm seinen Namen genannt, fügte er hinzu: „Gestatten Sie mir, Herr Professor, eine Frage an Sie zu richten. Sie sind, wenn ich nicht irre, vorgestern an Bord gekommen, nicht wahr?“

„Sawohl, Mylord; und, um die Seekrankheit besser zu überwinden, habe ich sechsunddreißig Stunden um und um geschlafen.“

„Und Sie beabsichtigten nach Indien zu gehen?“ fuhr Glenarvon zu fragen fort.

„Ja, ich will dem Beispiele der Gebrüder Schlagintweit und anderer berühmter Reisenden folgen und da fortfahren, wo der Missionär Krick 1846 scheiterte, um zu erforschen, ob der Yaruzangbatſiu, welcher 1500 Kilometer am Fuße des nördlichen Himalayagebirges entlang fließt, sich mit dem Brahmaputraströme vereinigt oder wohin er mündet? In Indien will ich auch ein geographischer Reisender werden.“

„Werther Herr, es thut mir leid, Sie aus Ihrem Irrthume reißen zu müssen. Aber wir fahren nicht nach Indien!“

„Wie, die Scotia geht nicht nach Indien?“ fragte ganz verwundert der Professor.

„Sie befinden sich gar nicht auf der Scotia!“

„Welchen Scherz treibt man mit mir?“ rief Petermann, entrüstet die Umstehenden ansehend, von denen nur Mangles lächelte, während ihn die anderen Zuschauer theilnahmsvoll betrachteten. In diesem Augenblicke aber fiel sein Blick auf das Steuerrad, worauf sich die Inschrift: Duncan — Glasgow befand. „Der Duncan! der Duncan!“ rief er voller Verzweiflung, stürzte dann zur Treppe und diese hinunter auf seine Kajüte zu.

Alles lachte hinter ihm her, als er das Deck verließ. Aber es war auch ein starkes Stück! Anstatt nach Edinburg zu fahren, den Bahnzug zu verwechseln und nach Dumbarton zu kommen, — das ginge noch an! Aber noch obenein sich auf ein falsches Schiff begeben und nach Chili dampfen, wenn man nach Indien will, das war doch eine arge Zerstretheit, wie sie nur Gelehrten eigen ist.

Kläglicher Beschämtheit voll, kam Petermann wieder auf das Hinterdeck, nachdem er sich überzeugt, daß er wenigstens sein Gepäck unverfehrt mit an Bord habe. „Der Duncan“ und „Chili“ war alles, was er zunächst hervorbringen konnte, und er gebrauchte längere Zeit, um sich wieder zu fassen. „Ich darf mich in den Sitzungen der Akademie der Wissenschaften gar nicht wieder sehen lassen!“ jammerte er kleinlaut.

„Verzweifeln Sie nicht, werther Herr,“ tröstete ihn Lord Glenarvon. „Wir legen zu Madeira an, von wo Sie mit erster Gelegenheit nach Europa zurückkehren und, wenn auch verspätet, immer noch nach Indien und zu Ihren indischen Strömen gelangen werden.“

„Aber die schöne, verlorene Zeit!“ stöhnte Petermann. „Zwar bin ich Ihnen für Ihre Höflichkeit sehr verbunden, würde es aber noch mehr sein, wenn Sie geruhten, mich direkt nach Indien zu bringen, welches den Reisenden wunderbare, überraschende Schönheiten bietet. Sie machen jedenfalls doch nur eine Vergnügungsreise, und eine einzige Wendung des Steuers bringt uns nach Calcutta!“

„Handelte es sich nur um eine Vergnügungsfahrt, so würden wir ohne Bedenken mit Ihnen nach Ostindien gehen. Aber wir beabsichtigen, arme Schiffbrüchige an den Küsten Patagoniens aufzusuchen,“ antwortete Lady Ellen, und binnen kurzem war der Geograph von der Lage der Dinge benachrichtigt.

Nicht ohne Rührung vernahm er, wie die Vorsehung die Urkunden der Schiffbrüchigen in die Hände Glenarvons geführt hatte, erklärte aber auf Befragen, daß er leider seine Reise nach Indien fortsetzen müsse und die Fahrt nach Amerika zu seinem großen Bedauern nicht mitmachen könne. Auf sein Ersuchen wurden ihm jedoch die in Rede stehenden Urkunden vorgelegt, er studirte sie lange und sorgfältig, doch schien auch ihm keine andere Auslegung als die von Glenarvon gefundene möglich. An den Nachkommen des Kapitän Grant nahm er lebhaften Antheil und sagte dem Duncan und seinen Insassen ein vollständiges Gelingen der Expedition voraus. Hätte er sich nicht fest verpflichtet gehabt, nach Indien zu gehen, er wäre sicher voll Eifer mit nach Patagonien gegangen. In Madeira also wollte er Glenarvon und das Schiff verlassen.

### Drittes Kapitel.

#### Der siebenunddreißigste Breitengrad.

Kurze Zeit darauf hatte sich Petermann jedoch eines Besseren besonnen. Madeira war ihm geographisch zu genau durchforscht, um noch einer Untersuchung seinerseits gehörig zu verlohnen. Man beschloß also, nicht auf Madeira zu landen, sondern auf den Capverdischen Inseln anzulegen, die wissenschaftlich zu erkunden dem Gelehrten viel interessanter und verdienstlicher schien. So fuhr denn der Duncan westlich an der Insel Madeira vorüber und durchschnitt am 2. September den Wendekreis des Krebses. Hier änderte sich die Witterung. Schwere, feuchte Luft kündete den Anfang der Regenzeit an, schon am anderen

Tage aber lief der Duncan zwischen den Capverdischen Inseln durch und landete in der Bai von Villa Praya.

Der Regen fiel in Strömen, und gestattete kaum die Stadt zu sehen, geschweige zu betreten. Schon das Einnehmen von Kohlen war mit Schwierigkeiten verknüpft, und Lady Ellen mußte auf ihr Vorhaben, die Stadt zu betrachten, daher verzichten.

Mit Schrecken sah der arme Professor auf die vulkanische, unwirthliche Insel, zumal als er hörte, daß er acht bis neun Monate hier würde warten müssen, ehe sich eine Schiffsgelegenheit zur Rückkehr nach Europa finde.

Es blieb ihm sonach nichts anderes übrig, da er nun einmal unglücklicherweise das Aussteigen in Madeira unterlassen hatte, als die Fahrt nach Concepcion, der Hauptstadt Chilis, mitzumachen, zur großen Freude der anderen Reisenden, die von seinen Kenntnissen das Beste hofften, und so wurden denn täglich so oft und lange die Karten studirt, daß alle Tische voll lagen und es schwer hielt, zur Essenszeit zu decken.

Es gab jedesmal Streit mit dem Major bei dieser Gelegenheit, weil dieser von dem Kartenstudium überhaupt nicht viel hielt, und zur Mittagszeit erst recht nichts davon hören wollte.

Am 7. September kam das Schiff mit Hülfe eines anhaltenden Nordwindes über den Aequator in die südliche Erdhälfte. Petermann hatte an Bord spanische Bücher entdeckt, und so entschloß er sich, als der in Sprachstudien am meisten Geübte, die Sprache Don Quijotes zu erlernen, zumal an Bord sich außer ihm keine Seele befand, die von dieser Sprache auch nur einige Kenntnisse besaß.

Am 15. September kreuzte der Duncan den Wendekreis des Steinbocks, und schon tauchten in unbestimmter Ferne am Horizonte matte Landstreifen wie Wolken auf. Am 25. fuhr der Dampfer in die Magalhaensstraße ein, man konnte genau die Ufer übersehen; aber es zeigten sich zu Petermanns großem Mißvergnügen keine Menschen.

Nach sechsunddreißigstündiger Reise beendete man die Fahrt durch den zuletzt mit einem prachtvollen Rundgemälde endigenden Kanal.

Ein unermessliches, offenes Meer lag funkelnd vor ihnen: der Stille oder Große Ocean.

Acht Tage nach Durchschiffung der Magelhaensstraße fuhr der Dampfer in die Bai von Talcahuano ein, bei einem völlig wolkenlosen Himmel, wie er beständig von November bis März in diesen, von der Gebirgskette der Anden geschützten Küsten herrscht. Man fuhr dicht an allen Inseln hin, um jedes Zeichen eines Schiffbruches auf der Stelle wahrnehmen zu können. Aber man entdeckte nichts und erreichte so den Hafen Talcahuano, sechs Wochen später als man zu Glasgow in See gestochen war.

Glenarvon ließ sogleich ein Boot aussetzen und fuhr an's Land; der gelehrte Geograph begleitete ihn und versuchte sich mit den Spaniern verständlich zu machen. Zu seinem Erstaunen verstand ihn niemand, was er der ihm noch fehlenden richtigen Betonung zuschrieb.

An der Zollstätte erfuhr man durch etwas englisch redende Beamte, daß der Consul zu Concepcion, nur eine Stunde weit entfernt wohnte. Man miethete sofort Pferde und gelangte bald zu dem Consul, der sie freundlich aufnahm.

Die gestellte Frage, ob die Britannia an der Küste Chili's gescheitert sei, wurde aufs Bestimmteste verneint, da weder an den Consul noch irgend einen der Vertreter anderer Völker darüber jemals ein Bericht eingelaufen war.

Doch Glenarvon ließ sich nicht entmuthigen. Er begab sich nach Talcahuano zurück und sparte weder Geld noch Mühe, um etwas zu erfahren. An alle Küstenpunkte Chili's und Araukaniens sandte er Agenten, doch umsonst, auch die schärfste Suche förderte keine Nachricht; es blieb nur übrig anzunehmen, daß der Schiffbruch der Britannia gar keine Spur hinterlassen habe.

Der Lord setzte seine Genossen von der Erfolglosigkeit seiner Schritte in Kenntniß. Grant's Kinder brachen in Thränen aus; niemand wußte sie zu trösten.

Der Professor hatte Grant's Urkunden wieder zur Hand genommen und betrachtete sie mit der größten Aufmerksamkeit.

„Ich wende mich an Ihren Scharfsinn, Petermann!“ rief Lord Glenarvon. „Sind wir vielleicht betreffs des vermuthlichen Schauplatzes des Schiffbruches? Kann es an der betreffenden Stelle in den Dokumenten noch irgend etwas anderes als Patagonien heißen? Ist es nicht zweifellos, daß die Gescheiterten beim Schreiben dieser Zeilen fürchteten, in Gefangenschaft der dieses Land bewohnenden Indianer zu kommen?“

„Wenn ich auch alle übrigen Schlüsse als richtig anerkennen möchte, so scheint mir doch der letzte ein Trugschluß. Es kommt mir vielmehr vor, als wenn Grant nicht ein Gefangener erst zu werden fürchtete, sondern daß er es schon war, als er diese Dokumente schrieb.“

„Aber das scheint mir geradezu unmöglich, weil die Bestimmung der Länge- und Breiteregrade nur für den Ort des Schiffbruches passen kann,“ rief der Lord.

„Das kann ich doch nicht einsehen,“ antwortete Petermann, „weßhalb sollen die Gefangenen nicht auch im Innern des Landes getrachtet haben, Nachricht von sich durch diese Flasche zu geben?“

„Sehr einfach, weil, um eine Flasche ins Meer zu werfen, doch vor allem das Meer zur Hand sein muß!“

„Oder, in dessen Ermangelung, Flüsse,“ beharrte der Geograph bei seiner Meinung.

Alle schienen nicht wenig überrascht, als er vorschlug, zu Lande den siebenunddreißigsten Breiteregrad bis zum Atlantischen Meere zu verfolgen.

„Glauben Sie denn, daß, wenn die Unglücklichen wirklich einst in der Indianer Händen waren, diese so lange ihr Leben geschenkt haben?“ fragte die Lady.

„Gewiß glaube ich das, Lady Ellen! Die Indianer sind keine Menschenfresser, sondern wissen die Nützlichkeit europäischer Gefangener trefflich zu schätzen und behandeln sie wie — nun wie werthvolle Hausthiere etwa. Man hat mehrere Beispiele, daß Europäer jahrelang unter großen Mühseligkeiten bei den Indianern der Pampas lebten,

die oft barbarische Behandlung seitens derselben jahrelang ertragen und dennoch gesund und munter in kultivirte Länder zurückkehrten.“

Petermann war so begeistert von seiner Idee, daß er Indien jetzt getrost Indien sein ließ und beschloß, sich an die Spitze der Expedition zu stellen, die außer ihm und Glenarvon nur noch aus dem Major, Robert Grant und einigen Dienern bestehen sollte, um durch zu große Zahl die Verpflegung nicht gar zu schwierig zu machen. Lady Ellen und Marie sollten unter Obhut Kapitän Mangles um das Kap Horn zurückfahren, und falls der Duncan nicht mit widrigen Winden zu kämpfen hatte, mußte er beinahe gleichzeitig mit der Landerpedition an der Ostküste ankommen.

Am 14. Oktober stach der Duncan, mit aller Dampfkraft arbeitend, in See; gleichzeitig ritten die Reisenden vom Hafen gen Süden ins Land. Alle Matrosen hatten zum Landritt mitgewollt und das Loos hatte darüber entscheiden müssen. So hatte es den Unterbefehlshaber Tom Austin und zwei kräftige Burschen, Namens Wilson und Mulrady getroffen, welche nebst dem Führer und einigen Maulthiertreibern den ganzen Rest der Expedition bildeten. Der Führer, auf chilenisch Catapaz genannt, verstand zum Glück etwas englisch, denn Petermann konnte sich mit seinem Spanisch immer noch nicht recht verständlich machen, so viel Mühe er sich auch gab.

Eine kleine, mit Glöckchen behangene Stute schritt den Maulthieren voraus, auf denen die Reisenden mit sammt ihrem Gepäck befördert wurden, denn dies ist die bequemste und sicherste Art des Reisens in Südamerika, besonders über das Anden- oder Cordillereengebirge.

Wirthshäuser gab es auf diesem Wege von einem zum anderen Ozeane nicht. Man hatte sich daher reichlich mit gedörrtem Fleische und Reis versehen und hoffte unterwegs frisches Fleisch zur Genüge selbst zu erlegen. Der landesübliche Sattel bestand aus halbgegerbten, noch wolligen Hammelfellen, die des Nachts auch als Bett dienen mußten. Die Reisenden hatten sich in den gebräuchlichen Poncho, einen wollenen Ueberwurf mit einem Loche zum Durchstecken des Kopfes, geworfen, während die Füße in Stiefeln steckten, die aus Pferdehäuten

gefertigt waren. Petermann, mit seinem von ihm unzertrennlichen Fernrohre, wäre in seiner üblichen Zerstretheit beinahe unter die Füße seines Thieres gerathen, als er aufsteigen sollte, und überließ sich, einmal im Sattel, ganz seinem trefflichen Maulthiere, woran er sehr wohl that, während sich Robert als ein für sein Alter trefflicher Reiter erwies.

Das Wetter war prächtig, der Himmel klar, die Luft trotz der Sonnengluth durch die Seewinde gekühlt. Rasch ritt die Truppe das Gestade der Bai von Talcabuana entlang, durch das Schilf ausgetrockneter Sümpfe, um nach Süden zu dem gewünschten Breitegrade zu gelangen. Petermann sprach laut mit sich selber spanisch, während alle anderen Reisenden schweigend ihren Gedanken nachgingen. Die Treiber nur riefen ab und zu ein unfolgsames Maulthier an; mußte das nicht, so half wohl ein Steinwurf, um den Eigensinn des störrischen Thieres zu brechen.

Morgens brach man regelmäßig früh um acht, gleich nach dem Frühstücke auf und reiste in einem Zuge, bis man, meist gegen vier Uhr Nachmittags, wieder zum Rasthalten kam. Von der Stadt Arauco wandte man sich ins Innere. Anfangs ging's noch durch Weinberge und Triften, auf denen Heerden weideten, aber nach und nach wurde das Land immer öder, bis man, beinahe meilenweit von einander entfernt, nur noch einzelne Hütten fand.

Auf Fährten kam man über zwei Flüsse, den Raque und den Tubal, schon im Angesichte der ersten Ausläufer der ungeheuren Andenkette, welche gewissermaßen eine Art Rückgrat des ganzen Continentes bildet. Da das Wetter prächtig blieb und sich alle wohl befanden, setzte man die unter so günstigen Umständen begonnene Reise nach Kräften rastlos fort und lagerte abends am Rio Bell, nachdem man den Rio Biobio durchschwamm und abermals acht Meilen zurückgelegt hatte.

Das Land blieb unverändert einsam und öde, voll von Amaryllis, strauchartigen Veilchen, Stacheläpfeln und gelbblühenden Cakteen. Im Buschwerke sah man Pantherkaten, Reiher, Käuzlein, Drosseln und Silbertaucher, aber keinen Menschen, den man hätte befragen können.

Da man erst jenseits der Anden Kapitän Grant zu finden ge-

dachte, ließ man sich dadurch nicht beunruhigen, eilte jedoch unablässig weiter und stieß oft auf namenlose Gewässer, die zu taufen sich der Geograph ein Vergnügen machte. Als man auf eine den Weg durchkreuzende Straße stieß, antwortete er auf Glenarvon's Frage, wohin sie führe, rasch: „Von Yumbel nach Los Angeles.“

„Sie kennen ja das Land,“ rief der Führer überrascht. „Sind Sie des Weges schon mal entlang gekommen?“

„Das will ich meinen,“ versetzte Petermann ernst.

„Zu Fuß oder auf einem Maulthiere?“ fragte der Führer weiter.

„Nein, in einem Lehnstessel,“ war die Antwort, die dem Führer, welcher den Scherz nicht verstand, nur ein Achselzucken abgewann.

Um fünf Uhr wurde in einer Schlucht, wenige Meilen von dem Flecken Loja, Halt gemacht, am Fuße der ersten vorgestreckten Stufe der großen Andenkette.

#### Viertes Kapitel.

### Zwölftausend Fuß über'm Meeresspiegel.

Bis jetzt hatten die Reisenden in dem ebenen Lande nicht mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, nun aber kamen die Gefahren der Gebirgsreise. Zunächst handelte es sich darum, welchen der Pässe man einschlagen sollte. Der Führer schlug die von Arica, beziehentlich Villarica vor, aber Petermann wollte davon nichts hören, weil dieselben zu weit von der beabsichtigten Reiseroute, dem sieben- unddreißigsten Grade, abführten; er verlangte, über den Antucopaf geführt zu werden.“

„Das ist höchstens ein Weg für Vieh, aber nicht für Menschen,“ wendete der Führer ein.

„Gi, lieber Freund,“ lautete die Antwort, „wo die Schafe und Kinder der Pehueltschen-Indianer gehen können, werden unsere Maulthiere auch wohl noch fortkommen. Wählen wir immerhin den geradesten Weg, also den über den Antucopaf!“

Der Aufbruch erfolgte am anderen Tage in der von ihm gewünschten Richtung. Man gelangte zunächst in das zwischen mächtigen Kalkfelsen eingelagerte Lojasthal, dann einen sanften Abhang hinauf, bis zu einem kleinen See. Hier begannen die, Ujanos genannten, grasigen Hochebenen und man sah ab und zu Heerden der Eingeborenen in der Ferne weiden. Später stieß man auf einen Sumpf, und sah auf einem kegelförmigen Felsen am Horizonte die kleine Bergfestung Bellamare liegen.

Die Abhänge wurden jetzt steiler und steiler, fürchterliche Abgründe klasten unmittelbar neben dem Wege. Die Maulthiere, eins hinter dem anderen gehend, witterten erst bei jedem Schritte vorsichtig mit der Nase auf dem Boden nach dem Wege, ehe sie die Füße weiter setzten. Bei plötzlichen Krümmungen wurde das Leitthier unsichtbar, und die Karawane folgte nur dem Tone der Schellen. Dester gerieth die Gesellschaft auf getrennte Wege und der Führer schrie den anderen Treibern seine Befehle zu, über hunderte von Schritten breite und noch viel tiefere Felspalten hinweg.

Immer spärlicher wurde die Pflanzenwelt, während rostbraune Lavastreifen die Nähe eines Vulkans, des Antuco, andeuteten. Die anscheinend allen Gefahren der Schwere zum Troste auf einander gethürmten Felsen drohten bei jeder kleinen Erschütterung zusammen zu brechen und die Nahenden unter sich zu begraben.

Die häufigen Erdbeben verändern oft das Aussehen dieser Felsgruppen; die dem Führer bekannten Merkmale fanden sich mehr als einmal nicht wieder, so daß es schwer hielt, die Straße zu erkennen. Der Führer hielt manchmal stutzend an, blickte sich um, untersuchte die Formen der Felsen und forschte nach Spuren des Weges, zuletzt umsonst, denn es glückte ihm nicht mehr, sich zurecht zu finden. Doch ging er noch eine Stunde lang auf gut Glück weiter, immer höher steigend, bis man sich genöthigt sah zu halten, denn der weitere Marsch wurde durch eine steil wie eine Mauer emporstarrende Felswand verschlossen. Der Führer stieg ab, kreuzte die Arme und wartete, bis Glenarvon herankam.

„Ihr seid irre gegangen?“ fragte dieser sogleich den Catapaz.

„Rein Herr. Hier sind die Spuren eines Indianerfeuers, dort die, welche die Heerden zurückließen. Es ist oder besser es war bis vor kurzem der richtige Weg.“

„Aber man kann ja nicht weiter!“

„Das letzte Erdbeben muß den Weg erst kürzlich verschüttet haben. Dachte mir schon, daß wir nicht durchkommen würden.“

„Und was nun?“

„Wir müssen umkehren. Ich rieth gleich von diesem Wege ab. Wir können jetzt nur einen der anderen Wege einschlagen, denn diesen weiter zu verfolgen ist rein unmöglich geworden.“

„Für Maulthiere, nicht aber für Menschen!“ rief der Major ärgerlich. „Wir würden mindestens drei kostbare Tage verlieren, wenn wir umkehrten!“

„Dafür kann ich nicht,“ erwiderte sehr folgerichtig der Führer. „Ich that, was ich konnte; wenn es Ihnen beliebt, kehren wir um.“

„Wollen Sie mir zu Fuß weiter über das Gebirge folgen?“ wandte sich der Lord an seine Begleiter.

Alle jauchzten ihm zu, und Petermann erklärte kurz entschlossen: „Was ist denn dabei groß zu fragen; wir klettern hinüber und wieder hinunter und suchen uns nachher in Argentinien Pferdehirten mit flinken Rossen, also vorwärts, ohne Zaudern.“

Glenarvon bezahlte den Maulthierbesitzer und entließ ihn und seine Leute. Die sieben Genossen beluden sich mit den Waffen, Instrumenten und den noch vorhandenen Lebensmitteln und machten sich sofort daran, die Reise fortzusetzen. Man erkletterte mühselig einen steilen Pfad und gelangte nach mehrstündiger Anstrengung endlich wieder auf den, deutlich an den Thierspuren erkennlichen Antucopaz, nicht weit von dem Kamme des Gebirges.

Aber von gebahntem Wege zeigte sich nichts mehr; mühsam mußten sich die Reisenden zu den Gebirgsspitzen hinaufarbeiten. Zum Glück war die Jahreszeit günstig, der Himmel klar, die Luft ruhig; zu anderer Jahreszeit wäre diese Besteigung ganz unmöglich gewesen.

Rasch erliegt der Verwegene, der diese Einöden in der ungünstigen, rauhen Zeit zu betreten wagt, der Kälte oder den Stürmen, welche in diesen Gegenden zu Hause sind und alljährlich die Schluchten mit Leichen von Menschen und Thieren füllen.

Die ganze Nacht hindurch hatte man aufwärts zu klimmen, oft ging's mit Händen und Füßen zugleich über besonders unzugängliche Stellen; dann mußte man über breite Klüfte springen; auch abwechselnd sich öfter gegenseitig der Schultern als Leiter bedienen.

Um fünf Uhr früh befanden sich die Reisenden nach Angabe des Barometers siebentausendfünfhundert Fuß über'm Meerespiegel, an der Grenze des Baumwuchses. An lebenden Wesen sah man nur Lamas und ein dem Kaninchen ähnelndes Nagethier, Chinchilla genannt, das, gewandt wie ein Eichhörnchen, über die Baumwipfel lief.

Es ging immer noch, nach kurzer Rast, unermüdetlich aufwärts. Nahe der Grenze des ewigen Schnees, neuntausend Fuß hoch, bemerkte man noch Alpaccas mit langem, seidenartigem Felle und einhörnige Bigogneziegen, die mit raschen Sätzen enteilten.

Bläuliche Eisblöcke warfen funkelnd die ersten Strahlen der aufgehenden Morgenjonne zurück, und das Aufsteigen wurde jetzt recht gefährlich; man mußte vor jedem Schritte erst den Boden untersuchen, ob er auch nicht einbreche, sondern die Menschenlast zu tragen im Stande sei. Wilson, der erfahrenste Bergsteiger der Gesellschaft, stellte sich an die Spitze, und genau in seinen Spuren schritten die Folgenden nach, sich hütend das leiseste Geräusch zu verursachen, da die geringste Erschütterung der Luft die losen Schneemassen auf sie zu stürzen drohte, die finster, sechs- bis siebenhundert Fuß hoch, über ihren Häuptern hingen.

Nur noch ein einziges Mal hatte man um acht Uhr Halt gemacht, um durch Verzehren der Lebensmittel die sinkenden Körperkräfte zu stärken, dann ging's wieder vorwärts, an manchem hölzernen Kreuze vorüber, das als Denkzeichen an Verunglückte zur äußersten Vorsicht mahnte.

Um zwei Uhr gelangte die mit übermenschlichen Anstrengungen

vordringende Truppe zu einer ungeheueren Hochebene, der alle Spur von Baumwuchs fehlte. Um drei schlug Glenarvon vor, zu rasten, denn Robert konnte vor Ermüdung kaum noch weiter, aber es fehlte an jedem noch so kleinen Schutzorte gegen den schneidend kalten Wind.

Da belud sich Mulrady, der stärkste der Matrosen, mit dem Bürschlein, und immer nach Oben ging's noch zwei fürchterliche Stunden lang. Die zunehmende Dünnhheit der Luft verursachte schmerzliche Brustbeklemmungen; man mußte schneller athmen und wurde dadurch erst recht ermüdet, zumal die von den Schneeflächen zurückgeworfenen Sonnenstrahlen die Augen schmerzen machten, und schon Einzelnen das Blut aus Lippen und Zahnfleisch drang.

Glenarvon fing an zu bereuen, daß er sich ohne Transportmittel so weit ins Gebirge gewagt hatte. Trotz aller Willensstärke zeigten auch die kräftigsten Männer unverkennbare Spuren der Erschlaffung. Es dauerte nicht lange mehr und Schwindel befiel die kühnen Bergsteiger und drohte sie zu Boden zu werfen; mühsam schleppten sie sich nur noch fort; nicht nur die körperliche, auch die moralische Kraft begann sie zu verlassen, und schon begann auch die allzulange fortgesetzte Bewegung in's Stocken zu gerathen.

Mit Schrecken erwog bereits jeder bei sich den unermesslichen Schnee, die alles durchdringende Kälte, den Mangel eines Obdaches und jedes Schutzes gegen den Sturmwind, dazu die nahende, rauhe Nacht — als der Major stehen blieb und ruhig sagte: „Endlich eine Hütte!“

Jeder andere als er wäre ruhig daran vorübergegangen, ohne sie zu bemerken, denn nur durch eine unbedeutende Erhöhung der Schneedecke unterschied sie sich von der Umgebung. Erst nach einer Viertelstunde gelang es den erstarrten Händen der Reisenden, die Schneedecke abzukehren und den Eingang frei zu legen.

Aus getrockneten Ziegeln errichtet, war die würfelförmige Hütte knapp groß genug, die Gesellschaft zu beherbergen; waren die Wände auch nicht ganz dicht, so bildeten sie doch im Vereine mit der schützenden Schneedecke trefflichen Schutz gegen die herrschenden zehn Grad Kälte,

die sich recht empfindlich fühlbar machten. Uebrigens gewährte ein Heerd die Möglichkeit, auch Feuer anzuzünden. Trockene Flechten fanden sich am Felsen und boten im Vereine mit den Wurzeln einer Kletterpflanze, der Claretta, bald genügende Nahrung für die emporflackernden Flammen.

Bei der dünnen Luft hielt es indeß schwer, das Feuer im Gange zu halten, dagegen kochte das Wasser, anstatt wie in der Ebene bei hundert Grad Celsius, schon bei siebenundachtzig. Man war also über zwölftausend Fuß hoch gestiegen, wie der Gelehrte zu bemerken nicht veräumte.

Mit Behagen schlürfte man den Kaffee, aber das zähe, getrocknete Fleisch wollte trotz des Hungers nicht recht munden. Petermann, der gern gut aß, wünschte sich Lambraten, und obgleich ihm der Major seine Leckerhaftigkeit verwies, schickte er sich doch an, auf den Anstand zu gehen; da machte sich draußen lautes Geräusch vernehmbar. Es war eine mächtige Thierherde, die Hals über Kopf, sich geradezu überstürzend, mit lawinenhafter Eile nahte, so daß sich die Reisenden etwas zurückziehen mußten und der kurzichtige Petermann dennoch von der Herde ereilt und zu Boden gerissen wurde.

In diesem Augenblicke hörte man einen Schuß; der Major hatte auf's Gerathewohl in den Haufen sein Gewehr abgeschossen, auch schien es ihm, als wenn ein getroffenes Thier wenige Schritte von ihm niedergestürzt sei, während die ganze übrige Schaar mit unwiderstehlichem Ungestüme und verdoppeltem Getöse über die, vom matten Widerschein des entlegenen Vulkans schwach erhellten Abhänge fortstürmte.

Besorgt suchte Glenarvon den noch am Boden befindlichen Gelehrten aufzurichten und fragte ihn, ob er Schaden genommen habe?

„Ich suche nur meine Brille,“ war die Antwort. „Ah, da ist sie ja. Bei solchem Getümmel nur die Brille zu verlieren, wäre schon ein kleines Uebel, aber immerhin unangenehm, doch ist sie glücklicherweise ganz geblieben.“

Man hatte sich des geschossenen Thieres inzwischen bemächtigt und eilte damit in die Hütte zurück, um beim Feuerseine dasselbe zu be-

sichtigen. Es war ein Guanaco, ein niedliches, einem kleinen Kameele ähnliches Thier, nur ohne Höcker.

Fünf Minuten darauf legte Petermann große Schnitte Wildpret auf die inzwischen zu Kohle verglühten Wurzeln, und kurze Zeit darauf bot er das eigenthümlich, aber den Hungrigen anmuthend zudustende Fleisch als Lendenbraten herum. Alle fielen eifrig darüber her, hielten aber ebenso schnell, unter Ausdrücken des Ekels an; es war selbst für die Ausgehungerten völlig ungenießbar.

Petermann aber wußte sogleich, woran es lag, und erklärte, das Wild müsse gar zu abgehebt gewesen sein, in welchem Zustande es bekanntlich nicht eßbar wird.

„Aber wodurch mögen die Thiere so in Schrecken gesetzt worden sein?“ fragte Glenarvon.

Niemand konnte ihm hierauf Antwort ertheilen. Da ihre Hoffnung auf ein gutes Mahl zu Wasser geworden war, suchten sich alle wenigstens durch Schlaf zu stärken, nachdem man für das Feuer gesorgt hatte. Bald hörte man nur noch lebhaftes Schnarchen in allen Tonarten; der Anführer allein wurde von geheimer Sorge wachgehalten, weil er sich den Schrecken der Guanacoheerde weder durch Jäger, noch durch Raubthiere erklären konnte, die in solcher Höhe nicht vorkommen.

Der Halbschlummer beruhigte ihn etwas; die Hoffnung auf die nahe Ebene gab ihm sogar frohe Träume ein, voll von Neubeginnenden Forschungen und gutem Erfolge. Da wurde er durch ein dumpfes Getöse erweckt, das fernem Donnergeroll glich. Er schlug die Augen auf, sah sich um und ging hinaus. Der Himmel war hell und klar, der eben aufgegangene Mond und die prachtvollen Sterne leuchteten, kein Wölkchen trübte den Ausblick, und doch hielt das Donnern an und schien obenein näher zu kommen. Da aber sonst alles ruhig blieb, kehrte er frierend in das schützende Häuschen zurück und versuchte dem grauenenden Morgen entgegen zu schlummern.

Entsetzliches Getöse schreckte ihn wach; ein betäubender Lärm, gleich dem Rollen schwerer Geschütze über hartes Steinpflaster, erdröhnte. Der Boden wankte unter seinen Füßen, während die Hütte auseinander-

flaßte. Mit dem Worte: „Aufgewacht!“ suchte er seine Gefährten zu ermuntern, aber, kaum daß sie die Augen aufmachen und sich zur Hütte hinausflüchten konnten, wurden alle durch einen Erdstoß durcheinander geschüttelt und sammt der Felsplatte, auf der sie sich befanden, einen jähen Abhang hinabgeworfen.

„Ein Erdbeben,“ schrieb Petermann, und er irrte sich nicht. Der Morgen begann zu grauen und ließ erkennen, wie die Gestalt der Berge sich änderte, die spitzen Kegele stumpf wurden, die schwankenden Spitzen wie in einer Fallthür verschwanden. Eine meilenlange Felsmasse löste sich und rutschte mit Donnergepolter der Ebene zu, während sich die Menschen vergeblich an dem, was sich ihren Händen gerade zunächst bot, Felszacken oder losen Flechtenwurzeln zu halten bemühten, dieweil alles in einer Wolke von Schnee, Staub und Felskrümmern verschwand.

Athemlos durch die Schnelligkeit des Sturzes, ohne Ahnung wie lange und wie weit oder wohin sie der Sturz fortreißen würde, an jähen Abstürzen vorüber, zuletzt vor Schreck, Kälte, Staub, Mangel an Luft und Licht der Besinnung beraubt und fast leblos, lagen die Reisenden schließlich nach der letzten, sie alle wie Federbälle fortschleudernden Erschütterung des Bodens regungslos an der Erde. —

Endlich richtete sich Mac Rabbs auf; noch seiner Sinne kaum wieder mächtig, erhob er sich festen Fußes und blickte um sich, nachdem er einen Augenblick Luft geholt und den Staub aus den Augen gewischt hatte. Wie abgeschossene Flintenkugeln aus ein und derselben Büchse lagen seine Genossen nicht weit von einander um ihn herum. Er zählte, und vermißte nur einen — Robert Grant.

Das Erdbeben war vorüber, und Mutter Erde war wieder ruhig; heiter, wie eben nur in dieser Zone, lächelte der Himmel auf eine reizende Landschaft am Fuße der Cordilleren im Gebiete des La Plataflusses herab. Unter anderen Umständen hätte das Auge des Reisenden auf den plötzlichen Uebergang aus der ödesten Felsenwüste in eine Dase lachenden Wiesenlandes mit Wohlgefallen geruht, so aber war Dringenderes zu thun. Der Major mußte Glenarvon und seine Gefährten wieder zum Bewußtsein zurückrufen. Glücklicherweise war ein

lebhaft fließender Gebirgsbach in der Nähe. Langsam erholten sie sich unter dem Einflusse des Wassers von der Betäubung, und es stellte sich heraus, daß merkwürdigerweise bei dem fabelhaften Sturze keiner Schaden gelitten hatte. Die rasche Beförderung die Cordilleren herab hätte ihnen, abgesehen von der Gewaltthätigkeit und Gefahr der zu schnellen Bewegung, übrigens ganz erwünscht sein können, wäre nur der arme Robert zu finden gewesen.

So aber zeigte sich keine Spur von ihm, und als man in die Ferne nach ihm umblickte, sah man eine völlig neue Landschaft. Die Gebirgskämme, Gipfel und Spitzen hatten derart ihr Aussehen verändert, daß nicht einmal die kundigsten Führer, geschweige die des Landes Unkundigen sich in der völlig umgewandelten Gegend zurecht gefunden hätten.

Jetzt war guter Rath theuer.

„Wir müssen ihn suchen, Freunde,“ rief man einander zu. „Jedes Thal, jede Schlucht muß durchsucht werden. Wie könnten wir ohne den Sohn dem Vater vor Augen kommen!“

Wilson entsann sich, daß der Knabe bis zuletzt an seiner Seite gewesen war; noch wenige Minuten vor dem letzten Erdstoße hatte er sich an einem Flechtengebüsche festgeklammert, er konnte daher nicht weit zu suchen sein, und ohne viel zu reden, vertheilte man sich und stieg das Gebirge wieder hinauf. Die geringsten Spalten wurden durchsucht; die tiefsten Stellen der Schluchten, die oft mit Felsentrümmern bedeckt waren, stieg man unter Gefahr für Leib und Leben hinunter. Einige unzugängliche Höhepunkte ausgenommen, wurde die ganze Gegend aufs Genaueste untersucht, ohne daß man den Gesuchten gefunden hätte.

Gegen Mittag fanden sich die sechs Genossen wieder zusammen, völlig erschöpft, mit zerrissenen Kleidungsstücken, blutigen Händen und Füßen. Rathlos, voller Verzweiflung, denn alle liebten den Knaben, beschloß man dennoch den Platz nicht zu verlassen. Erholung that so wie so jedem Einzelnen Noth.

Das Thal war reich an Baumgruppen; der Major ließ einige

Decken unter einer derselben ausbreiten und schuf so eine Lagerstätte. Man zündete Feuer an und Mulrady bot seinem völlig niedergeschlagenen Herrn bald einen warmen Trunk zu seiner Erquickung, aber der verharrte in seinem leidigen, allen Trostgründen unzugänglichen Trübsinn.

So verfloss der Tag und die Nacht trat ein, ruhig und windstill wie die zuvor. Der arme Glenarvon irrte, auf das leiseste Geräusch lauschend, in der Gegend weit umher, bis der Tag wieder anbrach. Fast gewaltsam mußte man ihn von fernen Höhen, die er durchsucht hatte, zurückführen, doch konnte bei seiner Verzweiflung von Abreise keine Rede sein, da er sich durchaus von der Unglücksstätte nicht entfernen mochte.

Die Lebensmittel gingen zu Ende, man mußte vorwärts, wenn nicht der Hunger die ganze Gesellschaft aufreiben sollte; aber der Lord verzögerte von Stunde zu Stunde den Abmarsch. Endlich, gegen Mittag, drängte Mac Nabbs von neuem zur Weiterreise, da aller Leben auf dem Spiele stand, und schon rüsteten sich die Reisenden dazu, als Glenarvon am Himmel einen schwarzen Punkt entdeckte.

Es war ein Kondor, der jeden Augenblick deutlicher wurde.

Ganz ungewöhnliche Größe und erstaunliche Stärke erreicht der Vogel in diesen Gegenden, wo ihm fast nie jemand nachstellt. Kräftige Stiere vermag er in Abgründe zu stoßen, Ziegen, Hammel, selbst ziemlich ausgewachsene Kälber mit sich hoch in die Lüfte zu nehmen.

„Sollte dieser Kondor etwa Roberts Körper entdeckt haben?“ fragte immer noch nicht ganz hoffnungslos Glenarvon.

Der Riesenvogel nahte, weite Kreise beschreibend; man konnte deutlich sehen, daß er eine Flügelweite von mehr als fünfzehn Fuß hatte. Der Major und Wilson griffen nach ihren Schießwaffen, aber der Lord mahnte sie mit einem Winke ab.

In wiederholtem Umfluge umkreiste der Vogel eine Hochfläche, deren steil wie eine Mauer abfallende Wände sie den Reisenden völlig unzugänglich gemacht hatte — und stürzte sich plötzlich hinab. Schon nach einer Sekunde kam er wieder zum Vorschein, mit einer gewaltigen Last gen Himmel fliegend, während den Zuschauern Schreie des Ent-

sehens entführen, denn in Krallen und Schnabel des Kondors befand sich — der entseelte Körper Robert Grants.

Der Vogel hatte ihn bei den Kleidern gefaßt und schon beinaß hundert Fuß Höhe erreicht, ehe der bedächtige Major sein Gewehr nur anzulegen im Stande war. Aber er hatte noch nicht den Hahn berührt, als im Grunde des Thales ein Schuß fiel und der Kondor, am Kopfe getroffen, sich im Kreise langsam drehend, indem er sich seiner ausgebreiteten Flügel als Fallschirm bediente, zur Erde sank, doch seine Beute nicht los ließ.

Dhne zu fragen, woher der rettende Schuß kam, stürzten Glenarvon und seine Gefährten auf den Raubvogel los; als sie ankamen war derselbe schon todt, und Roberts Körper lag unter seinen ausgestreckten Flügeln. Man machte ihn von den Vogelkrallen los, legte ihn aufs Gras und der Lord lauschte mit dem Ohre an der Brust des Knaben. Allgemeiner Jubel begrüßte Glenarvons Ruf: „Er lebt noch!“ Sofort besprengte man ihm das Gesicht mit Wasser und rieb Hände und Füße, bis man ihn zu allgemeiner Freude wieder zu sich brachte.

### Fünftes Kapitel.

#### Wie Professor Petermann Spanisch lernte.

Nach der ungeheuren Gefahr, der Robert nun glücklich entronnen war, drohte ihm noch eine kaum minder erhebliche, denn, obgleich er noch sehr schwach war, konnte sich keiner seiner Freunde enthalten, ihn ans Herz zu drücken, so daß er durch Liebesbezeugungen erstickt zu werden fürchtete.

Dann aber fiel dem Major nach dem Geretteten auch der Retter ein, und er sah sich nach dem glücklichen Schützen um.

In einer Entfernung von fünfzig Schritten stand, auf eine lange Flinte gelehnt, ein über sechs Fuß großer Mann mit bronzefarbigem Gesicht. In seinen langen Mantel gewickelt, harrte der Patagonier,

dessen Anzug und die Lederriemen, mit denen seine Haare zurückgebunden waren, verriethen, daß er ein Eingeborener des Landes sei. Erst als die Reisenden dicht bei ihm waren, trat er zwei Schritte vor, ergriff Glenarvons ausgestreckte Rechte und drückte sie, denn in den Blicken des Lords sprach sich das Gefühl der Erkenntlichkeit so deutlich aus, daß der Eingeborene darüber nicht im Zweifel sein konnte. Er neigte den Kopf etwas und sprach einige Glenarvon und Mac Nabbs unverständliche Worte.

Petermann wurde nun vorgerufen und suchte sein Spanisch an den Mann zu bringen; der Eingeborne spitzte die Ohren, erwiderte aber nichts.

„Er versteht es nicht!“ stöhnte der Gelehrte.

„Betonen Sie auch richtig?“ fragte ihn der Major ernsthaft.

„Das Mißverstehen kann nur an dem vertheufelten Accent liegen,“ brummte der Gelehrte, und sprach nochmals zu dem Patagonier, mit der Langsamkeit eines Schulmeisters jedes Wort nach Gebühr betonend.

Dieser schüttelte den Kopf und rief laut: „No comprendo!“ Dann zeigte er auf den geschossenen Vogel und fügte noch einige Sätze hinzu.

„Hängen lasse ich mich, wenn ich ein Wort von diesem Kauderwälsch verstehe,“ rief jetzt auch erstaunt der Sprachkundige. „Er muß araukanisch reden, oder eine derart verdorbene Mundart, daß selbst ein richtiger Spanier ihn nicht verstehen würde.“

„Nicht doch, der Mann hat sicher gut spanisch geantwortet,“ rief Mac Nabbs, und sich an den Patagonier wendend, fragte er: „Espagnol?“

Dieser nickte bejahend, während Petermann bestürzt auf die folgenden spanischen Worte horchte und der Major und Glenarvon einander verwundert anblickten.

„Mein gelehrter Freund, sollte hier nicht wieder eine der Zerstreutheiten vorliegen, auf die Sie durchaus ein Patent zu haben scheinen?“ warf der Major hin. „Es ist doch unzweifelhaft spanisch, was der Riese spricht. Sollten Sie vielleicht in Gedanken eine andere Sprache für die spanische gehalten haben?“

„Dho, Major, Sie gehen zu weit!“ antwortete empfindlich Petermann.

„Ei nun, da Sie ihn nicht verstehen!“ meinte trocken der alte Soldat.

„Ich verstehe ihn nicht, weil er schlecht spricht!“ rief erzürnt der Geograph.

„Das heißt, er spricht schlecht, nur weil Sie ihn nicht verstehen,“ beharrte, ohne aus seiner Ruhe zu kommen, der Major.

„Mac Nabbs,“ fiel Glenarvon ein, „Ihre Annahme ist doch wohl unzulässig. So zerstreut unser Freund auch sein mag, so ist doch kaum zu glauben, daß er darin so weit ginge, eine Sprache irrtümlich statt der anderen zu erlernen.“

„Nun, so erklären Sie die Sache, Professor!“

„Ich erkläre nichts, ich beweise,“ sagte Petermann. „Hier ist das Buch, welches mir dient, mich täglich in den Schwierigkeiten der spanischen Sprache zu vervollkommen.“ Mit diesen Worten zog er nach einigem Suchen ein sehr zerlesenes Büchlein hervor und übergab es dem Major mit großer Zuversicht. Dieser nahm es, blickte es an und fragte:

„Was ist das für ein Buch?“

„Die Lusiade des großen Camoëns!“

„Aber, Sie Unglücklicher, Camoëns war ja gar kein Spanier sondern ein Portugiese, und portugiesisch haben Sie seit sechs Wochen getrieben!“

Ein homerisches Gelächter schallte dem Bestürzten in die Ohren, dessen Augen sich unter der Brille trübten.

„D, ich gedankenloser Narr,“ rief er aus; „das ist ja eine förmlich babylonische Sprachverwirrung. Nach Indien abreisen, in Chili ankommen, spanisch lernen wollen und portugiesisch reden, das ist doch zu stark! Geht das so weiter, so werfe ich noch eines schönen Tages anstatt der Cigarre mich selbst zum Fenster hinaus!“

Es war unmöglich ernsthaft zu bleiben, wenn man die komische Art sah, in der Petermann sein Unglück auffaßte; übrigens ging er selbst mit gutem Beispiele voran.

„Lacht nur, Freunde, lacht nur!“ rief er, „lacht aus vollem Halse,

niemand kann so sehr über mich lachen, als ich selbst. Ich werde mich wohl wieder daran gewöhnen müssen, in Gedanken zwölf- und noch mehrstellige Kubikwurzeln auszuziehen, um meine Gedanken besser in der Gewalt zu haben."

"Leider haben wir aber nun keinen Dolmetscher," rief Mac Nabbs ärgerlich.

"Sorgen Sie darum nicht," antwortete Petermann. "Portugiesisch und Spanisch ähneln sich wie zwei Zwillingsgeschwister. Sie sollen sich wundern, wie schnell ich meinen Irrthum wieder gut machen und mich mit dem Patagonier verständigen werde."

Diesmal hatte er recht, denn in Bälde konnte er mit dem Eingeborenen einige Worte wechseln und erfuhr, daß derselbe Thalcave hieß, ein Name, der in der Arakanersprache soviel wie: „der Donnerer“ besagt, ihm daher wegen seiner Geschicklichkeit im Schießen zu Theil geworden war.

Die meiste Freude erregte die Neuigkeit, daß der Eingeborene von Beruf Führer durch die Pampas sei; erschien dies doch geradezu wie eine Fügung der Vorsehung, so daß niemand mehr an dem Erfolge des Unternehmens: der schließlichen Rettung Kapitän Grants zweifelte.

Alle kehrten nun zu Robert zurück, der seine Hände dem Patagonier entgegenstreckte. Ohne ein Wort zu reden, legte er seine Hand auf den Kopf des Knaben und untersuchte dessen schmerzende Gliedmaßen.

Lächelnd pflückte er dann am Flußufer einige Hände voll wildwachsender Kräuter und rieb damit den Körper des Leidenden ein, der dadurch große Erleichterung spürte. Um ihm Zeit zu völliger Erholung zu lassen, beschloß man ihn bis zum anderen Morgen unter Obhut Mac Nabbs zu lassen, während Glenarvon und Petermann unter Führung Thalcaves aufbrachen, um in der nächsten Tolderia Nahrungs- und Transportmittel für die Gesellschaft aufzutreiben. So weit hatte sich Petermann schon, unter Zuhilfenahme von Gebeden, mit dem Führer zu verständigen gewußt.

Anderthalb Stunden marschirten beide mit großen Schritten hinter dem Führer her, den Bach stromaufwärts, bis sie die Tolderia

im Grunde eines steil zwischen den Bergabhängen eingekleiteten Thales erreichten. Dort lebten, unter Hütten aus zusammengeflochlenen Zweigen, einige Duzend Indianer, welche große Heerden Kühe, Ochsen, Schafe und Pferde weideten und mit diesen von einem Weidegrunde zum anderen zogen. Eine solche Niederlassung wird Tolderia genannt.

Es dauerte nicht lange, so hatte Thalcave sieben ponniartige Argentinerspferde mit voller Ausrüstung, nebst hundert Pfund gedörtem Fleisch, etwas Reis, sowie mehrere Lederschläuche für den Wasserbedarf erworben, den Indianern 20 Gold-Luzen dafür gezahlt und von ihnen Abschied genommen.

Bergab ging es auf Rosseshufen bedeutend schneller; schon in einer halben Stunde war man zurück. Mit Freudenrufen wurden die Rückkehrenden als Bringer der Speisen und der Rosse begrüßt und alle, Robert einbegriffen, aßen mit gutem Appetite. Den Rest des Tages verbrachte man in vollkommener Ruhe, nur der Geograph martexte den Indianer mit spanischen Redensarten, während er ab und zu über sich selbst den Kopf schüttelte und stöhnte: „Wer hätte es wohl vorausgesehen, daß mich einmal ein Patagonier Spanisch lehren würde?“

Am 22. Oktober gab der Führer früh acht Uhr das Zeichen zur Abreise. Zwischen dem zweiundzwanzigsten und dem zweiundvierzigsten Breitegrade senkt sich der Boden Argentinas von Westen gen Osten allmählig. Bis zum Meere hatten die Reisenden daher nur noch einen beständig sanftabfallenden Abhang hinabzureiten.

Als man aufbrechen wollte, pfiß Thalcave auf besondere Weise, und ein prachtwolles argentinisches Pferd von herrlichem Wuchse sprang sofort aus einem Gebüsch in der Nähe hervor und eilte auf seinen Herrn zu. Der Major, ein trefflicher Pferdekennner, bewunderte unverhohlen den stolzen und lebhaften Fuchs und fragte sogleich nach seinem Namen. Er hieß „Thaouka“, im Patagonischen: „der Vogel“ und verdiente, dem Anscheine nach, diesen Namen wirklich.

Thalcave bestieg sein Rosß und fort ging es auf die Pampas zu. Beim Austritt aus den letzten Schluchten der Cordillerenkette stieß Glenarvons Trupp zunächst auf eine große Menge Sand-Dünen, welche

wogengleich vom leisesten Winde unaufhörlich hin und her bewegt wurden. Der äußerst feine Sand wirbelte, sowie ein stärkerer Hauch des Windes darüber hinstrich, zu dünnen Säulen auf, bildete auch stellenweis sich zu förmlichen Wandersäulen oder Tromben aus; ein ebenso merkwürdiges als lästiges Schauspiel, da der feine Sand auch zwischen die geschlossenen Augenlider eindrang.

Den größten Theil des Tages hatte man mit dieser Erscheinung zu kämpfen; wenn auch stellenweis halb mit Erblindung bedroht, gelangten die Reiter doch dabei so schnell vorwärts, daß die Cordilleren Abends nur noch mit den höchsten Spitzen aus dem Abendnebel hervorrugten.

Durch einen zehneiligen Ritt ermüdet, machten die Reisenden Halt am Ufer des reißenden Neuquem-Stromes, einem trüben, brausenden Gewässer, das, eingezwängt zwischen steilem, röthlichem Ufergestein, rauschend dahinströmte.

Die nächsten vierundzwanzig Stunden boten nichts Bemerkenswerthes. Rasch und bequem ging es vorwärts; gleichmäßiger Boden und erträgliche Temperatur unterstützten das Reisen. Gegen Mittag aber sandte die Sonne verschwenderisch heiße Strahlen und abends thürmte sich am südwestlichen Horizonte eine dunkle Wolkenwand auf, ein sicheres Zeichen für einen Umschlag der Witterung.

Während der Nacht wehte ein Sturm mit großer Gewalt; für nur in einen Poncho eingehüllte Menschen eine peinliche Lage, so daß sich Pferde und Menschen, am Boden niedergestreckt, dicht neben einander drängten. Diese Art Stürme, Pamperos genannt, dauern meistens drei Tage hintereinander ohne Aufhören; da aber die Quecksilbersäule in Petermanns mitgeführtem Barometer schnell wieder stieg, so durfte man hoffen bei Tagesanbruch den Himmel wieder in seiner gewohnten Klarheit strahlen zu sehen.

Diese Hoffnung trügte nicht. Gegen ein Uhr morgens legte sich plötzlich der Wind, und alle konnten durch Schlaf neue Kräfte sammeln und anderen Tages früh sich frisch und munter wieder erheben.

Es war der vierundzwanzigste Oktober, der zehnte Tag nach der

Abreise von Talcahuano; man konnte nur noch einige zwanzig Meilen von dem Punkte entfernt sein, wo der siebenunddreißigste Parallelkreis den Rio Colorado schneidet, und hoffte dort endlich Eingeborene zu finden, die durch Vermittelung Thalcaves über Kapitän Grant ausgefragt werden konnten.

Aber die Gegend, welche die Reisenden durchzogen, war eine von den Eingeborenen wenig besuchte, weil die üblichen Straßenzüge von Argentinien nach den Anden viel nördlicher liegen. Daher ließ sich nirgends ein größerer Trupp sehen, nur einzelne Reiter tauchten hin und wieder in der Ferne auf, entfernten sich aber stets mit solcher Schnelligkeit wieder, daß es nicht möglich war, die jeden Verkehr mit Fremden Scheuenden behufs einer Unterredung einzuholen.

Hatte Glenarvon mit seinen Begleitern auch zu bedauern, daß keine Eingeborenen sich zeigten, so trug sich dagegen ein kleines Ereigniß zu, welches zu bestätigen schien, daß man auf der richtigen Fährte sei.

Defter hatte der Weg der Reisenden größere und kleinere Fußpfade durchkreuzt; jezt gelangten sie an eine ziemlich bedeutende Straße, wie aus den Knochenresten von Maulseseln, Schafen und Rindern, die zu Tausenden umherlagen, zu ersehen war.

Bis jezt hatte Thalcave noch keinerlei Bemerkung über die beharrlich eingehaltene Wegrichtung fallen lassen. An jedem Morgen ging man der aufgehenden Sonne entgegen und wich nicht von dieser geraden Linie, so daß sich das untergehende Tagesgestirn stets gerade hinter ihnen befand. Der Führer hätte sich eigentlich wundern müssen, daß er weit weniger führte als geführt wurde. Seine Verwunderung verbarg er aber, denn die Selbstbeherrschung, welche den Indianern zur zweiten Natur geworden ist, erlaubt ihnen keine unnützen Fragen oder gar Zeichen des Erstaunens bei jeder Gelegenheit. Heute jedoch, als man den erwähnten Weg erreichte, hielt er sein Roß an und sagte zu Petermann gewendet:

„Dies ist der Weg nach Mendoza.“

„Ja wohl, mein lieber Patagonier,“ antwortete der Geograph in

seinem reinsten Spanisch. „Ich weiß es wohl, der Weg von Carmen nach Mendoza.“

„Schlagen wir ihn nicht ein?“ fragte Thalcave.

„Nein, wir gehen immer gerade nach Osten,“ lautete die Antwort des Professors.

„Das heißt nirgendshin,“ konnte sich der Eingeborne zu sagen nicht enthalten und machte dabei ein sehr verwundertes Gesicht; denn da die Indianer nie scherzen, konnte er auch nicht annehmen, daß man Scherz mit ihm triebe, und doch war er nicht im Stande sich die Sache zu enträthseln, daß seine Reisegefährten weder nach Carmen noch nach Mendoza zu gehen im Sinne führten, den einzigen Orten weit und breit.

In diesem Augenblicke kam Glenarvon hinzu und fragte, warum die Pferde angehalten würden?

„Der Patagonier ist erstaunt, daß wir diesen Weg nicht einschlagen. Unsere Art zu reisen muß ihm freilich höchst befremdlich erscheinen, er meint, wir gingen nirgendshin.“

„Können Sie ihn nicht über unseren Reisezweck und über die Wichtigkeit aufklären, die wir auf die gerade Richtung nach Osten legen müssen?“ fragte Glenarvon.

„Das dürfte schwer halten,“ versetzte der Professor kopfschüttelnd, „weil die Indianer rein gar nichts von Länge- und Breitengraden verstehen und die Geschichte unserer Dokumente für ihn ganz unbegreiflich sein muß.“

„Würde er die Geschichte nicht verstehen, oder nur den Erzähler nicht begreifen?“ fiel mit ernsthaftem Gesichte der Major ein, obgleich ihm der Schelm im Nacken saß.

„O, Mac Rabbs, Sie glauben auch jetzt noch nicht an mein Spanisch?“

„Nun, Professor, so versuchen Sie es mal im Ernst. Probiren geht über Studiren,“ versetzte mit größter Seelenruhe der Gefragte.

Petermann wandte sich nach dem Patagonier um und begann seine Erzählung, oft genug durch das Fehlen einzelner Vokabeln unter-

brochen, dann wieder behindert durch die Schwierigkeit, gewisse, eigenthümliche Ausdrücke des Spanischen wiederzugeben, sowie Sachen bis ins Einzelne zu erklären, die er bei einem ungebildeten Indianer als völlig fremd voraussetzen mußte.

Es war ergötzlich, den Gelehrten zu betrachten, der sich auf die mannigfaltigste Weise hin und her bewegte, undeutliche Worte ausstieß, sie möglichst deutlich zu wiederholen bemüht war und dabei mit Händen und Füßen der Zunge zu Hülfe zu kommen suchte, indem er seine Worte mit den drolligsten, wenn auch noch so ernst gemeinten Geberden und Gestikulationen begleitete.

Endlich stieg er vom Pferde, zeichnete im Sande eine geographische Karte, auf der sich die Länge- und Breitegrade kreuzten, auch die beiden Weltmeere sichtbar waren, zwischen denen die Straße, an der man hielt, sich erstreckte.

Fast eine halbe Stunde dauerte die Belehrung des Geographen. Nie befand sich ein Gelehrter in größerer Verlegenheit, während Thalcave ihn und seine Handlungen so unbeweglich betrachtete, daß man nicht erkennen konnte, ob er das Geringste davon verstanden habe oder nicht. Endlich schwieg Petermann, trocknete sein schweißbedecktes Antlitz ab und blickte den Eingeborenen fragend an.

„Hat er begriffen, um was es sich handelt?“ fragte Glenarvon eifrig.

„Wir werden es gleich hören,“ antwortete der Professor. „Sollte es nicht der Fall sein, so verzichte ich auf weitere Versuche. Da möchte man ja lieber Steine klopfen, als einen so unbeweglichen Burschen bearbeiten!“

Thalcave war nicht von der Stelle gewichen, seine Augen hafteten auf den in den losen Sand gezeichneten Figuren, die der Wind bereits allmählig zu verwehen begann.

„Nun?“ fragte Petermann.

Thalcave schien nicht zu verstehen; schon sah Petermann ein ironisches Lächeln auf den Lippen des Majors, und trotz seiner soeben abgegebenen Erklärung wollte er mit seinen Erläuterungen fortfahren,

um seine Ehre als Sprachkundiger und Geograph zu retten, als der Führer ihn durch eine Handbewegung unterbrach.

„Ihr sucht einen gefangenen weißen Mann?“ fragte er, und als Petermann bejahte fuhr er fort: „Genau auf dieser Linie zwischen der aufgehenden und der untergehenden Sonne soll er sein?“

„Ganz richtig.“

„Und den Fluthen des unermesslichen Salzsees hatte Guer Gott das Geheimniß des Gefangenen anvertraut?“

„Ja, Gott selbst.“

„Sein heiliger Wille erfülle sich,“ versetzte feierlich Thalcave. „Laßt uns weiter gegen Sonnenaufgang ziehen, und wäre es auch bis zum unendlichen Salzsee.“

Triumphirend übersetzte Petermann seinen Gefährten sogleich die Reden des Indianers.

„Welch intelligenter Mensch!“ rief er. „Von hundert Bauern bei uns zu Hause würden neunundneunzig von meinen Erklärungen nichts verstanden haben. Das nenne ich einen gelehrigen Schüler; aber den möchte ich auch sehen, der nun noch zu glauben wagt, daß ich des Spanischen bis in die größten Feinheiten nicht völlig mächtig bin!“

Statt der Antwort auf diese im vollsten Siegesbewußtsein weit über die Sachlage hinauschießende Rede bewog ihn Mac Rabbs, den Führer zu befragen, ob die Indianer der Umgegend keine weißen Leute zu Gefangenen gemacht hätten?

Petermann, der vor Erregung kaum Worte fand, fuhr fort, seine Fragen zu stellen, während seine auf den Patagonier gerichteten Augen ihm die Antworten schon vom Gesichte zu lesen suchten, noch bevor sie demselben von den Lippen kamen. Gleichwohl übersetzte er sowohl seine Fragen wie die Gegenreden des Patagoniers, so daß seine eifrig zuhörenden Gefährten gleichsam in ihrer Muttersprache reden hörten.

So erfuhr man, daß die Indianer wirklich einen Europäer gefangen hatten.

„Ihr habt ihn gesehen?“ fragte der Professor weiter.

„Nein, aber in den Gefängen der Indianer, die von Stamm zu

Stamm gehen, wurde seiner erwähnt, als eines tapferen Mannes, den sie Büffelherz nannten.“

„Mein Vater,“ fiel Robert, des Patagoniers Hände ergreifend, auf spanisch ein, denn auch er hatte schon Brocken davon durch Zuhören und leises Wiederholen gelernt.

Der Führer hob den Knaben vom Pferde, nahm ihn in seine Arme und betrachtete ihn mit forschender Theilnahme. Der Professor aber hatte seine Erkundigungen noch nicht beendet, und ruhte nicht eher, als bis er erfahren, daß der Europäer zuletzt als Sklave bei einem Indianerstamme zwischen dem Rio Negro und dem Colorado, und zwar in den Händen des Kaziken Galfucura, eines Häuptlings der Poyuchen, gewesen, und daß schon zwei Sommer seit seiner Gefangennahme vergangen seien.

Nur von drei Gefangenen wußte Thalcave nichts, doch glaubten die erfreuten Reisenden trotzdem auf der richtigen Spur zu sein, und so beschloß man, die Reise ungesäumt in bisheriger Weise weiter fortzuführen, da die eingeschlagene Richtung zu dem Kaziken Galfucura führte, und mit Ausnahme der beiden Matrosen, von denen der Eingeborene auch nur durch Zufall nichts gehört haben konnte, alle Umstände mit den in dem Haifischmagen gefundenen Schriftstücken übereinstimmten.

Am 25. Oktober wurde eine traurige Ebene erreicht, die in der Landesprache Travestias heißt. Kein Gestein, kaum ein Kiesel fand sich vor, der die öde Thonbodenfläche unterbrochen hätte. In weiten Zwischenräumen zeigten sich einzelne Gruppen von Terpentins- und Johannisbrotbäumen, wildem Ginster und anderen stacheligen Sträuchern, deren Dürre von der Unfruchtbarkeit des Bodens lebhaft genug sprach.

Am 26. erreichte man den Rio Colorado nach einem anstrengenden Ritte und passirte ihn einzeln auf einer aus Lederriemen und Flechtwerk bestehenden Brücke. Auch die beiden folgenden Tage unterbrach nichts die Einförmigkeit der Gegend, bis man abends an einem großen, salzhaltigen See lagern konnte.

## Sechstes Kapitel.

### Die rothen Wölfe der Pampas.

Mit Aufgang der Sonne zog man ihr wieder entgegen, der Boden wurde allmählig mehr und mehr wasserhaltig, und dem entsprechend änderte sich die ganze Gegend. Strauchwerk, Gras, auch wohl niedrige Bäume bedeckten den Boden, an tieferen Stellen wuchsen schon Weiden und andere, die Wassernähe liebende Bäume: man hatte die eigentlichen Pampas erreicht; weite, unabsehbare Grassflächen dehnten sich nach allen Richtungen vor den Augen Glenarvons und seiner Umgebung.

Die Reise über diese gleichförmige Ebene blieb ohne Wechsel, kein Zwischenfall störte den Ritt, aber auch nicht die geringste Abwechslung der Landschaft bot sich dem Auge, nichts, das Anspruch auf landschaftliche Schönheit machen konnte. Es gehörte ein Petermann dazu, einer jener Forscher, die stets etwas finden, wo andere nichts sehen können, denen ein unscheinbarer Strauch, ein winziger Grashalm sogar genügt, um sich zu begeistern, um der Landschaft Geschmack abzugewinnen. Der Gelehrte entfaltete eine unerschöpfliche Beredsamkeit zur Belehrung seiner Umgebung, besonders Roberts, und brachte auf diese Weise seinen Mitreisenden die Einförmigkeit des Weges in Vergessenheit.

Am 29. Oktober fand die Karawane die Knochenreste einer mehrere hundert Köpfe starken Büffelherde, welche der Blitz getödtet haben mußte; eine nur durch die beispiellose Heftigkeit der Tropengewitter erklärliche Thatsache. Litten doch Pferde und Reiter durch die bei Tage herrschenden 30 Grad Wärme, welche hohe Temperatur sich des Nachts auch nur wenig abkühlte. Wenn aber in dieser Gegend Abkühlung einmal erfolgt, tritt sie gleich so stark ein, daß die heftigsten Gewitter nicht in Verwunderung setzen können.

Am folgenden Tage änderte sich das Aussehen der Pampas. Die grasartigen Gewächse wurden seltener; sie räumten dünnen Kletten das

Feld und übermannshohen Disteln, die allenfalls genügt hätten, alle Egel der Welt zu ernähren. Dunkelgrüne Stachelgebüsch, die diesen trockenen Gegenden besonders eigen sind, sproßten auch bereits empor. Zunehmende Dürre wurde unverkennbar, war jetzt doch auf Tagemärsche hin kein wasserhaltiges Flußbett mehr zu erwarten.

Ein durchdringender, rauchartiger Geruch verbreitete sich immer mehr, später nahm man auch Rauchwolken in der Ferne gewahr, von denen Petermann behauptete, daß sie zuweilen zwölf Meilen weit zu erschauen seien, während sich der Geruch noch fünf-, sechsmal weiter verbreitet. Oft genug überraschen die Flammen des Präriebrandes auch Menschen, und wehe ihnen, wenn sie nicht verstehen sich durch ein Gegenfeuer zu schützen, denn an Entfliehen können oft die schnellfüßigsten Thiere nicht denken, sobald die Flammen sie von allen Seiten umzingeln.

Trotzdem wünschte sich der Professor, solch ein fesselndes Schauspiel zu erleben, aber seine frommen Wünsche gingen nicht in Erfüllung, und wenn er doch noch vor Hitze halb gebraten wurde, so geschah dies nur durch die Sonnengluth, welche geradezu unerträglich wurde. Nun hätte man wohl den Tag über Rast halten können, wenn nicht der drohende Wassermangel zu unausgesetztem Ritte gezwungen hätte. Von Wasserläufen war keine Spur mehr vorhanden, auch die in der Gegend befindlichen, künstlich von den Indianern einst angelegten Wasserläche erwiesen sich völlig trocken.

Besorgt fragte der Professor den Indianer, wo er Wasser zu finden gedenke, dieser aber mußte ihn bis auf den folgenden Abend vertrösten, unter der Voraussetzung, daß man auch die Nacht durch fast ununterbrochen reiten würde. Das war ein böser Trost; die vor Durst verjähmachten Pferde waren äußerst erschöpft, man mußte ihnen durchaus einige Stunden Ruhe gönnen, dann aber ging's im nächtlichen Dunkel vorwärts, um bei Tage wenigstens in der ärgsten Mittagshitze etwas rasten zu können und doch noch vor Nacht an's Wasser zu gelangen.

Anderen Tages in aller Frühe wurde die Einförmigkeit des Rittes

durch das Erscheinen einer zehn Köpfe starken Indianerhorde unterbrochen, die sich bis auf hundert Schritte Entfernung näherte, dann aber mit unglaublicher Schnelligkeit verschwand, als sie die Gewehre der Reisenden bemerkt hatte, denen sie sich ohne Feuerwaffen nicht gewachsen fühlen mochte, zum größten Glück für die Europäer, die sonst schwerlich der Ausplünderung entgangen wären.

Um acht Uhr abends wurde die Bodensenkung wahrnehmbar, die zu dem ersehnten Süßwassersee hinabführte; ein Viertelstündchen darauf erreichte die Gesellschaft den Uferrand, aber eine schmerzliche Enttäuschung harpte ihrer — der Seeboden lag völlig ausgetrocknet vor ihnen.

Allgemeine Bestürzung erfaßte die Durstenden, doch da half kein Klagen, es mußte ein Entschluß gefaßt werden, denn das noch in den Schläuchen befindliche Wasser war halb verdorben und vermochte den sich immer peiniger fühlbar machenden Durst nicht zu löschen.

Was sind alle Qualen des Hungers oder der Erschöpfung aus Ueberanstrengung gegen wüthenden Durst? Menschen und Thiere können wochenlang hungern, ehe sie sterben, aber völligen Wassermangel erträgt kein warmblütiges Geschöpf auch nur wenige Tage.

Auf Anrathen des Führers beschloß man, sich zu theilen. Diejenigen, deren Rosse noch am wenigsten erschöpft waren, sollten den Uebrigen voraus bis zum Ufer des Guamini den bisherigen Weg verfolgen und zurückkehren, falls sie kein Wasser fanden, um den anderen den nutzlosen Weg zu ersparen. Es wäre dann nichts übrig geblieben, als den siebenunddreißigsten Breitengrad zu verlassen und mindestens achtzehn Meilen südlich zu gehen, um in der an Wasser und Strömen reichen Gebirgsgegend der Sierra Ventana das lebenserhaltende Element zu suchen.

So ritten denn Thalcave mit Glenarvon und Robert nach dem Guaminiflusse voraus, während der Rest langsamer folgte, nachdem die Pferde die letzten, geradezu Ekel erregenden Wasserreste erhalten hatten. Der Professor und sein Rosß mußten vor Erschöpfung zurückbleiben, so ungern Glenarvon auch seinen Dolmetscher zurückließ. Doch glaubte

er ihn kaum nöthig zu haben, da er annahm, daß man sich wenig zu sagen haben würde.

Glenarvon und seine zwei Begleiter kamen jetzt durch eine nur mit Mimosen und salzhaltigem Strauchwerk bedeckte Bodenstrecke, welche die Sonnenstrahlen mit solcher Stärke wiederpiegelte, daß ihnen die Augen zu schmerzen anfangen. Dieser, Barreros geheißene Landstrich war derartig mit Salz durchsetzt, daß er leicht mit einer blühenden Eisfläche zu verwechseln gewesen wäre, hätte der Sonnenbrand solche Täuschung nicht unmöglich gemacht.

Die Pferde trauten mit einem Feuer und einer Ausdauer, als wenn sie genau gewußt hätten, daß es zu einem Ziele ginge, welches aller Noth ein Ende machen würde. Besonders Thaouka, das Pferd des Patagoniers, flog munter wie ein Vogel über die ausgetrockneten Rohrteiche und Salzümpfe, indem es wie zu guter Vorbedeutung wieherte.

Aber — alles hat seine Zeit. Im Laufe des Tages wurde die Ermattung doch übermächtig; gegen Mittag mußte wohl oder übel eine Stunde zur Ruhe gewährt werden, trotzdem aber hatten am Nachmittage Glenarvon und Robert Peitsche und Sporen zu gebrauchen, um die Thiere nur überhaupt vorwärts zu bringen. Thalcave wäre gern vorausgeritten, denn Thaouka war noch munter und hätte ihn in wenigen Stunden an das Ufer des Bergflüßchens bringen können, indeß mochte er seine Begleiter nicht allein in der Wüste zurücklassen, zwang also Thaouka, seine Schritte zu mäßigen. Das Pferd gehorchte, jedoch nicht ohne in die Zügel zu beißen, wie rasend den Athem einzuziehen und mit der Zunge zu schmalzen, als wenn sie in eine erquickende Flüssigkeit getaucht wäre. Der Indianer konnte diese Zeichen nicht mißverstehen: Das Wasser mußte nahe sein.

Er trieb also seine Gefährten an, indem er ihnen Thaoukas Ungeduld zu erklären suchte, welche die anderen Beiden, trotz der mangelnden Sprachkenntnisse, auch verstanden und mit äußerster Anstrengung ihre müden Kasse zu erneutem Trabe bewogen.

Gegen drei Uhr mittags zeigte sich endlich von fern in einer

Bodensenkung ein heller Streifen, der in den Strahlen der Sonne glitzerte, es war das so schmerzlich gesuchte Wasser.

Auch die Pferde hatten es wahrgenommen und brauchten jetzt nicht mehr getrieben zu werden; wie neubelebt jagten die armen Thiere in unbezähmbarer Eier mit unaufhaltbarer Gewalt vorwärts, hatten im Nu den Guamini erreicht und stürzten sich, gesattelt wie sie waren, gleich bis an die Brust in seine kühlenden Wellen, so daß auch die Reiter wider Willen ein unfreiwilliges Bad nehmen mußten, ohne sich jedoch darüber zu beklagen, denn auch ihnen that das Wasser wohl. So löschten sie mitten im Strome ihren quälenden Durst.

Das Beste wäre nun gewesen, den Zurückgebliebenen entgegen zu ziehen, aber man hatte leider keine Schläuche mitgenommen, und so blieb nichts weiter übrig, als geduldig zu warten. In Folge dessen schickte sich Glenarvon mit seinen beiden Gefährten dazu an, die Nacht am Flusse zuzubringen, wozu sich eine am Flußufer entdeckte Kamada vortrefflich eignete, ein mit Pfählen von drei Seiten umschlossener Raum, in dem die Rothhäute ihre Heerden sicher unterzubringen pflegen.

Nachdem die Kleider im Strahle der Sonne schnell getrocknet waren, faßte Glenarvon den Gedanken, auf die Jagd zu gehen, da sich allerlei Wasserhühner zeigten. Gedacht, gethan. Ein Duzend Wiesenläufer, Reb- und Birchhühner war bald erlegt, auch ein Bisam-schwein getödtet. Bald war der Appetit der Vorausgeeilten gestillt, und es blieb noch genug für die Nachgebliebenen übrig. Nachdem man auch die Pferde gefüttert und mit frischer Stren versorgt hatte, streckten sich, da es inzwischen Abend geworden war, die Mäuden selbst auf zusammengehäuften Grasbündeln aus, die sie vorgefunden hatten, und schliefen, nur in ihre Ponchos eingehüllt, denn die Pampasjäger kennen weiter keine Bettdecke.

Dunkle, nur vom Sternenshimmer erhellte Nacht senkte sich herab. Fast lautlos floß das Wasser des Guamini dahin, nichts regte sich, Menschen und Thiere schlummerten wie die sie umgebende Natur.

Nach kurzem Schlummer erwachte jedoch der Indianer und suchte sich über ein jechen von ihm vernommenes Geräusch klar zu werden.

Halb liegend, den Kopf in den Händen, die Ellenbogen auf die Kniee gestützt, in der Stellung eines durch einen plötzlichen Schreck aus dem Schlafe Gestörten, wartete er der Dinge, die da kommen sollten.

Wohl eine Viertelstunde lag er so, ohne sich zu rühren, während seine scharfen Sinne auf eine näherkommende Gefahr lauschten; da fing auch Thaouka ebenfalls an sich zu bewegen und schnaufte lebhaft.

„Auch Thaouka wittert einen Feind,“ sagte Thalcave, sich erhebend, durchspähte noch aufmerkamer die Prarie und sah, wie sich Schatten durch das Buschwerk der Pampas bewegten und leuchtende Punkte auftauchten, die fast wie Irrlichter aussahen. Doch der erfahrene Bewohner der Ebene wußte sogleich, mit wem er es zu thun hatte, überzeugte sich, daß sein Karabiner geladen sei, setzte ein frisches Zündhütchen auf und es dauerte nicht lange, da gab er Feuer; hundertzaches Geheul und gebellartiges Brüllen war die Antwort.

„Was giebt's?“ fragten die schnell erwachten Schläfer. „Etwa Indianer?“

„Nein, Agaräs, rothe Wölfe,“ versetzte Thalcave. „Wären sie nicht in so großer Masse gekommen, würden sie wenig zu fürchten sein, denn es ist feiges Gefindel, dem nur die große Zahl Muth verleiht.“

Die Wölfe zogen sich enger um den Zaun zusammen, man mußte die ganz verstörten Pferde fester binden, damit sie sich nicht losrissen und davonliefen. Dann eilten die Männer an den Eingang der Umzäunung, um denselben zu vertheidigen. Robert zielte und wollte schon auf die Wölfe schießen, doch Thalcave hielt ihm mit der Hand das Gewehr hoch und hinderte ihn, indem er ihm sein durch die Jagd am Abend beinahe leer gewordenes Pulverhorn vor Augen hielt. Dagegen raffte derselbe die Lagerstreu zusammen und zündete sie gerade vor dem Eingange an, indem er eine der noch glimmenden Kohlen des Abendfeuers hineinwarf.

Jetzt konnte man die zahlreichen Thiere vor dem Eingange deutlich erkennen; die vordersten wurden von den folgenden so dicht an das Feuer gedrängt, daß sie sich die Pfoten versengten und laut aufheulend zurückwichen.

Von Zeit zu Zeit wurde ein Gewehrschuß nöthig, um die heulende Heerde abzuhalten. So lange das Feuer brannte und der Schießbedarf reichte, war der Gefahr noch zu begegnen, aber was sollte geschehen, wenn diese Mittel, die Wölfe vom Ansturm abzuhalten, ihnen ausgingen?

In einer Stunde etwa mußte dies bereits der Fall sein. Nur schwer konnten sich die beiden Männer wegen der fehlenden Sprachkenntniß über das verständigen, was zu thun sei. Sie entschieden sich, den Versuch zu machen, ob sie sich bis zum Morgengrauen halten könnten; die Vertheidigungsmittel gingen aber noch vorher zu Ende. Schon zog der Patagonier vor, anstatt der Schüsse mit dem Messer, das er auf seine Flinte gespiest hatte, gegen die Argas zu kämpfen, wenn sich einer dem Feuer zu sehr näherte. Die Lösung des blutigen Dramas näherte sich immer mehr und mehr. Schauernd sahen die Belagerten, wie unterdeß die gefallenen Wölfe von den noch lebenden gefressen wurden. Es zeigte ihnen drohend, was ihnen selbst bevorstände, wenn sie der Bestien nicht Herr würden.

Die Wölfe hatten inzwischen ihre Angriffsweise geändert; sie hatten den Angriff auf den durch das beständig genährte Feuer vertheidigten Eingang aufgegeben und versuchten auf der entgegengesetzten Seite die schon morschen Pfähle zum Weichen zu bringen, während die durch ihre Annäherung entsetzten Pferde ihre Halfter zerrissen und wie besessen in der Umzäunung auf und ab jagten, ohne sich jedoch ins Freie hinaus zu wagen.

Glenarvon hielt den Knaben in seinen Armen, um ihn bis zum letzten Augenblicke zu vertheidigen, als sich seine Augen auf den Patagonier richteten, der sorgfältig sein Pferd aufzuzäumen begann, wobei er weder einen Riemen noch eine Schnalle vergaß; er wollte sich für seine Begleiter opfern und, indem er zu flüchten versuchte, die Wölfe allesammt nach sich ziehen, aber Glenarvon wehrte ihm, da er sich selbst aufzuopfern bereit war.

Während beide noch mit einander stritten, wer von ihnen den gefährlichen Mitt wagen sollte, indeß die Pfähle des Zaunes schon den Zähnen und Krallen der Wölfe nachzugeben begannen, bäumte sich

Thaouka plötzlich, richtete sich auf die Hinterfüße und flog mit einem Sage über das Feuer, während Robert mit seiner Knabenstimme gleichzeitig rief: „Gott stehe Ihnen bei, mein theurer Lord!“

Glenarvon und Thalcave hatten kaum Zeit, zu sehen, daß Robert auf dem Pferde saß, als Thaouka, flink wie der Wind, auch schon im Dunkel verschwunden war, während die Wölfe mit entsetzlichem Geheule jammt und sonders dem Pferde folgten und wie böse Geister im Westen verschwanden.

Bergebens stürzten ihnen die Männer nach, nichts mehr war zu sehen, still und öde lag die Prärie vor ihnen. Von Schmerz überwältigt sank Glenarvon zu Boden, in Verzweiflung die Hände ringend; Thalcave aber lächelte in seiner üblichen, feierlichen Ruhe und, mit dem Kopfe nickend, rief er: „Thaouka gutes Pferd. Roberto braver Knabe, wird sich retten.“

„Aber wenn er stürzt ist er verloren,“ sagte besorgt der Europäer, sich mehr durch Geberden als durch Worte verständlich machend.

„Er wird nicht stürzen,“ entgegnete der Indianer mit der größten Gemüthsruhe.

Trotz der Zuversicht, welche der Eigenthümer des Rosses zeigte, peinigte den armen Lord doch die schrecklichste Sorge. Mit den schlechten Pferden dem guten Rosse folgen zu wollen, war eine fast unmögliche Aufgabe; dennoch brach man sofort auf und ritt, Glenarvon auf Roberts Pferd, Thalcave auf dem des Lords, mit größtmöglicher Eile, die nur durch die Sorgfalt etwas gemindert wurde, mit der sie um sich schauten, weil Glenarvon jeden Augenblick fürchtete, die Reste des muthigen Knaben zu finden.

Schon nach einer Stunde traf man auf die entgegenkommende, von Petermann geführte Abtheilung. Ein Freudenstrahl erglänzte in Glenarvons Augen, denn Robert war unverfehrt bei ihnen, mit sammt dem vor Freude über das Wiedererblicken seines Herrn wiehernden Thaouka.

Robert und der Lord umarmten sich vor Freude, dann kam die Reihe an den Indianer, den muthigen Jungen an die Brust zu drücken, worauf auch Thaouka von allen Seiten Liebkosungen erhielt.

## Siebentes Kapitel.

### Auf falscher Fährte.

Nach den ersten Freudenergüssen erinnerten sich die Zurückgebliebenen schnell daran, daß sie brennenden Durst litten; zum Glück war das rettende Wasser nicht weit und um sieben Uhr vormittags bereits erreicht. Die noch vorhandenen Lebensmittel, absonderlich die frisch geschossenen Thiere vom vorigen Tage, mundeten den an das gedörrte Fleisch Gewöhnten vorzüglich; nach einigen Stunden der Rast aber ging's von neuem der Sonne entgegen.

Das Land wurde in dem Maße wie es feuchter wurde, auch fruchtbarer, blieb jedoch dessenungeachtet völlig menschenleer, und so eignete sich tagelang nicht der geringste Zwischenfall; am 4. November aber erreichte man die argentinische Ebene. Hier hoffte Thalcave den Indianerstamm zu treffen, in dessen Gewalt er Harry Grant zu finden gedachte.

Von den vierzehn Provinzen der Argentinischen Republik ist Buenos Ayres die größte und bevölkerteste. Ihre Grenzen reichen bis an das Gebiet der südlichen Indianer, das Land ist erstaunlich fruchtbar, das Klima gesund, was die Reisenden an der nur noch höchstens 17 Grad warmen und durch die Seewinde abgekühlten Luft bald mit großer Befriedigung wahrnahmen. Rasch und sicher kam man daher vorwärts. Nur Bewohner traf man nicht, so daß selbst Thalcave darüber besorgt werden mußte, da er in dieser Gegend sonst stets Pampas-Indianer zu finden gewohnt war.

Beunruhigt durch das Fehlen jeder Spur, die zur Gewißheit über das Schicksal Kapitän Grants hätte führen können, beschloß man Rath zu halten und entschied sich auf Thalcaves Vorschlag, — um bestimmt jemand zu treffen, mit dem man Rücksprache nehmen konnte — die Route ein wenig zu verlassen und nach dem nahe gelegenen Dorfe

Tandil zu gehen. Um vier Uhr nachmittags kam der Trupp an eine Hügelreihe, die in einem so ebenen Lande schon Anspruch machte ein Gebirge „Sierra Tandil“ zu heißen.

Für Leute, welche erst kürzlich unter so erschwerten Umständen die Andenkette überstiegen hatten, boten diese Hügelnchen selbstredend wenig Schwierigkeiten, kaum daß sie die Pferde etwas zu zügeln sich gemüßigt fanden. Am anderen Tage beobachtete man am Horizonte eine kleine Schaar Indianer, die jedoch, wie die vorige, unglaublich rasch wieder entfloß. Man übernachtete in einer verlassenen Tolderia, bei deren genauer Besichtigung der Patagonier zu der Ueberzeugung kam, daß sie schon sehr lange unbewohnt sei, und Glenarvon entschied sich daher, die einzeln liegenden Viehzuchthöfe, — Estancias genannt — welche der Sierra Tandil zunächst lagen, nicht erst zu besuchen, damit nicht unnütz Zeit verloren ginge, sondern direkt auf das etwas fernere Fort Independance, bei dem Dorfe Tandil, loszugehen, um dort endlich Erkundigungen einzuziehen.

Die Reisenden erblickten jetzt die ersten Bäume wieder, seit sie die Cordilleren überstiegen hatten: Pappeln, Weiden und Akazien, Bäume, die ohne Pflege gedeihen, wenn sie nur genügend Wasser finden.

Man näherte sich jetzt, wie schon die Umgegend zu zeigen begann, einer verhältnißmäßig kultivirten Gegend, denn Tandil steht in lebhaftem Verkehr mit der Hauptstadt Buenos Ayres, wohin es Vieh und eingepökeltes Fleisch in großen Massen schickt; auch befindet sich eine Schule und eine Kirche in dem Orte, in dessen Fort stets eine Abtheilung Militärsoldaten als Besatzung liegt.

Die Pferde wurden in einem Wirthshause untergebracht, und dann gingen Glenarvon, Mac Nabbs, Petermann und Robert unter Führung Thalcaves sogleich in die kleine Festung, in der sie ohne Schwierigkeit Einlaß fanden.

An einem Duzend, kaum dem Knabenalter erwachsener Burschen vorüber, die — nur mit einem gestreiften Hemde bekleidet, das an der Hüfte ein Ledergürtel zusammenhielt — militärische Uebungen abhielten, führte man die Fremden zu dem Kommandanten, der sie freundlich

empfang und ihnen auf Befragen mittheilte, daß ein seit kurzem im Norden wüthender Bürgerkrieg, wie er in den ehemals spanischen Ländern beinahe zur Gewohnheit geworden ist, die Indianer alle nach Norden gezogen habe; mit ihnen sei auch der Kazike Calfucura aus der Umgegend verschwunden.

Uebrigens stellte es sich heraus, daß man auf einer ganz falschen Fährte gewesen und alle Anstrengungen umsonst erduldet hätte, denn der ehemalige Gefangene Calfucura's war längst befreit, war auch kein Engländer, sondern ein Franzose gewesen, dessen Namen und Erlebnisse man genau erfuhr. Der Irrthum war handgreiflich, wenn auch erklärlich.

Diese Aufklärung wurde mit tiefem Schweigen aufgenommen. Von gefangenen Engländern hatte man niemals ein Wort in der Gegend gehört; man mußte sich in diese bedrückende Thatsache fügen, und da man nichts mehr in der Festung zu thun hatte, verließ man sie nach einer kleinen Weile, trostlos über das Scheitern aller Hoffnungen. Robert ritt mit thränenden Augen neben Glenarvon, der kein Wort, um ihn zu trösten, finden konnte.

So kehrte man trübselig in das Gasthaus zurück, und ebenso traurig verstrich die Mahlzeit. Keiner dieser muthigen und hingebenden Leute beklagte so zahlreiche, vergebliche Bemühungen und Gefahren, doch drückte sie das vollständige Fehlen jeder Aussicht auf Erfolg nieder.

Wenn irgend ein anderer Gefangener den Indianern in die Hände gefallen wäre, hätte man es an den Küsten des Atlantischen Ozeans jedenfalls wissen müssen; ein solches Ereigniß hätte den Einwohnern Tandils nicht unbekannt bleiben können, denn bei dem regen Handelsverkehr erfuhr man hier alles, was im ganzen Lande irgendwie Merkwürdiges vorfiel.

Im Staate Argentina hatte man Kapitän Grant also nicht zu suchen; es blieb daher nichts übrig, als das Land zu verlassen und den Duncan am bestimmten Zusammenkunftsorte aufzusuchen.

Der Professor hatte sich von Glenarvon nochmals die mitgeführten

Dokumente geben lassen, in Folge deren ihre Nachforschungen so vollständig gescheitert waren.

Glenarvon hatte sie ihm zwar überreicht, aber dabei gesagt: „Was wollen Sie noch damit? Die Sache ist doch, Gott sei es geklagt, un- zweifelhaft!“

„Hundertmal nein,“ erwiderte Petermann. „Die Dokumente können nicht unzweifelhaft und klar sein; im Gegentheil, wir müssen bisher etwas durchaus Falsches herausgelesen haben, denn sonst hätten wir, wenn nicht die Schiffbrüchigen, so doch irgend eine Spur von ihnen finden müssen. Weil Grant nicht in den Pampas ist, so ist er überhaupt nicht in Argentinien; jetzt aber sollen die Originalschriftstücke angeben, wo er ist, oder ich will nicht länger Petermann heißen.“

Da Fort Independance kaum vierzig Meilen vom Atlantischen Ozeane entfernt ist, hätte man bei ungestörter Fortsetzung der Reise in vier Tagen an Bord des Duncan sein müssen; aber schon als man aufbrach, lief den Abreisenden ein Haß über den Weg, was die abergläubischen Matrosen sogleich als eine üble Vorbedeutung ansahen und auf kommende Unfälle und Störungen des Marsches deuteten.

Diesmal sollten die Abergläubischen recht behalten; gegen Mittag öffneten sich die Schleusen des Himmels, und die schon überschwemmte Niederung drohte nunmehr zum See anzuschwellen. Die Dunkelheit brach früh herein und man mußte froh sein, bis auf die Haut durch- näßt, in einer elenden Hütte Unterkommen zu finden. Ein mit Mühe angezündetes Feuer verbreitete mehr Rauch als Wärme und drohte ebenein beständig zu verlöschen, so daß die Matrosen ihre liebe Noth hatten, es auch nur nothdürftig zu erhalten. Es war wieder eine sehr trübselige Nacht, daher waren alle froh als sie vorüber war, und man mit dem grauenden Morgenlichte die Hütte verlassen konnte.

Der Regen hatte allmählig nachgelassen, endlich auch aufgehört; aber die ganze Gegend war, wenn auch nicht hoch, überschwemmt, so daß man stellenweise kaum den Erdboden zu erkennen vermochte. Wahrscheinlich waren der Rio Grande und der Bivarota über ihre niedrigen Ufer getreten, und die größte Eile that noth, wenn man der Gefahr,

in dem sich bildenden Landsee zu ertrinken, entgehen wollte. Man trieb die Pferde daher zu möglichster Eile, hatte bis zehn Uhr früh schon eine hübsche Strecke zurückgelegt und konnte hoffen, wenn keine neuen Unfälle eintraten, glücklich zu entkommen.

Da begann das Roß des Patagoniers auffällige Unruhe zu zeigen, wieherte heftig und bäumte sich sogar wiederholt dermaßen, daß es Thalcave kaum zu zügeln vermochte; der Schaum aus seinem Maule mischte sich unter dem straff angezogenen Gebisse mit Blut; sein Herr suchte es zu begütigen, doch beruhigte sich das aufgeregte Thier nicht; wäre es frei gewesen, so würde es sich unzweifelhaft mit aller Eile auf die Flucht nach Norden gemacht haben, wohin es beständig den Kopf wendete.

„Was hat denn Thaouka?“ forschte der Professor. „Sollten gierige Blutegel etwa das Thier peinigen?“

„Nein, es muß irgend eine große Gefahr wittern,“ rief ängstlich um sich blickend der Eingeborene.

Wenn das Auge auch die von Thaouka geahnte Gefahr noch nicht wahrnahm, so machte sich doch schon dem Ohre ein dumpfes Getöse bemerkbar. Der Wind erhob sich feucht, als wenn er neuen Regen brächte, die Vögel zogen in Massen schnellsten Fluges dahin. Demnächst entstand dumpfer, unheimlicher Lärm; Gebrüll, Wiehern und Geblöf erschallte; unter den Wasserwirbeln, die sie erregten, konnte man die in großen Massen flüchtenden Thiere kaum von weitem unterscheiden.

„Schnell, schnell,“ rief der Führer.

„Was giebt es denn?“ fragte man zurück.

„Eine Ueberschwemmung, das Wasser kommt!“ rief Thalcave und spornete sein Roß nach Norden.

Jetzt sah man auch, wenn auch noch in weiter Ferne, eine mächtige Springfluthwoge von Süden her über das Land ziehen, das sie hinter sich in ein unabsehbares Meer verwandelte.

Es war sicher irgendwo ein Bruch der natürlichen Uferdämme eingetreten, vielleicht vereinigten sich sogar die Gewässer des Colorado mit denen des Rio Negro. Ein graufiges Schauspiel, die gewaltige

Wassermasse heranstürmen zu sehen, aber man konnte sich keiner langen Betrachtung hingeben, sondern mußte die Pferde wenden und Thavouka nach gen Mitternacht fliehen.

Die Springsluthwelle nahte mit der Schnelligkeit eines Rennpferdes in vollem Laufe. Vor ihr hin jagten die Reiter wie eine vom Sturm getriebene Wolke; kaum vermochten sie sich im Sattel zu halten. Vergeblich suchten ihre Blicke eine schützende Zuflucht, Himmel und Wasser gingen nach drei Seiten am Horizonte in einander über, auf der vierten lag nur das platte, mehr und mehr schwindende Land.

Glenarvon schaute öfters zurück und dachte im Stillen, die Wasserfluth holt uns sicher ein, während Thalcave immer zu größerer Eile trieb.

Nochmals spornte man die dampfenden, bereits gänzlich ermüdenden Rosse an, daß von ihren Weichen das Blut triefte; sie strauchelten und stürzten, man riß sie wieder empor, während schon lange Wellen als Vorläufer jener hohen Fluthwoge ankamen, welche in Entfernung von kaum einer halben Stunde ihr schaumiges Haupt näherte. Geraume Zeit setzte sich dieser Wettlauf mit dem rasenden Elemente fort, das den Säulen schon bis an die Brust ging und ihnen die Bewegung auf's Aeußerste erschwerte; M<sup>o</sup> hielten sich für verloren, sie fühlten ihre Ohnmacht gegenüber den Wasserfluthen.

Fünf Minuten später mußten die Pferde schon zum Schwimmen greifen, der steigende Wasserstrom trieb sie mehr als ihre eigene Kraft vorwärts, jede Rettung schien unmöglich, als die Stimme des Majors sich vernehmbar machte. Laut rief er aus:

„Ein Baum! Ein Baum!“

„Ein Baum?“ wiederholten die anderen fragend, indem sie zum ersten Male wieder aufblickten. „Wo denn?“

„Dort,“ bestätigte Thalcave und wies auf einen ungeheueren Nußbaum hin, der, einige hundert Schritte entfernt, aufrecht aus dem Wasser ragte.

Jetzt bedurften die Menschen keiner neuen Anfeuerung mehr, die letzten Kräfte aufzubieten, um den so unerwartet sich darbietenden Baum

zu erreichen; es war aber auch die höchste Zeit, Tom Austins Ross sank bereits, und er mußte es seinem Schicksale überlassen und sich durch seine eigene Schwimmkunst zu retten bemühen.

Noch hatte man aber den Baum nicht erreicht, als der mächtige Wasserschwall die Flüchtigen packte, schon sich in Gestalt einer wohl an die vierzig Fuß hohen Woge über sie ergoß, und Menschen und Thiere in einem Schaumwirbel verschwinden ließ. Eine flüssige Masse im Gewichte von mehreren Millionen Schiffstonnen wälzte sich über die Flüchtigen hin.

Als die hohe Woge vorüber war, tauchten die Menschen allesammt, gegen das Wasser kämpfend, wieder auf. Mit Ausnahme Thaukas, das noch seinen Herren trug, waren die Pferde jedoch sämmtlich mit der Fluth verschwunden.

Sich gegenseitig unterstützend, schwammen die Leute mit Aufbietung aller Kräfte auf den Baum zu, — Robert an die Mähne des Rosses angeklammert — bis man den rettenden Stamm erreicht hatte, dem das Wasser bis an die ersten, sich abgabelnden Zweige ging, so daß man sich leicht festhalten konnte.

Nur Thalcave, nachdem er den anderen hinaufgeholfen hatte, kletterte nicht auf den Baum, sondern schwamm neben seinem Rosse dem Norden zu.

## Achtes Kapitel.

### Wie Vögel auf den Zweigen.

Der sich vereinzelt in Argentinien findende, nußbaumartige Dmubaum, auf dem die Gefährdeten eine Zuflucht gefunden hatten, wurde nicht nur durch seine Wurzeln, sondern auch durch die daraus emporstrebenden Schößlinge und deren frisch in den Boden gesenktes Wurzelwerk am Boden gehalten. So allein konnte er dem Wogenandrang widerstehen.

Es war ein Riese von beinahe hundert Fuß Höhe, mit sechsfüßigem Stamme, der sich in drei große Aeste gabelte, von denen zwei das ausgedehnte Dach von Zweigen und Blättern trugen und einen förmlichen Wald bildeten, während der dritte, weniger belaubte Ast fast senkrecht sich in das Wasser erstreckte.

Die Ankunft der Menschen hatte eine Wolke gefiederter Gäste aufgeschreckt, die mit großem Geschrei über die neuen Ankömmlinge fortstiegen und Glenarvon und den Seinigen den Zufluchtsort räumten.

Robert und Wilson kletterten sofort behend in die Höhe, so weit sie kommen konnten und hielten von ihrem hohen Gipfelpunkte Ausblick. Das durch die Ueberschwemmung geschaffene Meer umgab sie von allen Seiten, ohne daß sie nach irgend einer Richtung ein Ende der Wassermassen gesehen hätten. Außer dem, unter dem Anprall der Wogen erdröhnenden Dmbu ragte meilenweit kein einziger Baum aus dem Wasser hervor; in der Ferne verschwand wie ein Pünktchen Thalcave mit seinem Kofse.

Die Umschau hatte keinen erreichbaren Rettungsort gezeigt; Robert und Wilson kletterten daher zurück und nahmen neben den Uebrigen Platz, nachdem sie Glenarvon von ihrer Umschau Bericht abgestattet hatten.

Die Ueberschwemmung hatte kurz darauf, dem Anscheine nach, den höchsten Stand erreicht, und wenn auch nicht ohne Unruhe über die Widerstandsfähigkeit des Baumes, sahen die Bauminfassen ihre Lage wenigstens vor der Hand für keine verzweifelte an.

„Was sollen wir aber jetzt beginnen?“ erkundigte sich Glenarvon.

„Uns einnisten wie die Vögel,“ erklärte der Professor heiter.

„Ein Nest bauen,“ lachte Robert.

„Freilich, mein Junge, und wie die Vögel leben, da wir es den Fischen nicht nachthun können.“

„Aber wer wird uns den Schnabel füllen?“ fiel Glenarvon besorgt ein.

„Sch,“ versetzte der Major und holte seine Aforja, einen Quersack von bunter Leinwand, hervor. „Hier ist Nahrung für sieben Menschen auf zwei Tage!“

„Daß ich auch daran nicht gedacht habe,“ rief Petermann. „Meine unglückselige Zerstretheit; so etwas zu vergessen! Die Ueberschwemmung dürfte leicht mehr als zwei Tage anhalten.“

„Sie denken auch an alles, lieber Major,“ nahm Glenarvon wieder das Wort, „selbst bei Gelegenheiten, wo man entschuldigt ist, wenn man auf nichts als augenblickliche Rettung sinnt.“

„Von dem Augenblicke an, wo wir uns vornahmen nicht zu ertrinken, mußte ich mich wohl daran erinnern, daß wir auch nicht gern Hungers sterben wollten,“ schmunzelte der Major, wies jedoch alle ferneren Lobpreisungen entschieden zurück.

Man trocknete sich und verzehrte ein frugales Essen, zu dem der Ombu zahlreiche Vogeleier beisteuerte, die man in den Nestern gefunden hatte.

Dann begann man von neuem zu plaudern, aber nicht mehr von der gegenwärtigen Lage, an der es vorläufig nichts zu ändern gab, sondern die Baumbewohner kamen auf den unerschöpflichen Gegenstand zurück, der aller Gedanken beschäftigte, und sprachen abermals von nichts anderem als von Kapitän Grant, trotzdem jede Spur von ihm nun verloren schien.

„Ich würde seine Wege verfolgen,“ erklärte Glenarvon, „und wenn ich die ganze Erde umschiffen müßte. Aber, obgleich wir nichts von ihm in Amerika entdecken konnten, heißt es nicht sich von dem Orte entfernen, den Grant selbst angegeben hat, sobald wir das amerikanische Festland verlassen?“

„Die Britannia ist aber nicht hier gescheitert,“ erwiderte der Major. „Ich möchte wohl wissen, welche Länder denn der siebenunddreißigste Breitengrad außer Amerika noch durchschneidet?“

„Das ist Petermann's Sache, und wir wollen ihn auf der Stelle befragen,“ sagte der Lord und rief diesen an, der sich etwas nach oben begeben hatte, wo ihn einige, zu einer förmlichen Wiege zusammengewachsene Baumzweige zum Ruhen eingeladen hatten.

Als er vernommen, was man von ihm wollte, rief er, ohne sich stören zu lassen: „Um das zu beantworten, brauche ich nicht erst meinen

vortrefflichen Platz zu verlassen. Der bewußte Breitegrad durchschneidet den Atlantischen Ocean, berührt die Insel Tristan, geht zwei Grade südlich vom Kap der guten Hoffnung vorbei, durchläuft den Indischen Ocean, streift die Amsterdam-Inseln, durchschneidet Australien, und . . .“

Er vollendete den Satz nicht, denn der Schluß blieb ihm förmlich in der Kehle stecken. Erstaunt sah man zu ihm hinauf. Verließ ihn seine Gelehrsamkeit, oder war ein neues Unglück vorgefallen, das den Professor zu einem lauten Schrei bewog?

Es war wahrlich ein Hülfseruf, denn Petermann stürzte gleich danach von Zweig zu Zweig herunter, und hätte ihn der Major nicht glücklicherweise aufgefangen, so wäre er bestimmt ins Wasser gefallen.

„Ich bin Ihnen sehr zu Dank verpflichtet, lieber Major,“ stöhnte tief athemholend der Gestürzte.

„Was fehlt Ihnen denn?“ fragte Mac Nabbs. „Was ist denn wieder los? Wieder eine Ihrer beständigen Zerstreutheiten?“

„Ja, ja,“ entgegnete der Gefragte beklommen, da seine Stimme vor Gemüthsbewegung zu versagen drohte. „Eine leider recht bedeutende Zerstreutheit,“ nahm er, seiner Bewegung Herr werdend, wieder das Wort; „denn wir suchten irrthümlich bisher Grant an Orten, wo er niemals gewesen ist, ja sogar niemals gewesen sein kann!“

„Was sagen Sie? Erklären Sie sich doch!“ drängte man ihn.

„Sehr einfach. Wir hatten falsche Anschauungen, und soeben erst, beim Sprechen des Wortes Australien ist mir der richtige Gedanke wie ein Blitz durch den Kopf gefahren und hat mir ein helles Licht über die Sache gegeben.“

„Wie?“ rief Glenarvon, „Sie behaupten? . . .“

„Ich behaupte, daß das in der französischen Urkunde vorkommende Wort austral sich nicht, wie wir bisher glaubten, auf das Australmeer, sondern auf Australien bezieht.“

„Unmöglich,“ fiel Glenarvon ein. „Denn Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß Australien von Indianern bewohnt wird? Außerdem, wie wollen Sie das Wort agonie anders als mit Patagonien in vernünftigen Zusammenhang bringen?“

„Ich werde Sie sogleich widerlegen,“ rief der Professor eifrig. „In den Schriftstücken steht ebenjowenig etwas von Indianern wie von Patagonien, denn nicht Indianer bedeutet der Stamm indi, sondern indigènes, und daß es Eingeborene in Australien giebt, läßt sich doch nicht leugnen. Agonie aber ist ohne jeden Zusatz auch im Zusammenhange als das selbständige Wort: „Todeskampf“ verständlich. Jedenfalls ist es ohne Bedeutung. Hätte ich von vornherein die Schriftstücke selbst gefunden und allein entziffert, würde ich wohl gleich auf den richtigen Sinn gekommen sein. So aber ließ ich mich durch die schon von mir vorgefundene, falsche Auslegung besangen machen und irre leiten. Jetzt aber wissen wir, daß wir nach Australien zu gehen haben.“

Vielfache Hurrahs und Glückwünsche von allen Seiten folgten diesen Worten. Am erregtesten war selbstverständlich Robert.

Als sich die Aufregung etwas gelegt hatte, bemerkte der ebenfalls freudig bewegte Lord: „Ich bin nur noch neugierig, wie Sie die soeben neu ausgelegten Worte unter sich in Zusammenhang setzen?“

„Nichts einfacher als das,“ erklärte der Gelehrte, die werthvollen Papiere hervorziehend, an denen er schon seit einigen Tagen herumstudirte. Sein Zeigefinger folgte dabei auf der Schrift den unterbrochenen Linien, während er mit sicherer Stimme, sich Zeit nehmend, las:

„Den 7. Juni 1862 ist der Dreimaster „Britannia“ von Glasgow nach — setzen wir zwei oder drei Tagen — oder langem Todeskampfe der Bemannung — vom Sturme an die Küste Australiens getrieben worden. Dem Lande zusteuend versuchen Kapitän und zwei Matrosen am Festlande anzulegen, wo sie Gefangene grausamer Eingeborner sind, oder zu werden fürchten. Sie haben diese Urkunde in die See geworfen, und so weiter.“

„Ja, das ist alles klar, wenn das Wort Festland auf Australien anzuwenden geht, obgleich es eigentlich, besonders im Verhältniß zu Asien, doch nur eine große Insel ist.“

„Beruhigen Sie sich, die besten Geographen sind einig, diese Insel das australische Festland im Gegensatz zu den australischen Inselreihen zu nennen, zumal es beinahe so groß wie ganz Europa ist.“

„Dann bleibt nur noch eins zu sagen: Auf, nach Australien! Wissen Sie übrigens, daß Ihre Gegenwart in unserer Mitte eine wahrhafte Schickung der Vorsehung ist?“

„Nehmen wir an,“ lächelte zustimmend der Geograph, „ich sei ein Abgesandter der Vorsehung; doch bitte, sprechen wir nicht mehr darüber.“

So endete das Gespräch mit neuer Hoffnung, und obgleich man Lady Ellen und Marie Grant den Kapitän nicht mitbrachte, sollten diese wenigstens den unwiderrusslichen Verlust Grants nicht zu beweinen haben. So vergaßen die Männer denn das Gefährliche ihrer Lage über der neuen, freudigen Hoffnung und bedauerten nur, nicht ohne Aufschub den Dmbu verlassen und abreisen zu können.

## Neuntes Kapitel.

### Zwischen Feuer und Wasser.

Von Abnahme der Wasserfluth war am Abend noch nichts wahrzunehmen, die heftige Strömung gen Norden dauerte noch immer fort und ließ noch lange kein Fallen des Binnenmeeres erwarten.

Man vertrieb sich die Zeit auf dem Baume so gut man konnte mit Fischfang, auch mit Jagd auf die Vögel, die sich allmählig wieder eingefunden hatten.

Beim Verzehren der Mahlzeit bedauerte Petermann, daß die vorjündfluthlichen Ungeheuer ganz ausgestorben seien und schalt auf Noah, daß er gerade die merkwürdigsten Thiere nicht mit in seine Arche genommen habe. Als man ihn darauf aufmerksam machte, daß durch reisende Thiere ihre gegenwärtige Verfassung, hätte Noah anders gehandelt, noch unangenehmer werden könnte, fragte er ganz erstaunt, ob sich denn jemand im Ernste über den augenblicklichen Zustand beklage?

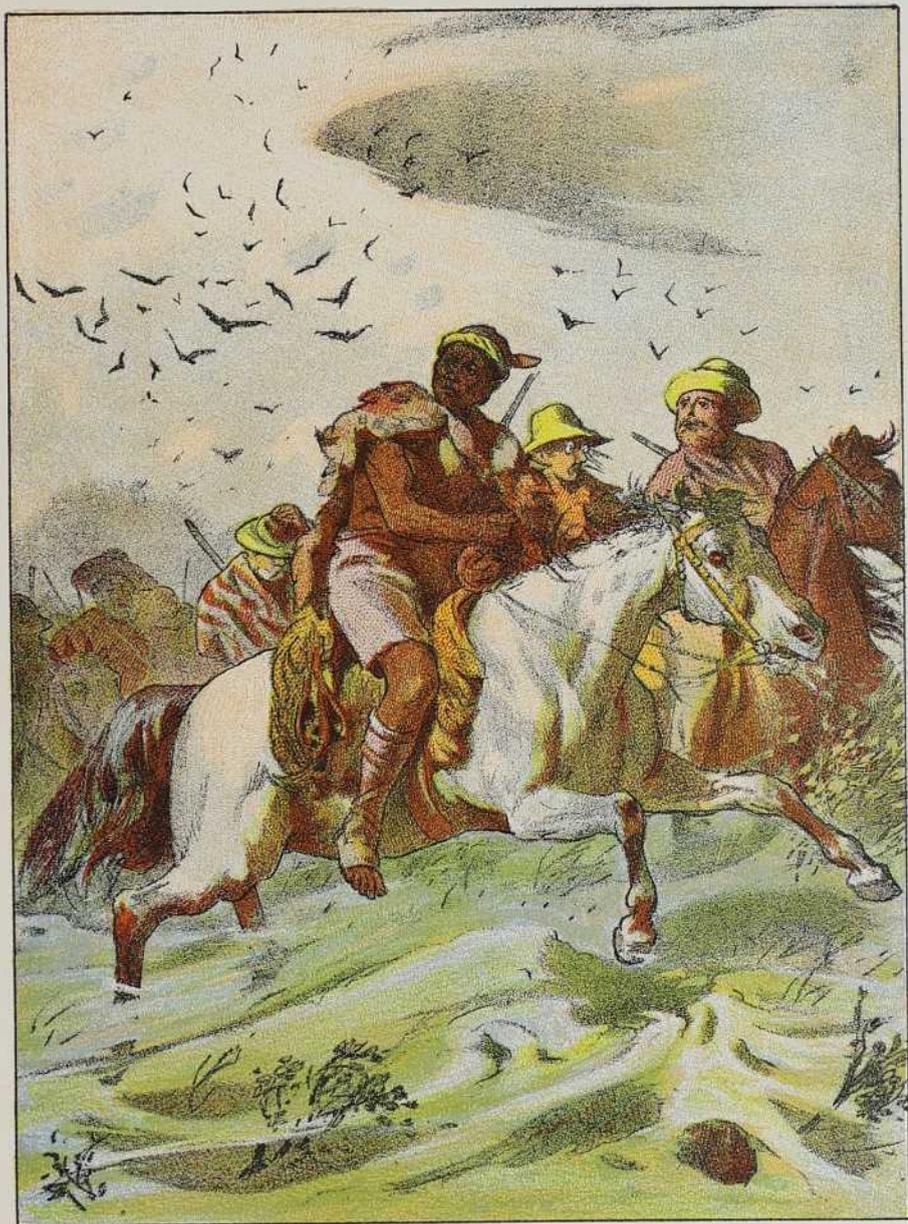
„Sind Ihnen denn diese unbequemen und harten Zweige etwa behaglich?“ drängte ihn Glenarvon seine Meinung zu äußern.

„Ich habe mich noch niemals behaglicher befunden,“ war die Erwiderung. „Doch ich sehe, Ihnen fehlt die Gemächlichkeit Ihres Schlosses, aber Freund Robert ist ebenso zufrieden und glücklich wie ich selbst.“

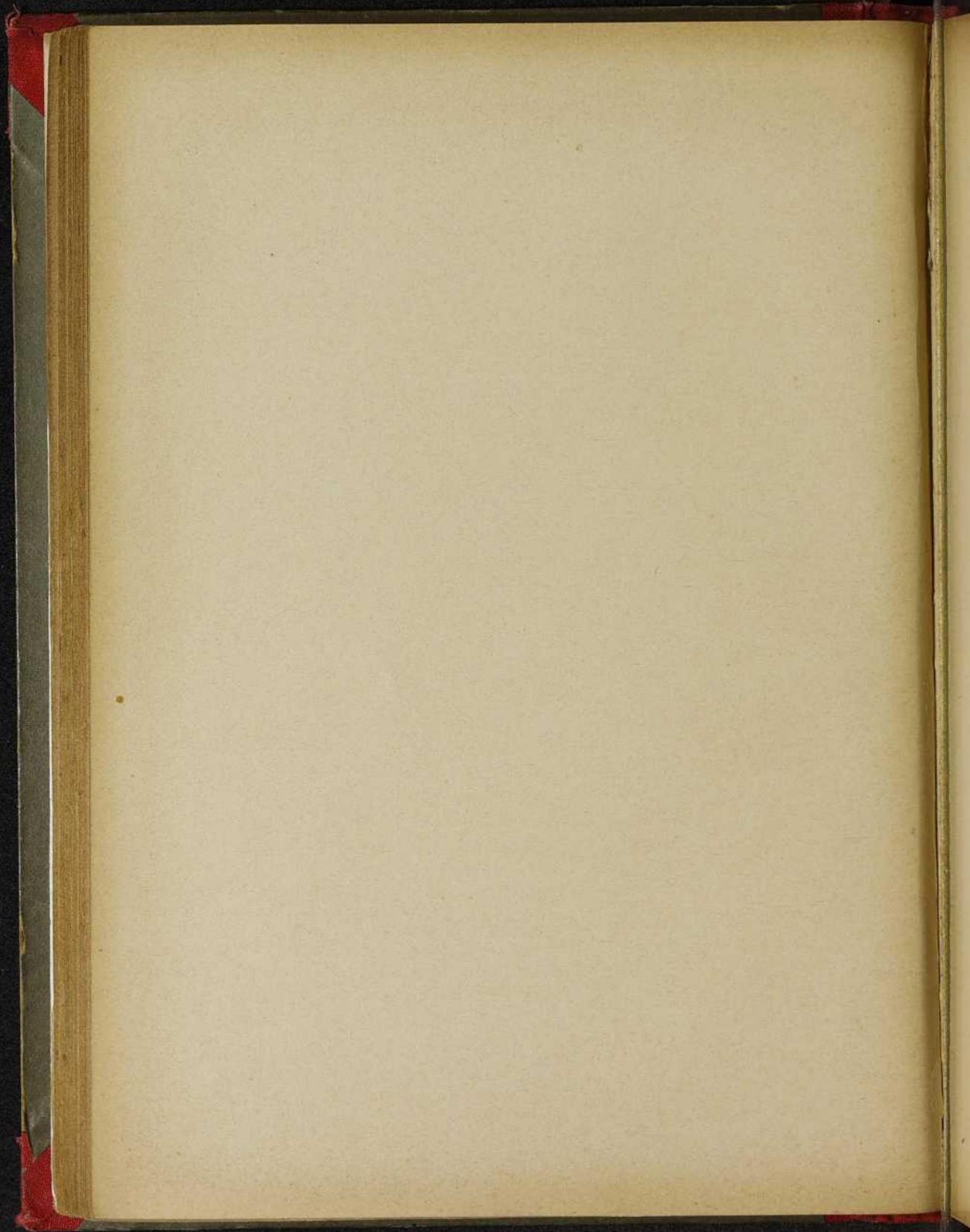
„So ist man in der Jugend,“ wendete Glenarvon ein.

„Mich werden Sie doch wohl nicht mehr zu den Jünglingen zählen, und dennoch bin ich völlig zufrieden,“ erklärte der Gelehrte. „Je weniger Bedürfnisse der Mensch hat, desto glücklicher ist er, denn mit den Bequemlichkeiten steigern sich nur die Bedürfnisse, und umgekehrt, wie die kleine Geschichte beweist, die mir da gerade einfällt.“

„Es war einmal ein Sultan, ein Sohn des berühmten Harun al Raschid, dem mußte es eine böse Fee noch in der Wiege angethan haben, denn er war sein Leben lang kreuzunglücklich, trotzdem er alles that, was in seinen Kräften stand, um sich wenigstens einmal recht glücklich zu fühlen. So fragte er einst auch einen steinalten Derwisch um Rath, der erwiderte ihm: „Das Glück ist auf dieser Erde leider schwer zu finden und noch schwerer zu fesseln, doch giebt es ein unfehlbares Mittel: Du mußt das Hemd eines Glücklichen anziehen!“ Da umarmte der Fürst den Greis, denn nichts schien ihm leichter als dies. Darauf zog er aus und besuchte alle berühmten Länder und Städte der Welt, zog die Hemden von Kaisern, Königen, Prinzen, Edelleuten, Bürgern und Bauern an, versuchte ebenfalls die von Künstlern, Kriegern und Kaufleuten. Alles umsonst, denn er verspürte nichts vom Glück. Verzweifelt kehrte er eines schönen Tages in seine Heimat zurück, als er auf dem Felde einen Knecht fand, der fröhlich singend hinter dem Pfluge herging. Wenn das kein glücklicher Mensch ist, so giebt es keinen auf Erden, dachte er bei sich, trat an ihn heran und sagte: „Guter Freund, Du bist wohl recht zufrieden?“ — „Ei, gewiß,“ lautete die Antwort. — „Fehlt Dir nichts zu Deinem Glück, hast Du keinen einzigen Wunsch, um dein Loos zu verbessern?“ — „Nein, was sollte mir denn fehlen?“ — „Du möchtest nicht mit dem Sultan tauschen?“ — „Niemals, Herr!“ — „So trete mir doch auf kurze Zeit Dein Hemd ab.“ „Mein Hemd? ja, wenn ich nur eins hätte. Ich habe aber noch nie eins bejessen.“



Das Wasser kommt.



Petermanns Erzählung brachte einen tiefen Eindruck hervor, und wenn seine Gefährten auch nicht alle durch seine Belehrung davon überzeugt waren, daß sich mit den Bequemlichkeiten auch alle Bedürfnisse verringern, und daß es keine glücklichere Lage gebe, als die ihrige zur Zeit war, so machten sie nur wenn nicht gute, doch bessere Miene zum bösen Spiele.

Nur ein guter Schlaf hätte diesen seltsamen Tag würdig abschließen können, indeß hatte der ganze östliche Horizont ein bedenkliches, mit Gewitter drohendes Ansehen angenommen. Ein dichter, finsterner Wolkenstreif stieg am Horizonte langsam in die Höhe, ohne daß man einen Windhauch wahrnahm. Kein Blättchen bewegte sich, nicht die kleinste Welle kräuselte das Wasser, während die Wolke beinahe schon den halben Himmel bedeckte.

„Der dünnen Luft nach zu schließen werden wir ein starkes Gewitter bekommen,“ bemerkte der Major. „Sie werden bald zu Ihrem Schaden sehen, Professorchen, daß ein Nest nicht für Menschen taugt, sobald Matregen bis auf die Haut dringen und einem die Philosophie austreiben können, die nicht mal vor'm Naßwerden schützt.“

„Nun, so soll sie mich wenigstens mit inwendigem Feuer erwärmen,“ klang die ruhige Antwort des Geneckten.

Die Wolken bedeckten jetzt den Himmel ganz und gar, das Wasser hatte eine dunkle Färbung angenommen, so daß sie der Wolke am Himmel glich, und das Schweigen der Natur war ebenso vollständig wie die Dunkelheit. In ihre Ponchos gehüllt warteten die Bewohner des Baumes schlaflos der Dinge, die da kommen sollten.

Den Hintergrund zerrissen blendende Lichtstrahlen, die einsilbige Unterhaltung wurde durch heftige Donnerschläge unterbrochen. Ihre Stärke nahm beständig zu, auch begleitete sie ein knatternder Ton, wie von Gewehrsalven, während Himmel und Wasserfläche in Feuer zu stehen schienen, wenn die Blitze herniederzuckten, welche die verschiedensten Formen annahmen. Sie erregten besonders den lebhaftesten Antheil, wenn sie, sich verzweigend, in ihrer wilden Zickzackform feurige Nester darzustellen schienen.

Während der halbe Himmel an der einen Seite ein Feuermeer bildete, war noch kein Tröpflein Regen gefallen, jetzt aber öffneten sich die Schleusen des Himmels und mächtige Wasserstrahlen strömten hernieder, als wollte das Wolkenmeer noch einen See schaffen.

Aber dieser Regen bildete nicht etwa das Ende des Unwetters, und die Genossen sollten nicht mit einem bloßen Sturzbad davonkommen.

Mit dem Wasserichwall von oben vermehrte sich auch die Zahl und Heftigkeit der Blitze, und als der Kampf des Wassers mit dem Feuer am heftigsten wüthete, zeigte sich an der Spitze des wagerecht ausgestreckten Hauptastes eine mächtige, von schwarzem Rauche umgebene Feuerkugel, die, nachdem sie sich einige Sekunden um sich selbst gedreht, mit einem so lauten Krache platzte, daß dies Geräusch das laute Getöse des Gewitters übertönte. Ein schwefeliger Dunst erfüllte die Luft, und helle Flammen schlugen aus dem Baume, dessen todtes Holz und schwammartiger Splint der Flamme nur zu gute Nahrung bot, so daß, zumal sich auch der Wind erhob, die Feuersbrunst bald eine so große Ausdehnung gewann, daß die Bedrohten Hals über Kopf nach der vom Feuer verschonten Seite des Dmbu fliehen mußten.

Stumm, verstört, erschrocken, kletterten und rutschten sie nach den noch feuerfreien Zweigen hinüber, die sich bedenklich unter ihrer Last bogen.

Unterdeß schrumpften die Zweige des brennenden Theiles zusammen, krachten und wanden sich, wie lebende Schlangen. Glühende Nester fielen in das aufzischende Wasser und warfen fahle Lichter auf die vom Sturme gepeitschten Bogen, während die lodernden Flammen zu gewaltiger Höhe emporstiegen, schon den ganzen Baum einhüllten und drohten, die entsetzten Menschen in dickem Rauche zu ersticken. Unerträgliche Hitze quälte sie; auch auf der letzten Hälfte des Baumes fingen die Zweige an zu brennen, so daß Wilson, an dessen Kleidern schon die Flammen leckten, sich in den See stürzte, aber auch sofort, mit dem Ausdrucke höchsten Schreckens, um Hülfe zu rufen begann.

Austin stürzte auf ihn zu und half ihm wieder hinauf.

„Holla, was giebt es denn?“ riefen die anderen Baum-Menschen.

„Kaimans! Große Kaimans!“ schrie Wilson, und wirklich sah man den Fuß des Dmbu von einigen ziemlich großen Burschen aus dieser fürchterlichen Krokodillart umgeben. Ihre Schuppen glitzerten im Lichte der Feuersbrunst; ihr abgeplatteter Schwanz, der eigenthümlich geformte Kopf, die leuchtenden Augen ließen keine Täuschung zu.

Dieser Anblick zeigte den Unglücklichen, daß sie verloren seien, weil entweder die Flammen, oder diese wilden Menschenfresser ihnen den Garaus machen mußten. Feuer und Wasser hatten sich zu ihrem Untergange verschworen und die bebenden Menschen wußten nicht, welche Hilfe sie vom Himmel zu ihrer Rettung ersehen sollten.

Da zog eine ungeheure Wasserhose aus Mittag heran, ein Wolkenfegel, dessen nach unten gekehrte Spitze die schäumenden Wogen mit dem Gewitterhimmel verband; mit fabelhafter Schnelligkeit sich um sich selber herumwirbelnd, zog er Luft und Wasser in seine Drehung mit hinein und stürzte auf den Dmbu los, der bis in seine Wurzeln erschüttelt wurde, so daß er laut zu krachen begann.

Krampfhaft hielten sich die Bedrohten fest, denn sie fühlten, wie der Baum ungeachtet seiner Stärke nachgab, umstürzte und seine flammenden Zweige zischend in das hochausschlagende Wasser tauchte. In einem Augenblicke war dies geschehen, war der Sturmwirbel schon vorüber, seine verderbliche Kraft nach Norden tragend. Der Gewalt der nachdrängenden Winde und Gewässer folgte auch der Dmbu.

Die Kaimans waren bis auf einen entflohen, der auf die über dem Wasser schwimmenden Wurzeln kroch und mit weit geöffnetem Rachen auf die Menschen eindrang. Mulrady ergriff aber einen der noch glimmenden Zweige und verfezte dem Ungeheuer einen so derben Schlag aufs Auge, daß das Thier betäubt hinunterstürzte und verschwand. Glenarvon und seine Gefährten aber gewannen jetzt die, gegen das Feuer vor dem Winde gelegenen Wurzeln des Baumes, während der Dmbu, wie ein in Flammen aufglühendes Brandschiff, in das Dunkel der Nacht hinausfuhr.

Zwei Stunden trieb er so auf dem See gen Nordost, ohne festes

Land zu erreichen; die Flammen verglimmten allmählig und die größte Gefahr war vorüber. Auch das Gewitter hatte sich gelegt, leichter Nebel war an die Stelle des überreichlichen Regens getreten und nur hin und wieder leuchtete das abziehende Wetter noch in der Ferne auf.

Morgens früh gegen drei bemerkte der Major, daß der Dmbu zuweilen leicht den Boden streifte; Tom Austin suchte mit Hilfe eines abgebrochenen, langen Zweiges den Boden zu ergründen und fand, daß derselbe langsam aufwärts steige. Eine Viertelstunde hernach stieß das Fahrzeug wirklich an und blieb auf einer kleinen Bodenerhöhung festsitzen.

„Land, Land!“ wurde mit freudiger Stimme gerufen; niemals waren wohl Schiffer mit ihrem Scheitern zufriedener. Doch steigerte sich die Freude zu lautem Jauchzen, als man ein bekanntes Pfeifen hörte, ein galoppirendes Pferd sah und in seinem Reiter Thalcave erkannte.

Froh, den treuen Führer wiederzusehen, drückten ihm alle herzlich die Hände und ließen sich von dem Patagonier in den Schuppen einer naheliegenden Estancia führen, wo ein angenehmes Feuer loderte, um ihre Glieder zu wärmen, und wo rasch zubereitetes Wildpret bis auf die Knochen verzehrt wurde.

Nachdem Petermann in der Kürze dem Eingeborenen alle Erlebnisse, seit man sich nicht gesehen, erzählt hatte, waren die Reisenden schon um 8 Uhr früh zum Aufbruche bereit. Transportmittel gab es nicht in der Nähe, und so mußte man sich zu Fuß auf den Marsch nach dem noch anderthalb Tagereisen entfernten Weltmeere machen, nur Thauka diente abwechselnd, die Müden zu tragen.

Man ließ die ausgedehnte Niederung hinter sich und wendete sich jetzt wieder höher liegenden Ebenen zu. Das argentinische Gebiet nahm abermals sein einförmiges Aussehen an; am folgenden Morgen aber spürte man die Nähe des Salzmeeres schon auf vier Meilen Entfernung an der frischen Seeluft, der mit Aufwendung aller Kräfte entgegen geeilt wurde, bis man am Abend die klasterhohen Sanddünen gewahrte, welche die todtmüden Wanderer dennoch merkwürdig rasch erstiegen.

Es war jedoch bereits sehr dunkel geworden und die umherispähenden Blicke suchten den Duncan umsonst. Man suchte sich durch laute Zurufe dem in der Nähe vermutheten Schiffe verständlich zu machen, aber die hohlgehende See übertönte das Rufen und alles blieb still. Der Wind wehte noch fortwährend stark, der Ozean war von dem Sturme noch in Bewegung.

Die Küste bot dem Schiffe übrigens keinen Schutz, nicht einmal eine Bucht als Nothhafen; lang in das Meer hinaus gereckte Sandbänke machten das Annähern von Schiffen gefährlich, und so war anzunehmen, daß der Schoner in mindestens einer Meile Entfernung vom Ufer vor Anker liegen werde.

Die Gesellschaft hatte sich zum Schlummer niedergelegt, nur Glenarvon wachte.

Der Duncan mußte schon angekommen sein; mit lebhafter Unruhe empfand der Herr von Malcolmschloß, daß sein Theuerstes sich auf dem Meere befand. Konnte dem Schiffe nicht auch ein Unfall zugestoßen sein? Er irrte am öden Ufer auf und ab, horchte, blickte auf's Meer und glaubte sogar zuweilen einen aufflammenden Schein wie von einem Schiffslichte zu erblicken. Da kam ihm ein Gedanke; Petermann hatte erklärt, nachtsichtig zu sein — flugs ging er, ihn zu wecken.

Der Gelehrte schloß, den Kopf auf einen Maulwurfsbügel gebettet, als ihn ein kräftiger Arm in die Höhe zog, und Glenarvon ihn auf förderte mitzukommen, da er seine Augen gebrauchen wolle.

„Meine Augen?“ ertönte die verwunderte Gegenfrage des sie heftig reibenden Professors.

„Allerdings, Ihre Augen, um in der Dunkelheit die Umrisse des Duncan zu unterscheiden. Bitte, sputen Sie sich!“

„Zum Teufel mit der Nachtsichtigkeit,“ murkte Petermann in sich hinein; dennoch, erfreut nützen zu können, erhob er sich völlig, schüttelte die von der Nachtluft steifen Glieder, folgte seinem Freunde nach dem Ufer und durchspähte gewissenhaft einige Minuten den dunkeln Gesichtskreis nach dem Ozean hin.

„Nun, wie ist es, bemerken Sie nichts?“ drängte ihn der Schiffsherr.

„Nein gar nichts; selbst eine Kaze könnte keine zehn Schritte weit sehen!“

„Suchen Sie nur nach einem rothen und einem grünen Lichte.“

„Ich nehme weder grünes noch rothes wahr,“ lautete die Antwort Petermanns, dem die Augen unwillkürlich zuklappten, während er noch eine Weile dem ungeduldigen Lord nachschritt, wobei er den Kopf auf die Brust sinken ließ und dann wieder erhob, während er wie ein Trunkenbold schwankte. Glenarvon blickte zu ihm auf; er schlief im Stehen. Ohne ihn zu ermuntern führte ihn der Lord zurück und ließ ihn weiter schlummern.

Am Morgen gewahrte man in offener See die mit lautem Hurrah begrüßte Yacht, unter schwachem Dampfe kreuzend. Thalcave feuerte seinen stark geladenen Karabiner in der Richtung des Schiffes dreimal ab und erweckte damit das laute Echo in den Dünen. Als Antwort vernahm man bald einen Kanonenschuß, der Duncan änderte seine Segelstellung, verstärkte den Dampf und kam so nahe als möglich an die Küste heran. Mit Hülfe des Fernglases sah man ein Boot abstoßen, und in einer Stunde war dasselbe am Ufer.

Glenarvon nahm den Patagonier an die Hand und lud ihn ein mitzukommen.

„Nein, hier ist Thacuka, dort sind die Pampas,“ antwortete ruhig der Eingeborene, indem er mit leidenschaftlicher Miene die Arme nach dem Lande ausstreckte.

Glenarvon begriff, daß er niemals das Gebiet verlassen wollte, wo die Gebeine seiner Väter bleichten; er verzichtete auf seinen Wunsch und drückte ihm nochmals warm die Hand, auch als er jede Belohnung ausjchlug und erklärte, alles, was er gethan, sei aus Freundschaft geschehen.

Ergriffen von dieser Uneigennützigkeit, wollte ihm der Lord wenigstens ein Andenken hinterlassen, und da Gewehre und Pferde verloren gegangen waren, zog er aus seiner Brieftasche ein kostbares Medaillon hervor, das ein hübsches Bild seiner Frau umschloß. Er öffnete es

und zeigte ihm den Inhalt, zu dem derselbe in seiner einfachen Weise nur die Worte: „Gut und schön,“ sagte.

Petermann verehrte ihm eine Karte von Südamerika, worauf man wahrhaft gerührt Abschied von dem unerschrockenen und ergebenen Freunde nahm, um an Bord des Schiffes zurückzukehren.

### Zehntes Kapitel.

#### Der Indische Ozean in seinem Grolle.

Während man zum ersten Male seit vier Wochen wieder ein wirkliches Frühstück mit Gedeck und Servietten, auf einem ordentlichen Tische zu sich nahm, wurden die Reiseabenteuer ausführlich erzählt. Lady Ellen und Marie Grant waren nur froh, daß noch alles so glücklich abgelaufen war, und der verunglückte Zug wenigstens nicht alle Hoffnung geraubt hatte, den Kapitän eines Tages wieder zu finden.

Obgleich kein Freund von Kartenstudien, bestand Mac Rabbs diesmal darauf, ehe man nach Australien absegele, eine genaue Prüfung des Globus vorzunehmen, um sich nicht abermals zu irren.

Die schärfsten Betrachtungen ergaben aber, daß der siebenunddreißigste Breitegrad nur noch (außer Australien) Tristan d'Acunha, Neuseeland, die Gruppe der Amsterdam-Inseln und die einsame Insel Maria Theresia berühre. Auf keinen dieser Namen ließ sich die Bezeichnung Continent anwenden, noch schien sonst etwas sich aus den Urkunden darauf zu beziehen.

Nach Osten, in der Richtung auf Australien, nahm darum der Duncan seinen Weg; doch hatte man beschlossen, auch auf Tristan d'Acunha und der Amsterdamgruppe anzulegen, um sich später keine Vorwürfe über das Auslassen derselben aus der Reiseroute machen zu müssen, falls Australien etwa nicht die Hoffnungen erfüllen sollte, die man darauf setzte.

Am 18. November, nach einer beispiellos günstigen Fahrt, rief die Stimme des auslugenden Matrosen: „Land, Land!“ und in einer Entfernung von 20 Meilen bemerkte man den siebentausend Fuß hohen Pic der Insel Trifan. Wenige Stunden später kam die sehr zerklüftete Inselgruppe in Sicht; bis auf wenige Minuten Entfernung näherte sich der Schoner dem Ufer, der Anker wurde ausgeworfen und man ging ans Land.

Eingezogene Erkundigungen, sowie eine von den Booten bewirkte Suche um die Inseln hatten keinerlei Erfolg, und nachdem man die Sehenswürdigkeiten Trifans betrachtet, ging man an Bord zurück und fuhr weiter. Dasselbe wiederholte sich auf den Amsterdam-Inseln; schon am 7. Dezember verließ der Duncan auch diese, und fünf Tage später befand er sich bereits in der Nähe des Kap Chatham, der nächsten Spitze des Südwest-Australischen Festlandes. Man wollte jedoch nicht nach Norden, sondern fuhr immer weiter nach Osten, da man das Kap Bernouilli in der Nähe wußte.

Am 13. Dezember hörte der der Fahrt günstige Westwind auf, völlige Windstille trat ein, die Segel hingen schlaff an den Masten nieder, und ohne die Schraube hätte der Duncan stillgelegen, was dem Kapitän Mangles sehr ärgerlich war, da sich seine Kohlenvorräthe sichtlich minderten. Er blieb die ganze Nacht auf Deck und ließ um Mitternacht, als sich ein frischer Wind erhob, die ausgefetzten kleinen Segel wieder wegnehmen. Der Wind nahm zu, dichte Wolkenmassen mit sich führend, und verstärkte sich zum Sturme, so daß das Schiff wie eine Wölfe über die sich immer mächtiger heranwälzenden Wogen hinwegflog, und die besorgt auf Deck geeilten Passagiere dasselbe schleunigst wieder verlassen mußten, um nicht weggespült zu werden.

In demselben Augenblicke verdoppelte sich die Heftigkeit des Sturmes, die Masten bogen sich unter dem Drucke der Leinwand. Mars- und Fockmast-Segel mußten eingezogen, das Hauptsegel gerefft werden.

Während des ärgsten Tobens der Elemente hörte man plötzlich ein alles übertönendes, schrilles Pfeifen; der Dampf der Maschine begann gleichzeitig durch die Ventillappen auszufließen, das Schiff hatte

keine Führung mehr, die Dampf-Maschine blieb stehen, die Schraube versagte.

Der Kapitän mußte die volle Segelkraft wieder zu gebrauchen suchen, auf die Gefahr hin, daß ihm der noch immer heulende Orkan die neue Leinwand zerreiße.

So durchlebte man den Rest der Nacht, hoffend, daß sich mit dem Morgenlichte der Orkan legen werde, aber statt dessen steigerte er sich noch, zur größten Besorgniß der Bemannung. Die Deckstützen krachten und der Bogenschäum spritzte bis über die Spitze des Vordermastes. Einen Augenblick glaubte man sogar, der Schoner werde nicht wieder in die Höhe kommen; schon standen die Matrosen bereit, die Wanden des Hauptmastes zu kappen, als zum Glück die Segel abrissen und wie riesige Sturmvögel davonflatterten, während sich das Schiff wieder aufrichtete, doch jetzt ohne Halt und Richtung, inmitten der wüthenden Wogen wie ein Spielball hin- und hergeworfen, bis es nach mehrstündiger Arbeit am Nachmittage gelang, ein Nothsegel auf dem Fockmaste zu errichten, um damit den letzten Versuch zu machen, dem Sturme endlich zu entinnen.

Oft übertraf nun der Duncan an Schnelligkeit die wüthenden Wellen; er durchschnitt sie mit seinem Vordertheile, und das ganze Verdeck wurde von vorn bis hinten übersluthet. Dann ging er wieder in gleicher Schnelligkeit wie die Wogen, mit denen er fortgerissen und wiederholt beinahe umgeworfen wurde, da sich das Steuerruder völlig machtlos erwies.

In dieser gefahrvollen Lage, die eine alle Kräfte aufreibende Thätigkeit der Schiffsleute erforderte, verblieb man den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht; es blieb nicht einmal so viel Zeit für Kapitän und Mannschaft, um sich durch ein wenig Nahrung zu kräftigen. Jeden Augenblick war zudem das Auslaufen auf eine Klippe zu befürchten, denn das Land konnte nicht mehr fern sein, und an das Land geworfen werden bedeutete in diesem Falle soviel wie Schiffbruch und Untergang des Schiffes.

Trotz aller Bemühungen aber wurde der Duncan mit erschrecklicher

Schnelligkeit ans Land getrieben, die Sandbänke am Ufer waren keine halbe Meile mehr entfernt, da ließ der Kapitän die Passagiere auf Deck kommen, damit sie im Augenblicke des Schiffbruches nicht in der Kajüte zu ersticken brauchten. Bleich und mit hohlen Augen blickten alle auf das fürchterliche Meer und den drohenden Strand.

Das Schiff war nur noch wenige Faden vom Fuße der Bänke entfernt, an denen sich hohl die haushohen Wellen brachen; zu seinem Troste aber glaubte der Kapitän hinter dem schäumenden Gürtel ruhigeres Wasser wahrzunehmen.

Die Meereswogen gingen hoch genug, um das Schiff über die vorliegende Sandbank fortzutragen, wenn es möglich gewesen wäre, den Uebergang mit einer vollen Welle abzapfen und mit dieser hinüber zu schwimmen. Kam das Schiff aber nicht gleich über die Bank hinweg, sondern blieb darauf sitzen, so mußte das abwechselnde Heben und Fallen des Wassers unterm Kiel diesen derart gegen den felsigen Boden stoßen, daß das Schiff zum Bersten kam.

Gilg ließ der Kapitän die an Bord befindlichen Velfässer auf das Vorderdeck ziehen, und aufschlagen. In dem Augenblicke aber, wo die heranbrausende Hochfluth das Schiff auf die Sandbank hob, ließ er die über die Geländer gehängten Tonnen umkehren, und die ölige Fluth ergoß sich auf die schäumende Wasserfläche, die sich sofort, wie mit einem Zauberschlage, beruhigte und den Duncan in ein Becken ruhigen Wassers trug, während der Ozean hinter ihm in unbeschreiblicher Wuth fort tobte.

Das Nothsegel wurde eingezogen und das Schiff mit zwei Ankern festgelegt, die bei fünf Faden Tiefe erst Grund fanden, so daß die Besorgniß, bei Eintritt der Ebbe auf dem Grunde festzusitzen, sich als unbegründet erwies.

Glenarvon drückte zum Danke für die Rettung stumm die Hand des Kapitäns; die Damen hatten keine richtige Vorstellung von der Todesgefahr, in der sie geschwebt hatten, und man überließ sie gern ihrer Arglosigkeit.

Der Kapitän beschäftigte sich sogleich mit Messungen und fand,

daß man sich 75 Meilen vom Kap Bernouilli, unter  $136^{\circ} 12'$  Länge und  $35^{\circ} 07'$  Breite, nicht weit vom Kap Katastrophe, einer der Südspitzen Australiens, befand. Zwischen diesem und dem Kap Borda öffnet sich die Investigatorstraße in den Spencer- und in den Sankt Vincent-Golf, an dessen Ostküste Adelaide, die Hauptstadt der Provinz Südaustralien, liegt.

Nachdem durch Tauchen festgestellt war, daß eine der Schraubenschrauben derart verbogen sei, daß der Schraubengang stocken mußte, erklärte John Mangles: in Adelaide wären die zur Ausbesserung erforderlichen Vorrichtungen nicht vorhanden, und das Schiff müsse nach Ende des Sturmes die Küste entlang nach der Kolonie Victoria fahren.

Gegen Abend ging der Sturm in einen erträglichen Südwestwind über, und mit allen Segeln, die man wieder hatte aufrichten können, trieb der Schoner dem Ufer so nahe wie möglich ins offene Meer, und beim sechsunddreißigsten Längegrad um die Känguru-Insel in die Encounterbai hinein. *(oder 36. Breitengrad?)*

Bis zum achtunddreißigsten Grade wollte man keinen Punkt undurchsicht lassen, und so fuhr, unter angestrengtem Dienste der Matrosen, die Nacht die Küste entlang, bis sie am 20. Dezember bei Kap Bernouilli anlangte, ohne das geringste Strandgut gefunden zu haben; doch konnten das Meer und die Eingeborenen in den zwei Jahren, die seit Untergang der Britannia verflossen waren, ganz bequem alles fortgeschleppt haben. *Handwritten: = aufgefunden*

Wo waren dann aber die Wilden mit Kapitän Grant geblieben? Konnten sie ihn ins Innere geschafft haben; konnte die Flasche der Schiffbrüchigen aus dem inneren Lande die großen Ströme hinabgeschwommen und unbemerkt in den großen, belebten Häfen geblieben sein, zu denen sich diese in Südaustralien bereits ausgebildet haben. Was in dem einsamen Patagonien nicht unmöglich gewesen, wurde hier geradezu unwahrscheinlich. Die Ziffern des Dokuments mußten sich auf die Stelle des Schiffbruches und nicht die des Aufenthaltes beziehen. Wo her nun Grant in einem Erdtheile, der Europa an Größe nicht viel nachgiebt, suchen? *Handwritten: = ?*

Fand sich hier keine Spur von ihm, so blieb nur die Rückkehr nach Europa übrig; man landete daher an dem waldbedeckten Gestade und hatte das Glück, nach längerem Suchen eine Meile vom Ufer eine Windmühle zu entdecken, in der sie der aus Irland einst ausgewanderte Müller herzlich willkommen hieß, denn ein Besuch war ihm ein seltenes Ereigniß. Er ruhte nicht, bis die fremden Gäste an seinem Tische ein einfaches Mahl verzehrten; aber über die Britannia konnte er keine Auskunft geben, seit Jahren war kein Schiff in der Gegend gescheitert. Man erzählte ihm ausführlich von dem vermißten Schiffe, doch hatte er niemals ein ähnliches in der Gegend gesehen, noch je davon gehört.

Trostlos blickten die Reisenden sich an, da ertönte eine Stimme:

„Mylord, wenn Kapitän Grant noch lebt, muß er sich auf dem Boden Australiens befinden.“

Es war der Knecht des Müllers, der gesprochen, ein dürrer, aber stämmiger Mann von rauhem Aeußern, inmitten der vierziger Jahre, mit einem Gesichte voll intelligenter, doch harter Züge, dessen scharfer Blick sich unter tiefdunkeln Augenbrauen barg.

Alle bestürmten ihn mit Fragen und es stellte sich heraus, daß er einer der Schiffbrüchigen der Britannia, und zwar der Quartiermeister Myrton sei, wie er durch seine Schiffspapiere nachwies. Im Augenblicke des Scheiterns war er von dem Kapitän getrennt worden und hielt sich bis dahin für den einzigen Ueberlebenden aus dem Schiffbruche.

„Ihr scheitertet also auf dem siebenunddreißigsten Brei-te-grade?“ fragte John Mangles. „Bei der Westküste Australiens?“

„D nein,“ lautete die Antwort, „der Brei-te-grad muß es so ungefähr wohl gewesen sein, aber es geschah an der Ostküste, in der Nacht des 27. Juni 1862!“

Die Gegenwart dieses Mannes schien eine Gewähr für Grants Rettung zu sein. Alle drückten ihm gerührt die Hand, nur dem Major gefiel der Burche nicht; aber die Fragen, die er noch an ihn richtete, konnte derselbe sammt und sonders zufriedenstellend beantworten.

Er erzählte von der Reise der Britannia über Neu-Seeland, die Hebriden, Neu-Guinea und die Molucken. Nach Durchfor-

schung des Papualandes war Grant nach Callao gegangen, um frische Lebensmittel einzunehmen, hatte diesen Hafen Ende Mai verlassen, zu dem Zwecke, durch den Indischen Ozean und um das Kap herum nach Europa zurückzukehren. Da wurde, drei Wochen nach der Abfahrt, das Schiff von einem Taifun verschlagen und trieb acht Tage als ein Spielzeug des Orkans umher, bis es scheiterte. Myrton wurde durch eine Woge fortgerissen und fiel in die Hände der Wilden, die ihn ins Innere schleppten und gefangen hielten, bis er ihnen eines Tages entfloh. Nur von Wurzeln lebend, irrte er durch die Einöde, bis er halbtodt zu dem Müller fand, der sich des Verlassenen annahm, ihn sättigte und beschäftigte.

Der Müller lobte Myrton als einen sehr ordentlichen und fleißigen Menschen, man faßte daher Vertrauen zu ihm und fragte ihn, was nach seiner Meinung jetzt zu thun sei.

„Ich an Ihrer Stelle würde direkt an Bord des Duncan zurückkehren und mich nach der Twofold-Bai, dem Orte des Schiffbruches, begeben.“

„Ja, wir haben aber Havarie gelitten und müssen zunächst das Schiff nach Melbourne bringen, um die Schraube auszubessern,“ sagte Mangles.

„Sie haben ja noch die Segel!“ lautete die Gegenrede des ehemaligen Quartiermeisters.

„Freilich, aber bei dem geringsten Gegenwinde verlieren wir zu viel Zeit, wenn wir uns ihrer bedienen,“ rief Glenarvon.

„Gewiß,“ rief Petermann, „lassen Sie ganz ruhig das Schiff ohne uns den Hafen auffuchen; wir ziehen, wie in Amerika, geradenwegs über Land zur Twofold-Bai. Die Reise ist so leicht ausführbar, daß ich sogar die Damen dazu einlade, zumal wahre Wunder zu sehen kommen. Wenn wir täglich nur drei Meilen machen, so sind wir in höchstens einem Monate an Ort und Stelle, in gerade so langer Zeit, wie nach Mangles Aussage die Ausbesserung des Schiffes nöthig macht.“

„Wenn weiter keine unüberwindlichen Hindernisse im Wege stehen, meinethwegen,“ lautete Glenarvons Entscheid. „Wasserarme Wüsten

haben wir ja nicht zu passiren, auch keine wilden Thiere zu befürchten. Wie aber steht es mit den wilden Menschen?"

"In dieser Gegend giebt es keine," rief Petermann mit dem Eifer, in den ihn seine Pläne meistens versetzten.

"Aber die ausgebrochenen Verbrecher aus den Deportationskolonien?" fragte ihn sehr bedenklich der Major.

"Giebt es hier auch nicht," entschied bündig der Geograph. Obenein hatten auch der Müller und seine Leute nie etwas davon bemerkt, daß Deportirte sich in der Gegend aufhielten.

Man traf in Eile, binnen 18 Stunden, die Vorbereitungen zum Aufbruche, auch Myrton, nachdem er sich erkundigt, wo Glenarvon den Duncan wieder treffen wollte, erklärte sich bereit zu folgen und die Reisenden, wenn nicht zu Kapitän Grant, doch an die Stelle zu führen, wo sein Schiff in Trümmer ging. Schon dies zog ihm die lebhaftesten Dankbezeugungen besonders der Kinder Grants zu.

Mit einem in der Nachbarschaft beschafften, großen, von sechs Ochsen gezogenen Planwagen für die Damen, dessen Räder einfache Holzscheiben ohne Eisenreifen bildeten, ging der Zug ins Innere vor sich, dem sich diesmal auch Kapitän Mangles anschloß, während Tom Austin, sein Stellvertreter, die Nacht nach dem Hasen brachte. Auf sieben kräftigen Rossen hatten die Männer Platz genommen, während Myrton und Olbinett auf dem Bocke saßen.

### Erstes Kapitel.

## In der neuen Welt.

Am 23. Dezember, einem Tage, der der Wärme nach ein Junitag in Europa sein konnte, begann der Zug, der zunächst wenig Merkwürdiges bot. Durch Reihen niedriger Hügel und völlig wüste Strecken, dann aber durch mit salzhaltigem Gesträuche bedeckte Wiesen, wie in Amerika, auf denen jedoch Schafe mit einem schweinsförmigen Kopfe

weideten, kam der Zug; anderen Tages folgten mit scharlachrothem Sande bedeckte Hügel, so weit der Gesichtskreis reichte. Eine Art Tannen mit weißflektigen Stämmen breitete hierauf ihre dunkelgrünen Zweige über fette Wiesen aus, denen Eucalypten (echte Gummibäume) und allerlei Strauchwerk folgten, jedoch ziemlich spärlich. Es waren die ersten Proben der australischen Wälder.

Indeß veränderte sich zusehends der Anblick des Landes gegen die Grenze der Provinz Victoria hin; als man dem Städtchen Apsley nahe kam, das auf dem 141. Grade gelegen ist, befand man sich in einer blühenden Landschaft, die jedoch nicht viel Charakteristisches bot, so daß der Major über Petermann spottete, der wahre Wunder in Aussicht gestellt hatte. Dieser aber antwortete sehr nachdrücklich:

„So warten Sie doch, Sie Ungeduldiger. Sie haben ja kaum einen Fuß ins Land gesetzt und sind schon unwillig, daß nicht gleich alle Wunder zu sehen sind. Und doch ist dieses Land das merkwürdigste der Erde. Stellen Sie sich einen Continent vor, dessen Ränder sich eher als der Kern aus dem Meere hoben, während das Innere den öden Boden eines später verdunsteten Meeres darstellt. Ein Land, dessen Flüsse alljährlich mehr und mehr austrocknen, und das eines schönen Tages bis auf wenige, hohe Bergspitzen ebenso im Ozean versunken sein wird, wie das Land, das man jetzt die australische Inselwelt nennt. Ganz zu geschweigen, daß die Bäume jährlich statt der Blätter die Rinde erneuern; ihre Blätter, um nicht alle Flüssigkeit zu verdunsten, der Sonne nicht die Oberfläche, sondern die Seite zuwenden, so daß sie keinen dichten Schatten werfen; Riesengräser die Bäume überwuchern; die Vierfüßler Schnäbel haben, die Füchse auf die Bäume klettern, die Schwäne schwarz sind, die Ratten Nester bauen! Ganz zu geschweigen von dem sittlichen Einfluß des Klimas, das die schmutzigste Wäsche und die schwärzesten Seelen bleicht; so daß die in diese heilsame Luft verpflanzten Missethäter in kurzem sittlich wie neu geboren erscheinen!“

Was sollte man einer so begeisterten Lobrede gegenüber anderes thun, als sich schweigend zur Ruhe begeben.

Am Morgen des Weihnachtshelligabend's passirte man einen Salzsee.

am andern Tage eine ganz mit rothem Bienensaug bestandene, meilenweite Fläche, und fuhr dann bis zum Abend unter hohen Akazien, Mimosen und weißen Gummibäumen hin, über Boden, auf dem Flachsb Blumen und prächtig scharlachroth blühende Disteln wuchsen. Von Thieren hatte man nur Kasuare und einen Ameisenbär, sowie einen Riesenfranich zu Gesicht bekommen. Der Koch hatte das Weihnachtsfest nicht vergessen und trug, ungeachtet des weiten Weges, ein besonders erlesenes Abendbrot auf, das ihm das beste Lob eintrug; dies war aber auch der einzige Vorzug, den dieser feierliche Tag vor andern hatte.

Am 27. gegen Mittag erreichte der Wagen die Ufer des Wimerrastromes, der, eine halbe Stunde breit, zwischen hohen Myrthenbaurreihen hinfloß. Tausende von Vögeln: Goldammer, Zeisige, goldgeflogelte Tauben und geschwätige Wellen-Pfittige, flatterten zwischen den Nestern.

Eine Brücke über den Strom war weit und breit nicht zu sehen, Myrton fand jedoch eine nur drei Fuß tiefe Furt; an dieser seichten Stelle wollte man übersetzen, da der Wagen dies, allem Anscheine nach, ohne Gefahr konnte. Bei dem lebhaften Gefälle der australischen Flüsse pflegt man sonst Wagen durch Tonnen vor dem Umwerfen durch die Strömung zu schützen, da man aber versäumt hatte, welche mitzunehmen, mußte man sich auf die scharfen Sinne der Ochsen verlassen. Alles ging auch gut bis in die Mitte der Wimerra; dort war der Grund tiefer, das Wasser ging über die Radspeichen, die aus der Furt durch die Wellen abgetriebenen Stiere drohten den Boden zu verlieren und das Gefährt mit sich zu reißen, jedoch Myrton bewies Tapferkeit und Geschick; er sprang in's Wasser und packte die Ochsen bei den Hörnern, ein tüchtiger Ruck erfolgte, der Wagen krachte und neigte sich bedenklich auf die Seite. Das Wasser drang den Damen bis an die Füße, Glenarvon und Mangles, die nebenher ritten, klammerten sich zwar an die Wagenleitern, doch war es ein bedenklicher Augenblick höchster Angst und Gefahr, denn der Wagen konnte jeden Augenblick umschlagen.

Da gelang es dem vorausgeeilten Mac Nabbs, mit einem heftigen Zuge an der Halskette das Gefährt dem jenseitigen Ufer

zu nähern, die Thiere und der Wagen saßen wieder festen Grund, und wenn auch durchnäßt, befand sich die Karawane bald gerettet am andern Ufer.

Nur das Vordertheil des Wagens war gebrochen und Glenarvon's Roß hatte die Vorderreifen verloren. Diese Unfälle heischten sofortige Ausbesserung, und zum nächsten Schmied, der fünf Meilen nördlich zu finden sein sollte, wurde Myrton gesendet, was der Major nicht ohne Besorgniß sah, ohne jedoch sein Mißtrauen zu verrathen. Am andern Morgen war Myrton jedoch schon zurück, in Begleitung eines Mannes, der sich für einen Hufschmied ausgab.

„Ist es denn ein brauchbarer Handwerker?“ fragte der Kapitän Sohn.

„Kenne ihn nicht, werden ja sehen, ob er sein Handwerk versteht,“ versetzte Myrton kurz.

Man sah bald an der geschickten Weise, in der er den Wagen ausbesserte, daß der Schmied ein Fachmann war; voll neuer Sorge bemerkte der Major jedoch, daß sich an seinen Handgelenken, nur unvollkommen von dem schlechten, wollenen Hemde verdeckt, eine blutrünstige Stelle ringförmig um den Arm zog. Befragt nach der Entstehung dieser Wunde, antwortete derselbe nicht, sondern beschäftigte sich nur noch eifriger mit seiner Arbeit.

Eine halbe Stunde hernach verlangte der Schmied seine Bezahlung und ging, ohne auch nur vier Worte geredet zu haben, indes die Reisenden sich wieder auf den Weg machten, der, abwechselnd mit sumpfigen Waldlagunen, über Quarz und Eisen haltende Gesteine führte. Ein feiner Regen fiel nieder, und wurde so heftig, daß er in andern Ländern den Boden aufgeweicht hätte; hier aber verschwand er so spurlos in der trocknen Erde, daß ihr Nachtlager von Wasser unbelästigt blieb.

Am 29. Dezember ging es über eine Reihe kleiner Berge ständig bergauf und bergab, unter so unangenehmen Stößen des Wagens, daß die Reisenden vorzogen, einen ziemlichen Theil des Weges zu Fuß zurückzulegen.

Mit der Mittagsstunde kam man in Carlsbruch, einer nicht unbeträchtlichen Stadt an; Myrton zog vor, um dieselbe herumzufahren, um jeden Aufenthalt zu vermeiden; Petermann aber, stets lernbegierig, machte mit Robert einen Abstecher dahin, ohne jedoch Merkwürdigkeiten zu finden, und schloß sich nach einigen Stunden dem Zuge wieder an.

Man näherte sich jetzt dem Goldlande, und zu ihrer Ueberraschung sahen die Reisenden mitten durch die Wildniß einen Eisenbahnzug herankommen, auf der Bahn, die den Murrayfluß mit der Hauptstadt Victoria's verbindet.

Eine beträchtliche Menschenmenge drängte mit lauten Rufen zur Bahn; es mußte ein wichtiges Ereigniß vorgefallen sein, was diese Bewegung veranlaßte. Glenarvon spornte sein Pferd und kam mit seinen Begleitern in wenigen Augenblicken zu der Eisenbahnbrücke, die über den Cutton, einen der zahlreichen Nebenflüsse des Murray, führt.

Die Ursache der Menschenansammlung wurde ihnen sofort klar. Es hatte ein schreckliches Unglück stattgefunden, ein ganzer Zug, Lokomotive und alles war entgleist, und die Wagen bis auf den letzten, der wie durch ein Wunder abgerissen und auf den Schienen stehen geblieben, in den unter der Bahn befindlichen Fluß hinabgestürzt, der voll Wagentrümmer lag.

Der Dampfkessel der Lokomotive war beim Falle zerplatzt, hatte seine Eisenplatten und seine Dampfmassen, Tod und Verderben bringend, weit von sich geschleudert, und zu allem Ueberflusse war durch die unter ihm befindlichen Flammen eine Feuersbrunst entstanden, so daß alles durch die lodernde Gluth vernichtet wurde, was nicht im Wasser zerstört oder untergegangen war.

Aus dem Wirrwar formloser Trümmer züngelten noch hier und dort Flammen und Rauchsäulen auf. Blutspuren, sowie schrecklich verstümmelte und theilweise verkohlte Leichen sahen hier und da hervor. Die Zahl der Opfer konnte keiner genau angeben. Die Drehbrücke mußte, der Bequemlichkeit der Schifffahrt halber, offen geblieben sein. Hatte der Wächter, mit unverzeihlicher Nachlässigkeit, sie zu schließen vergessen?

Schaffner und Reisende des letzten Wagens hatten sofort nach Hülfe gesucht, aber die Telegraphenstangen lagen an der Erde, der zerrissene und verschlungene Drath arbeitete nicht, und es hatte drei Stunden gedauert, ehe es gelang von der nächsten Station Castlemain Rettung herbeizuschaffen. Erst gegen sechs Uhr früh konnte das Rettungsmerk ernstlich begonnen werden.

Man hatte die Feuersbrunst jetzt gelöscht, eine Anzahl unkenntlicher Leichname hervorgezogen und sie an der Böschung des Bahndammes niedergelegt. Lebende Wesen fand man nicht mehr vor, wohl aber in ziemlicher Entfernung von der Brücke den Leichnam des ermordeten Brückenwärters. Ein Doldstoch hatte ihn mitten ins Herz getroffen. Dies und der schon vorher zur Sprache gekommene Umstand, daß der Packraum des letzten Wagens geplündert war, machte es zweifellos, daß ein Verbrechen verübt worden, und da man keine Wilden, wohl aber eine Anzahl Strolche bemerkt hatte, richtete sich der Verdacht der Polizei auf Leute, die wie man hier zu Lande zu sagen pflegt, unentgeltlich auf Schiffen Ihrer britannischen Majestät gefahren waren.

„Wie? Deportirte?“ rief starr vor Staunen der Professor. „Ich dachte immer, sie hätten kein Recht sich in der Provinz Victoria aufzuhalten?“

„Dah!“ versetzte einer der Polizeioffiziere, „wenn sie's nicht haben, so nehmen sie es sich. Sie müssen von Perth geraden Weges hierhergekommen sein, und es soll nicht lange dauern, so sollen die Kerle auch dahin zurückkehren!“ Dabei langte er ein paar Handschellen hervor und zeigte sie.

„Es liegt immerhin kein Grund vor, unsere Reise zu unterbrechen,“ rief Petermann, nachdem er sich von seiner Vermunderung erholt hatte. „Die Deportirten werden machen, daß sie aus der Provinz fortkommen, wo sie in jedem Nahenden einen Verfolger sehen müssen.“

Die Männer kehrten nach ihrem Wagen zurück, und theilten den Frauen nur das Eisenbahnunglück mit, ohne den Antheil zu erwähnen, den das Verbrechen an dem Ereigniß hatte, sprachen auch nicht vom

Vorhandensein einer Bande Deportirter, um nicht unnütze Besorgniß zu erwecken.

Einige Klafter oberhalb der Brücke nahm man den Weg über die Bahn, immer der gewohnten Morgenrichtung zu. Einzelne Hügel zeichneten am Horizonte ihre leichten Umrisse ab, und in Bälde kam man durch enge, regellos gewundene Hohlwege, die in eine reizende Gegend ausliefen, wo vereinzelte Baumgruppen prangten. Kasuarineen, die von der Eiche die Stärke, von der Akazie die duftige Blüthe, von den Nadelhölzern die graugrünen Spitzblätter entliehen, wechselten mit der kegelförmigen, schlanken und glatten Banksia. Es war ein schon von Gras überwachsener Todtenhain der Eingeborenen, so frisch, schattig und heiter, durch Vogelschaaren belebt, daß er keine trüben Gedanken aufkommen ließ über das allmälige Aussterben der Ureinwohner.

Nachdem man am letzten Tage des Jahres beständig über sehr unebenes Land gezogen, kamen die runden Gipfel des Alexandraberges zum Vorschein, des Ortes, der durch seinen Goldreichtum am meisten zur Bevölkerung der Provinz beigetragen hatte, denn hierher strömte der ganze Schwarm der Abenteurer.

Es hatte sich eine wirkliche Stadt gebildet: mit großen Hüttenwerken, Gasthäusern und Meiereien, mit Bankgebäude, Kirche, Kaserne, Landhäusern und Zeitungsdruckereien; sogar ein Theater fehlte nicht.

Am 2. Januar brach man wieder auf; erreichte den Colban und Compaspefluß, und hatte somit die Hälfte der Reise zurückgelegt; nur noch vierzehn Tage so glücklichen Weitermarsches und die kleine Gesellschaft wäre wohlbehalten an die Zwofoldbai gelangt.

Uebrigens ließ der Gesundheitszustand der Reisenden nichts zu wünschen übrig, man hatte wenig oder nichts von der Bitterung gelitten; so ging es denn in gewohnter Weise vorwärts, nur durften sich die Säger nicht mehr aus dem Gesichtskreise des Wagens entfernen, wie vor dem Eisenbahnsturze, und während der Ruhe hielt immer jemand Wache; doch ließ man von diesen Maßregeln Lady Ellen und Marie nichts merken, um sie nicht ohne Noth zu ängstigen.

Zum ersten Male seit Kap Bernouilli gelangten die Reisenden

heut wieder in einen Wald. Erstaunt blickten sie auf die zweihundert Fuß hohen, und zwanzig Fuß im Umfang haltenden Eucalypten. Wie vom Drechsler geglättet, erhoben sich die Niesen-Stämme; erst in gewaltiger Höhe streckten sich die ersten Aeste aus. Es war kein Gehölz mit niedrigem Gesträuche zu sehen, sondern nur ein Rasenteppich am Fuße der Stämme, ein leichter grüner Ueberhang an ihren Wipfeln, wenig Kühle, noch weniger Schatten, dagegen ganz eigenartige Lichtreflere und Eindrücke; nichts erinnerte mehr an die Wälder in anderen Erdtheilen.

Die Wege durch diese Gehölze sind sehr beschwerlich, da kein Schutz gegen die Sonnenhitze vorhanden ist; den vollen Tag rollte der Bretterwagen durch diese endlosen Eucalyptusreihen, weder Thiere noch Menschen kamen zu Gesicht, überhaupt herrschte tiefes Schweigen in dem unendlichen Tempel der Natur. Am Fuße eines vom Feuer halbzerstörten Baumes hielt man an und entzündete an seinem röhrenartigen Stamme die Flammen, bei denen das Nachtessen zubereitet wurde.

Auch den folgenden Tag ging es ebenso, gegen Abend aber kam man zu dem Städtchen Seymour, der letzten Stadt in der Provinz Victoria, wo sich ein freundliches Hôtel befand, in dem man übernachtete.

In diesem Gasthose fand man eine Zeitung und darin folgende Bekanntmachung:

„Sidney, am 2. Januar 1865. — Bekanntlich trug sich in der Nacht vom 29. zum 30. Dezember an der Camdenbrücke ein Eisenbahnunglück zu, indem der Nachtschnellzug in den Luttonfluß stürzte, weil die Brücke offen stand. Zahlreiche Diebstähle nach dem Anfälle, sowie die vorgefundene Leiche des Brückenwächters ließen darauf schließen, daß dies unheilvolle Ereigniß die Folge eines schweren Verbrechens war. Wirklich geht aus der Untersuchung hervor, daß dasselbe einer Bande aus West-Australien entflohener Sträflinge zuzuschreiben ist, die etwa 30 Köpfe stark, unter Anführung eines gewissen Ben Joyce, eines äußerst gefährlichen Burschen, die Provinz unsicher machen. Jedermann

sei auf seiner Hut und werde der Polizei durch rechtzeitige Mittheilungen zu der beabsichtigten Einfangung der Räuber behülflich."

Man schwankte nach Lesung dieser Warnung längere Zeit zwischen der Scheu vor dem Schmerze, den das Aufgeben der begonnenen Nachsuchung den Kindern Grants bereiten mußte, und der Furcht, den Reisezug der großen Gefahr eines Angriffs durch die Sträflinge auszusetzen.

"Hätten wir nur die Damen nicht mitgenommen," rief Mangles, "so würden wir uns wenig um diese Glenden kümmern."

"Es versteht sich von selbst," fiel Glenarvon ein, "daß wir die Aufsuchung Grants nicht aufgeben, selbst wenn wir etwa rathsamer finden, jetzt unsere Fahrt nicht fortzusetzen, sondern nach Süden zu gehen, in Melbourne den Duncan zu besteigen und vom Meere aus Grants Spuren zu folgen. Wie denken Sie darüber, Ayrton?"

"Mir scheint die Gefahr auf beiden Wegen ziemlich gleich," meinte dieser, "zumal auch die Entfernung und die Einsamkeit der Wege dieselbe ist. Uebrigens glaube ich nicht, daß wir, acht wohlbewaffnete Leute, uns vor den vielleicht gar nicht, oder nur schlecht mit Gewehren versehenen Bösewichten zu fürchten haben. Ich möchte vorschlagen, weiter gen Morgen zu ziehen, nur würde ich den Duncan an Ihrer Stelle gleich nach der Twofoldbai beordern."

"Nein," widersprach Mangles, "dazu ist noch immer Zeit, vielleicht sind wir doch noch genöthigt nach Melbourne zu gehen und finden dann das Schiff nicht vor, ganz abgesehen davon, daß seine Beschädigungen sicher noch nicht völlig ausgebessert sind."

Ayrton gab sich zufrieden, und den Tag darauf verließ die Gesellschaft das Städtchen und war in Bälde wieder im Eucalyptuswalde, der sich auch nach Sonnenaufgang zu fortsetzte. Offenes Feld wäre jetzt vorzuziehen gewesen, denn hinter jedem Baume konnte ein Hinterhalt sein, aber man hatte keine Wahl.

## Zwölftes Kapitel.

### Durch die Australischen Alpen.

Am folgenden Tage, dem 5. Januar, betraten die Reisenden das große, nach dem Flusse Murray benannte Gebiet, das sich bis an die hohe Kette der Australischen Alpen ausdehnt, und der am wenigsten bewohnte und bekannte Theil des Landes ist.

Man war schon eine ganze Weile im Murray-Distrikt, da rief plötzlich Robert: „Ein Affe, ein Affe!“ und was war es? — Ein Vollblut-Australier! Doch welch ein trauriger Anblick bot sich den Zuschauern dar! Ein Duzend aus Rindenstücken zusammengesetzte Zelte barg ein halbes Hundert durch Krankheit und anderes Elend völlig heruntergekommene Männer, Frauen und Kinder, die in ihren Kängurusellen abstoßend genug aussahen. Man gab den scheuen und furchtsamen Geschöpfen zu essen, und der Proviantmeister glaubte erst die Frauen bedenken zu müssen. Aber diese Unglücklichen wagten nicht früher als ihre gestrengen Herren zu essen, die sich auf das dargebotene Backwerk stürzten, und ihnen alles entrißen, wobei sie noch affenartiger aussahen als vordem. Erst nachdem die Männer sich gesättigt, durften Frauen, Kinder und Greise die Nahrung berühren.

Marie traten bei dem Gedanken, daß ihr Vater in die Hände solcher rohen Eingeborenen gefallen sein könne, die Thränen in die Augen. Myrton aber erzählte, wie er mit einem derartigen Stamme, unter scharfer Bewachung, gejagt, gefischt, an ihren Kämpfen theilgenommen, bis es ihm während eines solchen gelungen war, zu entkommen. Lieber als nochmal die unsagbaren Qualen eines Marsches durch die Wüste des inneren Landes zu ertragen, wolle er jedoch ewig die Sklaverei der Wilden dulden.

„Es muß doch unser Wunsch sein, Miß Marie,“ sagte Mangles, „daß Ihr Vater bei irgend einem dieser Stämme sei. Wir kommen dann am leichtesten auf seine Spur.“

„Haben Sie noch immer Hoffnung?“ fragte das junge Mädchen, betrübt den Kopf schüttelnd.

„Mit Gottes Hülfe werden Sie Ihren Vater wiedersehen!“ tröstete man sie allerseits.

Während dieses Gespräches entstand eine lebhafte Bewegung unter den Australiern; sie stießen gellende Schreie aus, ergriffen ihre hölzernen Keulen und ihre Steinbeile und schienen von wildem Zorne bewegt.

Beforgt fragte man Myrton, was sie vorhätten; dieser aber erklärte zur Beruhigung, daß die Wilden nur aus Dankbarkeit ein Kampfspiel aufzuführen beabsichtigten.

Wie wahnsinnig warfen sich die Kämpfer auf einander und fochten mit einander unter großem Geschrei; das Gefecht wurde so lebhaft, daß man jeden Augenblick fürchten konnte, das Spiel zum Ernst werden zu sehen, zumal die Frauen zum Kampfe beständig anfeuerten, bis einzelne wie todt zusammenstürzten, andere Siegeslieder anstimmten.

Nachdem das Scheingefecht wohl ein Viertelstündchen gedauert, blieben die Eingeborenen plötzlich wie zu Stein erstarrt stehen. Eine Schaar Kakadus hatte sich unter den Baumkronen bemerkbar gemacht, und das Erscheinen dieser glänzenden Wolke von Vögeln beendete das Gefecht.

Die nutzbringendere Jagd folgte jetzt dem Scheinkampfe.

Einer der Australier schlich sich an die Vögel und warf seine Waffe nach ihnen. Sie flog etwa vierzig Fuß weit, stieg dann plötzlich gegen hundert Fuß aufwärts und kam, einen Kreis beschreibend, zu den Füßen des Werfers zurück, nachdem sie ein ganzes Duzend Vögel tödtlich verletzt hatte.

Glenarvon und seine Begleiter trauten ihren Augen kaum; Petermann aber stürzte mit dem Rufe: „Ein Boomerang, ein wirklicher Boomerang!“ erfreut wie ein Kind nach dem Wurfgeschosse, um zu sehen was daran sei.

Man hätte durch den Flug des Geschosses zu dem Glauben geführt werden können, daß eine ganz eigenartige Vorrichtung im Innern die seltsamen Bewegungen der Waffe hervorgerufen hätte, aber sie bestand nur aus einem krummgebogenen, drei Fuß langen Stück Holz, das in der Mitte drei Zoll stark, sich nach den Seiten hin scharf zuspitzte. Außer der eigenthümlichen Gestaltung des Holzes mußte allein die Art und Weise des Werfens die wunderliche, ohne Beispiel dastehende Flugart erklären.

Etwa zehn der Australneger hatten sich in der Ebene zerstreut, und trieben nun eine kleine Anzahl haubenloser Kasuare vor sich her auf die Reisenden zu; einer der Wilden aber schlich sich mit seiner Keule heran, und schlug sie im Umsehen nieder.

Darauf trennte man sich; Mac Nabbs aber blieb dabei: „Wenn diese Australier keine Affen sind, so sind die Affen Australier, was diese übrigens selber glauben sollen. Voll Eifersucht auf einen zahmen Drang-Dutang, den sein Herr besonders gut hielt und mit Lederbissen fütterte, sagte einst ein arbeitsmüder Schwarzer: „Spricht nur nicht, weil er nicht arbeiten will!“

Am 6. Januar machte man Rast an einem jener launenhaften Flüsschen, die mit wenig Wasser von den Buffalobergen kommen, um bald im Boden zu versiegen. Der bedeckte Himmel ließ nur durch eine dicke Nebelschicht Wärme auf den Erdboden gelangen; die Hitze war daher zu ertragen, aber der Weg auf dem unebenen Boden schwierig, und mußte noch viel schlimmer werden, denn am fernen Horizonte zeigten sich bereits die ersten Stufen der viertausend Fuß hohen Australischen Gebirgskette, die, wie ein ungeheures Bollwerk, bis in die Wolken reicht.

Man mußte beständig bergauf steigen, und merkte dies an der Anstengung weit mehr, als der gute Professor dies ursprünglich vermuthet hatte. Auch die Ochsen keuchten laut, und deren Foch krachte beim Anziehen des Wagens. Die auf dem Wagen befindlichen Frauen wurden arg von Stößen geschüttelt, ergaben sich aber heiter in ihr Loos.

Mangles und seine Matrosen gingen voran und suchten die fahrbarsten Stellen, um nicht Pässe zu sagen: eine schwierige Aufgabe, da sie sich zeitweise mit der Art einen Weg durch's Gestrüpp bahnen mußten. Der feuchte Thonboden gab unter den Füßen nach und der Weg verlängerte sich durch die Umwege, welche man durch tausenderlei unübersteigliche Hindernisse, zum Beispiel große Granitblöcke, tiefe Schluchten, verdächtige Wasserlachen und dergleichen, zu machen genöthigt war. So hatte man am Abend nur eine verhältnißmäßig geringe Strecke zurückgelegt und lagerte am Cobrongaflüßchen, in einer kleinen Ebene, deren, mit hellrothen Blüten bedeckte Gesträuche das Auge erfreuten.

„Wir haben einen schlimmen Weg vor uns,“ äußerte der Lord.

„Ach, es sind ja nur Miniatur-Alpen,“ antwortete der Professor.

„Wir werden hinüber kommen, ohne es zu bemerken.“

„Sprechen Sie nicht in der Mehrzahl, sondern gefälligt nur im eigenen Namen,“ versetzte griesgrämig Mac Nabbs. „Nur ein zerstreuter Mensch kann ein Gebirge passiren, ohne es zu merken!“

„Aber ich bin schon lange nicht mehr zerstreut!“ rief der Geograph.

„Seit ich den Fuß auf das Festland setzte, habe ich keine einzige Zerstretheit mehr begangen.“

„Keine,“ bestätigte Lady Ellen und fügte lachend hinzu: „Sie sind jetzt fast allzu vollkommen. Ihre Zerstretheit stand Ihnen so gut.“

„Nicht wahr? Wenn ich meinen Fehler verliere, werde ich ein ganz gewöhnlicher Mensch; hoffen wir daher, daß ich binnen kurzem wieder einen tüchtigen Bock schieße, damit es etwas zu lachen giebt.“

Am folgenden Tage unternahm der kleine Trupp trotz der Zuversicht des Geographen mit großen Schwierigkeiten den Uebergang über die Alpen. Man mußte auf gut Glück vorwärts, in enge und tiefe Hohlwege dringen, welche zuletzt in einen Saß auslaufen konnten. Man wäre bei dem Durcheinander von Schluchten sehr in Verlegenheit gerathen, hätte man nicht das Glück gehabt, unvermuthet auf einem dieser Wege ein Wirthshaus zu finden.

Der Besitzer der Herberge, ein grober Mensch von widerwärtigem Aussehen, der sich selbst jedenfalls für seinen Hauptkunden hielt, wenn

man seiner Nase Glauben schenken durfte, antwortete nur übelläunig und einfüßig auf die an ihn gerichteten Fragen, doch genügte dies, um Myrton über den Weg nothdürftig zu belehren. Glenarvon belohnte daher den Wirth mit einigen Kronen und war schon im Begriffe die Schenke wieder zu verlassen, als sein Blick auf einen, an die Mauer geklebten Anschlag fiel.

Es war eine Bekanntmachung der Polizei, die das Entweichen der Sträflinge von Perth verkündete, auf jeden Kopf einen Preis von zehn Pfund Sterling, auf den des Anführers Ben Soyce aber hundert setzte.

„Hundert Pfund,“ rief Myrton. „Eine hübsche Summe, die er sicher nicht werth ist!“

Große Angst und Sorge besiel die Männer abermals; aber jetzt war es erst recht zur Umkehr zu spät geworden.

Man wandte sich also, in Verfolgung der bisherigen Richtung, hierauf zuerst einem Wege zu, der nach dem Orte Lucknow hinführte, verließ ihn aber vor Erreichung des Fleckens, und schlug einen sehr gewundenen Pfad ein, der zu vielen Umwegen nöthigte, doch immer bergauf führte; ein mühseliges Stück Arbeit, denn mehr als einmal hatten die Reisenden den Wagen an den Rädern vorwärts zu schieben, der rückwärts in gefährliche Abstürze zu gleiten drohte; manchmal mußten auch die erschöpften Rosse noch vorgespannt werden, wenn die Kraft der Stiere nicht zureichte. Die Folge davon war, daß eines der auch bereits vor Hitze dampfenden Pferde stürzte und nicht wieder aufzurichten ging; es war todt, irgend ein Blutgefäß mußte ihm geplatzt sein.

Das gefallene Pferd gehörte Mulrady. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als auf das Glenarvons zu steigen, während dieser mit auf dem Wagen Platz nahm. Den Pferdekadaver ließ man liegen und setzte die mühselige Bergfahrt so schnell es ging fort. Die Australische Alpenkette ist nicht breit, innerhalb vierundzwanzig Stunden konnte man hoffentlich in der Ebene sein, und fand dann bis zur Küste, aller Erwartung nach, keine irgendwie schwierigen Wege mehr vor.

Im Laufe des 11. wurde der höchste Punkt des Passes, in Höhe

von zweitausend Fuß erreicht. Eine weite Aussicht bot sich dar über See und Flußgebiet und grüne Wald-Flächen hinweg. Nur zu früh für die entzückten Zuschauer ging die Sonne unter und beendete das überraschende Schauspiel, worauf man auf der Höhe übernachtete, um am folgenden Morgen das Hinabsteigen zu beginnen. Es ging ziemlich schnell vor sich, doch überfiel am Nachmittage ein heftiger Hagelschauer die Reisenden und zwang sie, unter hervorragenden Felsen eine Zuflucht zu suchen, da die nicht mehr als Körner, sondern als handgroße Eisstücke herabstürzenden Schlossen alles im Freien Befindliche zu erschlagen drohten; hatten sie doch das Dach des Wagens an mehreren Stellen durchbohrt, ehe es gelungen war denselben unter Deckung zu schaffen. Um nicht gesteinigt zu werden, mußte man das Ende dieses Unwetters abwarten; in einer Stunde war jedoch das Gewitter vorüber, und der ganze Trupp begann aufs neue die abschüssigen, und noch feuchten Felsen hinunter zu eilen.

Gegen Abend fuhr der Wagen, schmählich zusammengerrüttelt und äußerst gebrechlich geworden, die letzten Stufen der Alpen hinunter, wo der Paß zwischen einzeln stehenden Tannen auf der Ebene des Gipslandes endete.

Am 12. bei Tagesanbruch nahm man den Weg mit unverkennbarem Eifer wieder auf, um baldmöglichst an den Ozean zu gelangen, zu dem fortan ebener, mit wildreichem Walde bestandener Boden führte.

Quartiermeister Ayrton drängte jetzt von neuem Lord Glenarvon, auf der Stelle ihn als Boten abzuschicken, und durch ihn den Duncan sogleich an die Zwofoldbai kommen zu lassen, damit man alle Nachforschungsmittel zur Verfügung habe, sowie man dort anlange. Auch der Professor schien diese Anschauung zu theilen, nur Mac Nabbs und Mangles waren der Meinung, daß man von der Zwofoldküste dem Duncan leichter und schneller Nachrichten zugehen lassen könne, als durch einen Boten, der fünfzig Meilen durch die Wildniß zu machen habe, auch könne niemand als Ayrton die Stelle des Schiffbruches der Britannia genau angeben. Dies entschied für das Abwarten. Der Major beobachtete Ayrton dabei sehr scharf, der sehr ärgerlich sein mußte,

denn er nagte unmuthig an seiner Unterlippe, was Mac Rabbs sehr beunruhigte, doch sprach er sich, seiner Gewohnheit nach, mit keinem Worte darüber aus.

Dumpe Schwüle lag über der Gegend; Thiere und Menschen erlagen ihrem Einflusse, nur mechanisch wie Automaten gingen sie noch vorwärts, und die Stille war nur durch Myrtens Rufe zeitweis unterbrochen, der damit seine matten Thiere aufzumuntern bemüht blieb.

Am Mittag kam man durch einen, wunderbare Kühle spendenden Wald von Farnbäumen, unter deren niederhängenden, wedelförmigen Zweigen Wagen und Reiter bequem durchgingen, und Menschen und Thiere Erquickung fanden; um so peinlicher überraschte der plötzliche Sturz Petermans mit seinem Pferde. War es eine Folge der vorhergehenden, hohen Wärme, oder der plötzlichen Abkühlung? Man eilte auf ihn zu mit Fragen, was ihm fehle?

„Was mir fehlt, lieben Freunde? Mein Pferd! Es ist vom Schlage gerührt worden, wie das Mulradys neulich.“

Man untersuchte das Thier und fand, daß er sich nicht getäuscht hatte, es war ebenfalls auf der Stelle verendet.

„Das ist doch recht sonderbar,“ rief Mangles, den Major ansehend, doch dieser ächzte nur und rief: „Sehr sonderbar, in der That.“

Der neue Unfall erregte abermals große Besorgniß, weil man in dieser menschenleeren Wüste keinen Ersatz für die Zug- oder Reitthiere beschaffen konnte; brach eine Seuche unter denselben aus, so wußte man nicht, wie von der Stelle zu kommen war. Man eilte daher, was man konnte, aber noch vor Tagesende ging die Besorgniß in Erfüllung; nicht nur stürzte noch ein drittes Pferd, sondern auch einer der Ochsen, ein viel empfindlicherer Verlust, da man die Rosse nicht zum Ziehen des Wagens verwenden durfte, ohne sie zu Tode zu treiben.

Die Lage drohte sich allmählig recht bedenklich zu gestalten, die Reiter konnten zwar zu Fuße gehen, aber was wurde aus den Frauen, konnten sie dreißig Meilen, die noch bis zum Stillen Meere zu marschiren waren, auch zu Fuß zurücklegen?

Mangles und Glenarvon untersuchten sorgfältig die noch überlebenden

Thiere, um nöthigenfalls neuen Unfällen vorzubeugen, doch fand sich kein Zeichen von Krankheit oder auch nur Hinfälligkeit. Alle gaben sich also der Erwartung hin, die Thiere die ferneren, nicht zu großen Anstrengungen der Reise ohne weitere Störung ertragen zu sehen, was auch Myrton hoffte, der sich über diese plötzlichen, und unerklärlichen Todesfälle nicht genug wundern konnte.

Die Gesellschaft machte sich wieder auf den Weg; die Fußgänger ruhten sich abwechselnd auf dem Wagen aus, sobald einer oder der andere von ihnen ermüdete; doch spürte man an der Geringsfügigkeit der den ganzen Tag über zurückgelegten Strecke von höchstens drittehalb Meilen, wie sehr sich die Geschwindigkeit ihres Marches vermindert hatte.

Unter einem mächtigen Busche Farnkraut, in dem ungeheuerer Fledermäuse, von der Art, die man fliegende Füchse getauft hat, umherflatterten, verfloß die Nacht in Ruhe, und auch der folgende Tag war ein guter; die Unfälle des vorhergehenden erneuerten sich nicht, der Gesundheitszustand des ganzen Pilgerzuges blieb ein zufriedenstellender; so thaten denn sämmtliche Pferde und Ochsen ihren Dienst und der als Sprechsaal dienende Wagen der Lady wurde abwechselnd viel besucht. Herr Olbinett war dabei unablässig sehr thätig Erfrischungen zu reichen, die bei dreißig Grad Hitze einem rechten Bedürfniß abhalfen. Ein kleines Fäßchen Schottisch Ale wurde bis auf den letzten Tropfen ausgeleert und die Brauer, Bartley und Compagnon, für die größten Leute Großbritanniens erklärt, größer als der berühmte Wellington, der bekanntlich niemals Bier zu brauen verstand.

Ein so gut begonnener und verlaufener Tag schien auch ein gutes Ende nehmen zu wollen; man hatte bereits fünf Meilen mitten durch beträchtlich unebenes Land hinter sich, und alles ließ erwarten, daß man noch denselben Abend an den Ufern des Snowy übernachten könnte, eines ansehnlichen Stromes, der sich im Süden des Victorialandes in den Stillen Ozean ergießt.

Bald gruben die Räder des Wagens ihre Spuren in die weiten Strecken schwärzlichen, angeschwemmten Bodens, zwischen wucherndem Graze; der Abend kam, und wenn man an der Nähe des Wassers noch

hätte zweifeln können, so zeigte doch ein am Gesichtskreise sich scharf abzeichnender Nebelstreif deutlich das Vorhandensein eines großen Gewässers an.

Noch eine Meile wurde mit Aufbietung aller Kräfte zurückgelegt, da richtete Myrton das Gefährt auf einen kleinen Wald voll hoher Bäume, der sich hinter einem Hügel zeigte. Man durchstrich das Gehölz und war schon über dessen Saum hinaus, als der Wagen plötzlich bis zur Hälfte der Räder in den Morast einsank und nicht wieder von der Stelle zu bringen war, selbst als die Reiter ihre Pferde vorspannten und alle Mann mit Hand anlegten.

Das Beste, was man thun konnte, war Halt zu machen und den Morgen abzuwarten, um beim Scheine der Morgensonne zu sehen, wie man aus dem Sumpfe wieder herauskomme.

### Dreizehntes Kapitel.

#### Die Sträflinge.

Die Nacht war nach kurzer Dämmerung schnell hereingebrochen, doch war die Hitze nicht mit dem Sonnenlichte verschwunden; die Luft blieb mit erstickenden Dünsten erfüllt, der blendende Widerschein der Blitze eines von fern heraufziehenden Gewitters machte sich am Horizonte bemerkbar, während man das Lager einrichtete.

In dem eingesunkenen Wagen hatten die Herrschaften Platz genommen, und während die Diener ein Zelt aufschlugen, nachdem sie mit vieler Mühe die abgespannten Ochsen aus dem Schlamm Boden gezogen, in den sie bis an den Bauch gesunken waren, fütterte Olbinett die zusammengesperrten Thiere. Glenarvon bemerkte mit großer Genugthuung, daß er diesen Abend seine Sorgfalt verdoppelte; hing doch von der Erhaltung der Thiere das Wohlbefinden der Gesellschaft ab.

Das Abendessen war bald beendet; Hitze und Müdigkeit besiegten den Hunger, und die Pilger hatten weit mehr Ruhe als Nahrung

nöthig. Lady Ellen und Miß Grant zogen sich in ihre gewöhnliche Lagerstatt im Wagen zurück; von den Männern begaben sich einige in das Zelt, andere zogen es vor sich auf das dicke Gras am Fuße der Bäume zu strecken, was in diesem gesunden Himmelsstriche ohne Nachtheil für Leben und Gesundheit bleibt.

Alle sanken nach und nach in tiefen Schlaf; ein dichter Wolfenschleier hüllte den Himmel in Finsterniß, es regte sich kein Lüftchen, nur durch die krächzenden Töne der Nachtvögel wurde die Stille der Einöde unterbrochen.

Es war gegen elf Uhr in der Nacht, da erwachte Mac Nabbs nach schwer beänstigendem, mehr ermattenden als stärkendem Schläfe, geblendete noch bei halbgeschlossenen Augen durch ein unsicheres Licht, welches sich unter den Bäumen bewegte. Er glaubte zuerst, daß es Feuerschein sei, stand daher so schnell es sein Phlegma gestattete auf und ging auf das Gehölz zu.

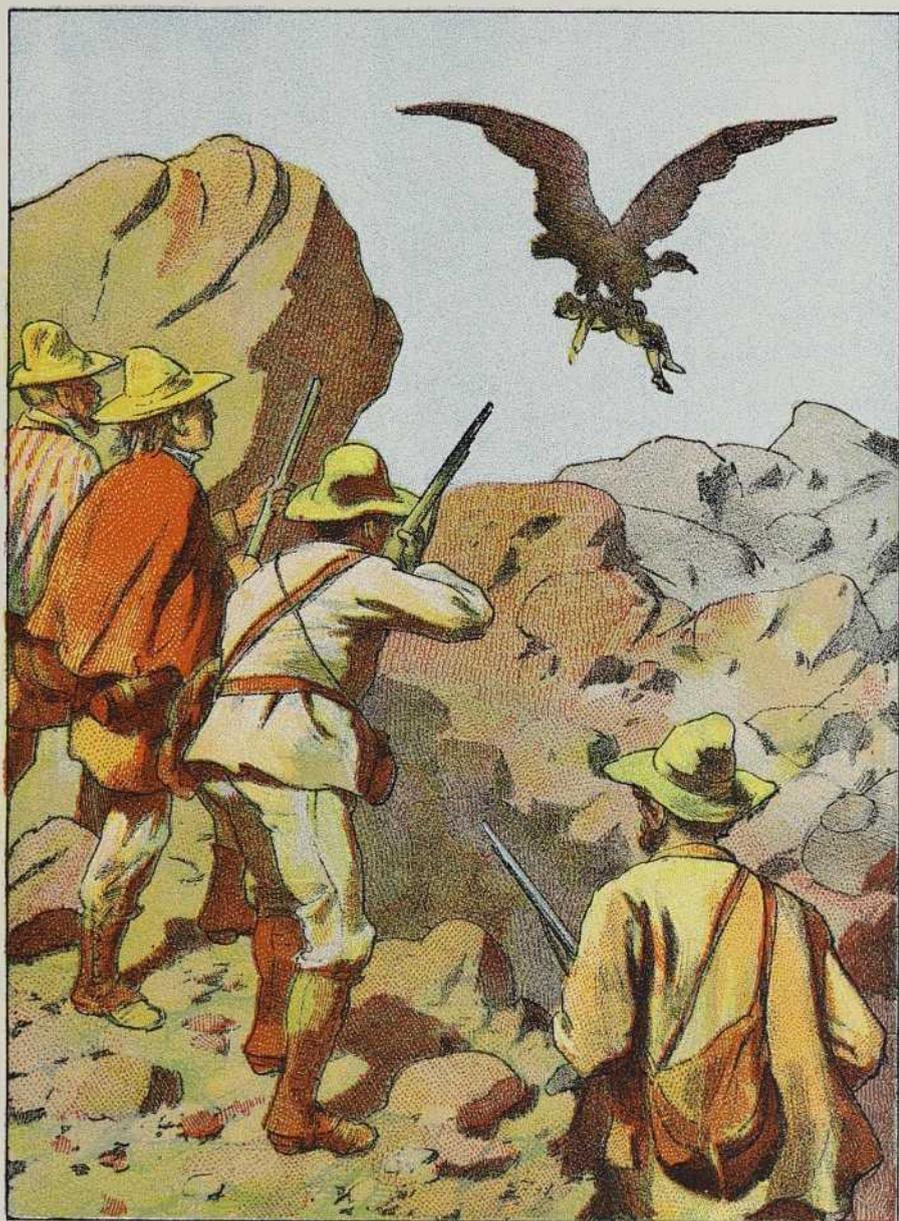
Seine Ueberraschung war außerordentlich, als er sich einer sonderbaren Naturerscheinung gegenüber sah. Vor ihm lag ein mit Pilzen bewachsenes Feld, die ein prächtiges, phosphorartiges Licht ausströmten, welches ihn ermuntert hatte.

Eben wollte er den Professor und Robert wecken, um auch diesen den merkwürdigen Anblick zu verschaffen, da bemerkte er am Rande des Wäldchens schnell dahingleitende Schatten.

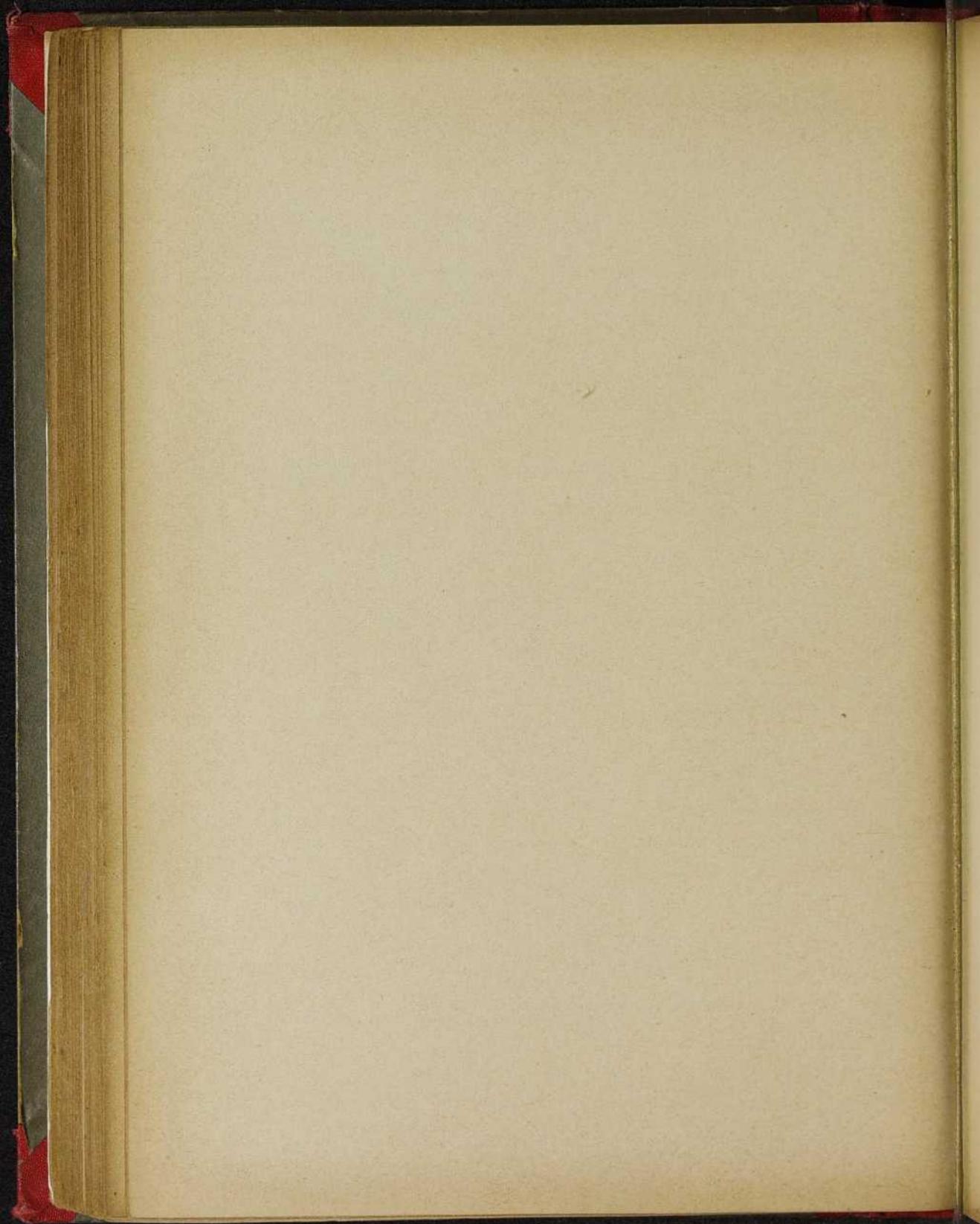
Täuschten ihn seine Augen? War es nur ein Gebilde seiner Phantasie, das ihn geäfft hatte?

Mac Nabbs legte sich vorsichtig an die Erde, und nach genauerer Beobachtung bemerkte er deutlich einige Männer. Er mußte erfahren, was sie da zu thun hatten. Ohne seine Gefährten zu wecken, zögerte er keinen Augenblick, sondern, wie ein Wilder im Grase kriechend, verschwand er im Gehölze. — —

Es war eine abscheuliche Nacht; um zwei Uhr nach Mitternacht fing es heftig zu regnen an, und bis zum hellen Frührothe ergossen sich die Gewitterwolken in solchen Strömen, daß das Zelt keinen genügenden Schutz mehr gewährte; Glenarvon und seine Genossen mußten sich



Gefährliche Lage.



deswegen in den, mit einer festen Holzdecke versehenen Wagen flüchten. An Schlaf war nicht mehr zu denken, man plauderte über allerlei hin und her; nur der Major, dessen kurze Abwesenheit keinem aufgefallen, war noch einsilbiger als sonst schon.

Der heftige Platzregen strömte während der Nacht unaufhörlich nieder, man mußte daher mit Grund befürchten, daß die Gewässer des Snowy übertreten würden; eine heiklige Lage mit einem, in aufgeweichtem Boden steckenden, schweren Reisewagen.

Mehr als einmal gingen Mulrady, Myrton und John Mangles hinaus, um den Wasserstand zu beobachten, und kamen jedesmal bis auf die Haut durchweicht zurück, ohne viel Tröstliches berichten zu können.

Endlich wurde es hell; mit dem Ende der Nacht hörte es auch zu regnen auf, jedoch vermochten die Sonnenstrahlen noch nicht durch die dicke Wolkenschicht zu dringen. Auf dem Boden standen große Lachen gelben, trüben und schlammigen Wassers und sendeten beständig feuchtwarme Dünste in die Luft, die als fieberbringend in dieser Gegend besonders zu fürchten sind.

Die Hauptsache war, schnell den Wagen in Gang zu bringen; doch als man das plumpe Fahrzeug untersuchte, fand man, daß es bis über die Achsen im zähen Lehmboden wie in einem Schraubstocke festsaß; wenn der Thon erst trocknete, verschwand jede Möglichkeit selbst mit Aufbietung der äußersten Kräfte von Thieren und Menschen den Wagen von der Stelle zu bringen.

Glenarvon machte sich mit seinen Matrosen, nebst Mangles und Myrton daher nach dem Gehölze auf, wo die Thiere die Nacht zugebracht hatten, fand sie aber nicht mehr vor. Da man dieselben aber am Abend mit Spannketten aneinander gefesselt hatte, so konnten sie nicht gut sich weit von dem Pferche entfernt haben.

Man suchte also nach ihnen im Walde, doch ohne sie zu gewahren. Keiner, auch Myrton nicht, wußte, was davon zu denken war. Der Quartiermeister ließ jetzt laut seinen Ruf erschallen, den das Gespann wohl kennen mußte, aber kein Laut ließ sich zur Antwort hören; Myrton

wurde immer unruhiger, während sich seine Umgebung mit besorgten Mienen anblickte.

Erst nach einer Stunde vergeblichen Suchens, als Glenarvon schon zu dem Wagen zurückkehren wollte, von dem man sich beinahe eine Viertelmeile entfernt hatte, vernahm man Wiehern aus der Ferne.

Man drang durch das manns hohe Buschwerk, das im Stande war, ganze Heerden zu verbergen, und fand — nur noch einen Ochsen und ein Pferd lebendig, die anderen Thiere lagen todt und schon ganz starr und kalt an der Erde.

Wilson fluchte wie ein Heide; Glenarvon gebot ihm Schweigen und ließ die noch lebenden beiden Thiere zurückführen.

„Wenn wir nur erst den Wagen frei hätten,“ meinte der Kapitän, „so würden selbst diese beiden Thiere genügen, uns in zwei kleinen Tagereisen an die Küste zu bringen. Wir müssen das unglückselige Fahrzeug durchaus flott zu machen suchen!“

„Versuchen wollen wir es immerhin, John,“ versetzte Glenarvon, „obgleich ich nicht viel Hoffnung habe; doch wollen wir jetzt unverzüglich nach dem Lager zurückeilen, wo man uns schon vermissen und über unser langes Ausbleiben unruhig sein wird.“

Ayrton und Mulrady hatten den Thieren die Spanriemen abgenommen, und so zog man denn die Flußwindungen entlang; schon eine halbe Stunde darauf erfuhr der Rest der Gesellschaft das abermalige Mißgeschick.

„Den Teufel auch!“ rief der Major, untersuchte die Thiere genau und sich dann an Ayrton wendend, sagte er: „Schade, daß Sie nicht gleich alle unsere Thiere beim Uebergange über die Wimerra beschlagen ließen!“

„Wie so, Herr?“ fragte der Quartiermeister erstaunt.

„Weil von allen Pferden gerade nur das, welches unter den Händen des von Ihnen geholten Hufschmiedes gewesen ist, dem allgemeinen Verderben entrann!“

„In der That ein sonderbarer Zufall!“ rief der Lord.

„Nur Zufall, allerdings, nichts weiter,“ war des Quartiermeisters gemessene Entgegnung, während er dem Major fest und ruhig ins Auge schaute.

Glenarvon und seine Umgebung schien zu erwarten, daß Mac Nabbs seine Gedanken weiter aussprechen würde, aber dieser preßte die Lippen fest aufeinander, als wenn er die Worte mit Gewalt zurückhielte, die ihm auf der Zunge lagen, und wandte sich schweigend dem Wagen zu, mit dem sich Myrton nun ernstlich zu schaffen machte.

„Was hat er eigentlich sagen wollen?“ fragte Glenarvon den Kapitän.

„Meiner Treu, ich weiß es auch nicht,“ sagte kopfschüttelnd der Gefragte; „doch ist der Major nicht der Mann, das Geringste ohne Grund zu äußern!“

„Glauben Sie, daß er es für möglich hält, Myrton habe uns die Thiere absichtlich getödtet?“ forschte Glenarvon weiter.

„Aber, mein Gott, zu welchem Zwecke sollte er dies gethan haben?“ fiel Lady Ellen ein. „Er hat uns doch wiederholt unleugbare Proben seiner Treue und Ergebenheit gegeben?“

„Er wird doch nicht mit den Sträflingen unter einer Decke stecken?“ ließ sich Petermann unvorsichtig entschlipfen.

„Was für Sträflinge?“ fragten, auf's Aeußerste erschreckt, Miß Grant und Lady Ellen.

„Herr Petermann ist im Irrthume,“ erwiderte lebhaft Kapitän John. „Er vergaß, daß es in dieser Provinz gar keine Sträflinge giebt!“

„Ei, wahrhaftig, wo hatte ich auch meinen Kopf?“ beeilte sich Petermann zu erklären. „Ja, ja, in Australien giebt's keine Deportirten, denn sowie sie ausgeschifft sind, werden die ärgsten Missethäter zu rechtschaffenen Menschen. Das Klima, müssen Sie wissen, meine Damen, wirkt geradezu wunderbar verbessernd auf die Sitten...“

Die Lady sah ihn scharf an, was ihn erröthen machte und völlig außer Fassung setzte. Es war dem armen Gelehrten, als er seine

Uebereilung wieder gut machen wollte, wie dem Wagen ergangen; er fuhr sich immer fester, je mehr er bemüht war sich herauszureden.

Lady Ellen hatte nicht übel Lust, ihn scharf ins Gebet zu nehmen, doch wollte sie ihn gerade jetzt nicht noch verlegener machen, als er zusehends schon war; sie wußte auch schon genug und ging mit Marie nach dem Zelte, wo Olbinett gerade das Frühstück nach allen Regeln seiner Kunst zubereitete.

„Eigentlich hätte ich verdient, jetzt selbst transportirt zu werden,“ meinte der Professor mit kläglichlicher Stimme.

„Ich müßte Ihnen von rechtswegen nicht widersprechen,“ sagte ernst der Lord; „doch da Sie nicht aus böser Absicht, sondern nur aus Unüberlegtheit gegen unsere Verabredung handelten, sollen Sie heute noch mit einer Mahnung zur Vorsicht und zum Sammeln Ihrer Gedanken davon kommen.“

Diese Worte trösteten den tiefgebeugten Gelehrten wenigstens etwas wieder, denn diesmal hatte er sich wirklich ernstlich über sich selbst geärgert.

Ayrton und die Matrosen bemühten sich indeß umsonst, mit Hilfe des vorgespannten Ochsen und des Pferdes, den Wagen aus seiner tiefen Versenkung herauszuziehen. Beide Thiere boten alle Muskelkräfte auf, die Zugrieme waren bis zum Zerreißen angestrammt, die Männer legten alleammt mit Hand an und quälten sich, daß sie keuchten; doch es blieb umsonst, der schwerfällige Wagen rührte sich nicht von der Stelle, sondern wurde in dem Thone, der bereits wieder trocken geworden, so fest gehalten, als wenn er in hydraulischen Cement eingelassen gewesen wäre. Vergeblich wurde durch Begießen der Thon stark angefeuchtet, das Gefährt war nicht zu bewegen. Wollte man es nicht Stück für Stück auseinandernehmen, und auch daran war leider ohne alle Werkzeuge nicht zu denken, so mußte man auf jedes Weiterfahren verzichten.

Ayrton, der um jeden Preis die Schwierigkeiten überwinden wollte, schickte sich eben von neuem an, alle Kräfte aufzubieten, als Glenarvon dazwischen trat und es verhinderte.

„Halt, Myrton, es ist genug,“ rief er. „Wir müssen die beiden übriggebliebenen Geschöpfe nothwendig schonen, denn sie müssen uns noch manchen Dienst erweisen. Eins der Thiere soll die Damen, das andere die Vorräthe fortschaffen.“

„Wie Sie befehlen, Mylord,“ entgegnete der Quartiermeister und spannte die erschöpften Thiere aus.

Eine kleine Weile hernach hatte sich die Reizegesellschaft durch ein herzhaftes Frühstück nach der schlimmen Nacht und dem schlimmeren Morgen gestärkt und von ihrer ersten Bestürzung erholt; die Berathung wurde durch den Lord eröffnet und jeder aufgefordert, seine Meinung zu sagen.

Diweil hatte Petermann den geographischen Ort aufgenommen; nach seiner Berechnung befand man sich unter  $147^{\circ} 53'$  östlicher Länge und  $37^{\circ}$  der Breite.

„Die genaue Lage der Zwofoldbai aber?“ fragte Glenarvon.

„Ist unter'm hundertundfünfzigsten Grade, also in einer Entfernung von etwas über fünfundzwanzig Meilen.“

„Und Melbourne?“

„Liegt beinahe fünfzig Meilen in gerader Richtung weg.“

Das Zahlenverhältniß war zu entscheidend; ohne Verzug entschied man sich einstimmig für die Zwofoldbai, und selbst die muthigen Frauen schreckten nicht vor dem Gedanken zurück, wenn es sein müßte, ganze Strecken zu Fuße zurückzulegen.

„Wir finden doch auch unzweifelhaft an der Bai alle Hülfquellen, deren wir bedürftig sind?“ erkundigte sich Glenarvon.

„Ganz unzweifelhaft,“ bestätigte Petermann. „Die daran gelegene Stadt Eden besteht schon seit einer Reihe von Jahren und hat lebhaften Verkehr mit der Hauptstadt Melbourne. Schon auf halbem Wege, im Städtchen Delegete, an der Grenze der Provinz Victoria, werden wir übrigens wohl frische Lebens- und Transportmittel vorfinden.“

„Wie wird es denn nun aber mit dem Duncan?“ fragte der Quartiermeister. „Halten Guer Herrlichkeit es immer noch nicht an der Zeit, Meldung zu schicken, damit das Schiff in die Bai kommt?“

„Was halten Sie davon, John?“ wandte sich Glenarvon an diesen.

„Mylord, ich glaube noch immer, daß wir dies nicht zu übereilen brauchen. Da wir in drei bis vier Tagen in Eden ankommen, so wird auch dann noch Zeit genug dazu sein.“

„Kapitän, Sie glauben in vier, fünf Tagen?“ fiel kopfschüttelnd Myrton ein. „Wenn Sie Ihren Irrthum nicht erst bereuen wollen, wenn's zu spät ist, so sagen Sie dreist in vierzehn Tagen bis drei Wochen!“

„Was, um fünfundzwanzig Meilen zurückzulegen?“

„Ja, mindestens. Sie bedenken nicht, daß jetzt erst die schwierigste Strecke kommt, eine wahre Einöde, durch große Strecken Unterholz, ohne jede Spur eines gebahnten Weges. Nur mit dem Beile in der Hand, oder durch Abbrennen der Wälder lassen sich Wege schaffen. Da können Sie allein berechnen, daß Sie, fast ohne alle Hilfsmittel, nur äußerst langsam fortkommen werden.“

Myrton hatte mit großer Bestimmtheit gesprochen, und der Geograph, auf den sich unmittelbar darauf alle Blicke richteten, erklärte sich durch Kopfnicken mit der Meinung des Quartiermeisters einverstanden.

„Gegen diese Schwierigkeiten kann ich nichts einwenden,“ bemerkte Mangles. „Aber was folgt daraus, als daß an den Duncan, anstatt in vier, dann erst in vierzehn Tagen Euer Lordschaft Befehle abgehen.“

„Die Schwierigkeiten des Weges sind aber nicht das Haupthinderniß,“ fuhr Myrton fort. „Vor allem wird es sich darum handeln, über den Snowy zu kommen. Dazu werden wir aber aller Wahrscheinlichkeit nach erst das Fallen seines Wassers abzuwarten haben.“

„Sollte sich denn keine Furt finden lassen?“ rief der junge Schiffskapitän ärgerlich.

„Schwerlich,“ versetzte Myrton, „wenigstens habe ich heut früh ohne Erfolg nach einem halbwegs geeigneten Uebergange gesucht. Man findet überhaupt sehr selten einen bei einem Ströme, der noch in dieser Jahreszeit so reißend ist. Es ist eine recht verdrießliche Sache, aber

wer konnte auch voraussehen, daß zur Unzeit ein Gewitter kommen und solche Wassermassen in das Strombett führen würde!"

"Ist denn der Snowy sehr breit?" fragte Lady Glenarvon.

"Wohl eine Viertelmeile breit, sehr tief und dabei furchtbar reichend, zumal augenblicklich. Selbst ein vortrefflicher Schwimmer käme nur mit Lebensgefahr hinüber."

"Nun," rief Robert, dem die Sache durchaus nicht so bedenklich wie den Männern vorkam, "so fällen wir einen Baum, höhlen ihn aus und setzen uns hinein."

"Da sieht man den Sohn des seefahrenden Kapitän Grant," rief Petermann; Mangles aber setzte hinzu: "Er hat völlig recht; es wird uns nichts anderes übrig bleiben. Machen wir uns daher an's Werk, ohne weitere Zeit mit ferneren Berathungen zu verlieren."

"Wie denken Sie darüber, Myrton?" wollte Glenarvon wissen.

"Meiner Ansicht nach werden wir, wenn uns keine Hülfe kommt, in vier Wochen immer noch hier festliegen!"

"Haben Sie denn einen besseren Plan ausgedacht, Myrton?" rief Sohn Mangles mit einer gewissen Ungeduld.

"Ja, wenn der Duncan endlich an die Ostküste geholt wird."

"Was wollen Sie nur immer mit dem Duncan? Inwiefern soll seine Anwesenheit in der Bai uns die Möglichkeit verschaffen, dahin zu kommen?"

Myrton antwortete nicht gleich, sondern, die Arme über einander schlagend, sagte er nach einigem Besinnen ziemlich ausweichend: "Ich will meine Meinung nicht aufdringen. Wenn meine Aeußerungen nicht gefallen, so kann ich nur abwarten, was Gue Herrlichkeit zu thun befehlen."

"Das ist keine Antwort, Myrton," sagte streng der Lord. "Theilen Sie uns Ihren Plan mit, auf daß wir ihn sogleich besprechen können."

"Mein Vorschlag geht dahin, in unserem hilflosen Zustande nicht aufs Gerathewohl über den Snowy zu gehen, sondern an Ort und Stelle Unterstützung abzuwarten, die uns nur vom Duncan entgegenkommen kann. An Lebensmitteln für die Zurückbleibenden fehlt es

zum Glücke nicht, während einer von uns Tom Austin den Befehl zur Abfahrt bringt. Bis von diesem Hülfе kommt, wird entweder das tobende Wasser soweit gefallen sein, um eine passirbare Furt zu bieten, oder wir haben, wenn dies nicht der Fall sein sollte, ein Boot zu bauen die erforderliche Zeit, und der Uebergang damit wird jedenfalls später viel gefahrloser."

Mannigfaltige Zeichen des Mißfallens und Erstaunens hatten diesen Vorschlag unterbrochen.

Ohne dieselben zu berücksichtigen erklärte jedoch Glenarvon: „Ihr Vorschlag verdient in ernste Erwägung genommen zu werden, Myrton. Seine größte Schattenseite ist allerdings die, daß er eine unliebsame Verzögerung veranlaßt; aber er erspart uns auch hinwiederum große Beschwerden, sowie möglicherweise ernsthafte Gefahren. Wie denken Sie darüber, meine Freunde?"

„Sprechen Sie doch, lieber Mac Nabbs,“ heischte Lady Glenarvon. „So lange wie wir berathen, hören Sie blos zu und lassen kein Wort hören.“

„Da Sie mich denn nach meiner Meinung fragen,“ erwiderte der Major, „so will ich frei heraus sagen, daß, wie mir scheint, Myrton ganz sachverständig und angemessen gesprochen hat. Ich schließe mich also seinem Vorschlage an.“

Da die Ansichten Myrtons und Mac Nabbs hierüber bisher völlig aneinander gegangen, war man auf eine solche Antwort desselben am wenigsten gefaßt, selbst der Quartiermeister sah den Major ganz betroffen an, da er von diesem wohl den meisten Widerstand erwartet hatte.

Lady Ellen und Petermann trugen nun keine Bedenken mehr und so schien Myrtons Plan angenommen. Nur Kapitän John verhielt sich schweigend, weshalb ihn Glenarvon fragte, ob er es nicht auch der Klugheit angemessen halte, am Flußufer auf neue Beförderungsmittel zu harren?

„Ich kann mich immer noch nicht des Gedankens entschlagen,“ rief der Kapitän, „daß ebenso gut, womöglich aber besser wie ein Einzelner, wir alle zusammen über den Snowy kommen.“

Alles blickte auf den Quartiermeister, der aber lächelte, wie ein Mensch, der seiner Sache sicher ist, und entgegnete: „Der Bote braucht gar nicht über den Strom zu setzen; er schlägt die Straße nach Lucknow ein, die ihn indirekt nach Melbourne führt!“

„Was, er soll sechszig Meilen durch die Wildniß zurücklegen?“ rief unwillig der Kapitän.

Ayrton beharrte auf seiner Meinung: „Wir haben ja noch ein tüchtiges Reitpferd. In vier Tagen läßt sich die Reise zurücklegen. Zwei fernere Tage hinzugerechnet für die Ueberfahrt des Duncan bis zur Bai und einen für die Rückkehr von dort nach hier, macht bloß eine Woche, in welcher der Bote sammt der Hülfsmannschaft anlangen müssen.“

Durch Kopfnicken stimmte der Major Ayrton zu, und nun kam es darauf an, den Plan auch wohlüberlegt ins Werk zu setzen.

„Jetzt handelt es sich um die Wahl unseres Boten,“ entschied Glenarvon. „Ich verkenne keineswegs, daß es ein schwieriger und mit mannigfaltigen Gefahren verknüpfter Ritt sein wird. Wer will sich für seine Genossen aufopfern und unsere Nachrichten nach Melbourne befördern?“

Wilson, Mulrady, John Mangles, Petermann, selbst Robert erboten sich unverzüglich dazu. Der Kapitän bestand sogar geradezu eigensinnig darauf, daß ihm die Ausführung des Auftrags übertragen würde.

Da ergriff der Quartiermeister das Wort und sagte: „Wenn es Euer Lordschaft recht ist, so will ich das Wagniß auf mich nehmen, kenne ich doch das Land am besten, da ich schon durch die gefährlichsten Strecken gereist bin und mich sicher da heraus finde, wo andere stecken blieben.“

„Vortrefflich geredet,“ pflichtete Glenarvon bei. „Sie sind ein ebenso muthiger als einsichtiger Mann, und will's Gott, so werden Sie auch Glück haben.“

Daß der Quartiermeister geeigneter als irgend jemand zur Durchführung der schwierigen Aufgabe war, sah jederman ein und beschied

sich; nur Mangles machte einen letzten Versuch und wandte ein, daß der Quartiermeister auch bei der zurückbleibenden Gesellschaft nothwendig wäre, aber der Major entgegnete ihm, daß er das nicht begreife, da man vor Myrtons Rückkunft keinerlei Nachforschungen anzustellen gedenke.

„So reisen Sie denn, Myrton,“ befahl der Lord. „Lassen Sie sich unsere Sache recht angelegen sein und kehren Sie über Eden recht bald zurück.“

Myrtons Augen strahlten vor Befriedigung, was er zwar unter einer tiefen Verbergung zu bergen suchte, was aber Sohn doch aufgefallen war, der instinktmäßig fühlte, wie sein unbestimmter Verdacht gegen Myrton zunahm.

Der Quartiermeister traf nun seine Vorkehrungen und sattelte das Pferd zur Reise, wobei ihm Wilson und Mulrady zur Hand gingen.

Unterdessen schrieb Glenarvon den Brief an Tom Austin und befahl dem Unterbefehlshaber des Duncan, sich unverzüglich in die Two-foldbai zu begeben. Den Quartiermeister empfahl er: als einen volles Vertrauen verdienenden Mann. Nach Ankunft an der Küste sollte vom Duncan eine Abtheilung Matrosen unter Myrtons Befehl gestellt werden und . . . .

Als Glenarvon an diese Stelle des Briefes kam, fragte ihn Mac Nabbs, der ihm beim Schreiben zusah, in merkwürdigem Tone, ob er auch den Namen Myrton richtig schreibe?

„Ei nun, doch so wie er ausgesprochen wird!“

„Das ist ein kleiner Irrthum,“ sagte mit ruhiger Ironie der alte Herr, „man spricht ihn Myrton aus, schreibt ihn aber — Ben Joyce!“

## Vierzehntes Kapitel.

### Der Ueberfall.

Das Aussprechen des Namens Ben Joyce wirkte wie ein Blitzschlag. Myrton wendete sich plötzlich um, hielt einen Revolver in der Hand und feuerte mehrere Schüsse schnell hintereinander ab. Einer derselben streckte Glenarvon zu Boden, ein anderer traf den Lauf der zum Schuß bereit gehaltenen Büchse, mit welcher der Major auf den Räuberhauptmann sofort ebenfalls Feuer gab, ihn aber in Folge des Umstandes, daß sich der Lauf durch die Revolverkugel etwas verbogen hatte, verfehlte.

Sobald die erste Ueberraschung überwunden war, stürzten die Männer dem fliehenden Ben Joyce nach, wurden aber vom Waldsaume her mit Flintenschüssen empfangen, wo der kühne Räuber sich hinter den Eucalyptusstämmen mit seiner Bande vereinigt hatte.

Man mußte sich zu schleunigem Rückzuge entschließen, und da das dünne Leinwandzelt keinen Schutz gegen Kugeln bot, zu den Bretterwänden des Wagens seine Zuflucht nehmen, wohin sich mit dem nur leicht am Arme verletzten Glenarvon, der sich wieder erhoben hatte, Lady Ellen, Marie und Robert begaben, hinter seinen starken Bretterwänden auch glücklich Deckung fanden.

Dort griff alles zu den Waffen, um den Sträflingen die Antwort nicht schuldig zu bleiben. Aufmerksam beobachtete man die Gegend, wohin sich Ben Joyce gewendet hatte und erwartete einen neuen Angriff; aber das Schießen hatte plötzlich aufgehört und tiefe Stille folgte dem Lärme des Gewehrfeuers, während sich die Rauchsäulen allmählig in den Baumkronen verloren.

Vorsichtig kundschafte man die Gegend bis in den Wald hinein aus. Der Platz war verlassen; es fanden sich nur noch zahlreiche Fuß-

spuren und halbverbranntes Zündpulver, das der Major als vorsichtiger Mann mit dem Fuße austrat, denn ein Funken genügt in diesen trockenen Wäldern, um die schrecklichste Feuersbrunst zu entzünden.

„Die Böfewichte sind wie in den Boden versunken,“ wunderte sich Sohn Mangles, zu dem Major gewendet.

„Bedauere das sehr,“ war die Antwort, „weil mich dies Verschwinden äußerst benruhigt. Mir wäre wohlter, wenn wir ihnen Auge in Auge gegenüberständen, denn eine Schlange im Grase ist gefährlicher als der blutdürstige Tiger im freien Felde. — Wir wollen immerhin die Büsche ringsherum absuchen, damit sie uns nicht überumpeln können.“

Aber so genau man auch die gesammte Gegend zwischen dem Walde und dem Flusse absuchte, man fand nicht einen einzigen Sträfling; die Räuberbande schien wie eine Schaar unheilbringender Vögel entflohen zu sein. Es war zu sonderbar, um sich dabei vollkommen sicher zu fühlen, deshalb nahm man sich vor, die größte Wachsamkeit aufzubieten, machte den von Morast umgebenen Wagen zum Hauptstandort und Bollwerk, hielt auch sorgliche Wache durch, in kurzen Fristen abgelöste Leute.

Lady Ellen und Miß Marie hatten es sich unterdessen zur Aufgabe gemacht, Glenarvons Wunde zu verbinden. Im Augenblicke, wo ihr Gatte von der Kugel des Frevlers getroffen worden, war seine Gattin voller Schrecken auf ihn zugestürzt. Im Wagen aber legte die muthige Frau, ihre Angst beherrschend, seine Wunde bloß und der Major erkannte, daß die Kugel nur das Fleisch zerrissen, aber keine Knochen getroffen hatte. Zwar blutete die Wunde heftig, doch gab Glenarvon selbst seinen Angehörigen durch Bewegung des Unterarmes und der Finger Beruhigung über die Wirkung des Schusses. Sowie man ihn verbunden hatte, wollte er nicht mehr, daß man sich mit ihm beschäftige, und alle stiegen daher in den Wagen, mit Ausnahme von Mulrady und Wilson, die draußen Wache hielten. Selbstverständlich mußte der Major erzählen.

Zunächst setzte er Lady Glenarvon von dem in Kenntniß, was sie

noch nicht wußte, nämlich dem Entweichen einer Sträflingsbande aus Perth, ihrem Erscheinen in der Provinz Victoria, ihrer Urheberchaft an dem Eisenbahnunglück an der Wimerra. Er überreichte ihr die Nummer der „Australian- und New-Zealand-Zeitung“, die er in Seymour gekauft, und setzte hinzu, daß die Behörden auf den Kopf dieses Ben Joyce eine Prämie von hundert Pfund gesetzt hatten, da schreckliche, seit anderthalb Jahren verübte Verbrechen, ihn zu einer berüchtigten Person gestempelt hätten.

Nun aber wollte man wissen, wie der Major in dem Quartiermeister Myrton diesen Ben Joyce erkannt habe? Gern gab Mac Rabbs Aufklärung.

Vom ersten Tage ihres Zusammenseins an hatte er Myrton mißtraut. Einige unbedeutende Vorfälle: ein zwischen dem Quartiermeister und dem Schmiede am Wimerraströme ausgetauschter Blick, das regelmäßige Zögern Myrtons, die Flecken und Ortschaften zu betreten, sein beständiges Drängen, den Duncan aus Melbourne kommen zu lassen, der seltsame Tod der ihm anvertrauten Thiere, sowie sein gesammtes, nichts weniger als offenes Benehmen, — alle diese Einzelheiten häuften sich nach und nach, um den Verdacht zu steigern, reichten aber nicht aus, um Myrton des Verraths zu überführen.

In der verflossenen Nacht aber hatten verdächtige Schatten unweit des Lagers seine Aufmerksamkeit erregt, er näherte sich ihnen vorsichtig, und fand drei Männer, unter ihnen den Hufschmied vom Wimerraströme, die am Boden die frischen Fußspuren untersuchten.

„Sie sind es,“ sagte einer der Banditen. „Ja,“ antwortete ein zweiter, „hier ist das Eisen des von mir beschlagenen Pferdes, mit meiner unverkennbaren Marke, der wir vom Wimerra bis hierher gefolgt sind.“ — „Dieses Gastrolobium ist doch eine nützliche Pflanze; es ist gut, daß es hier überall wächst, fast alle Thiere sind jetzt todt!“ setzte der dritte hinzu. — „Ben Joyce ist doch ein geschickter Kerl,“ rief der Schmied, „ein prachtvoller Quartiermeister mit seinem glücklich erfundenen Schiffbruche. Wenn sein Plan gelingt, sind wir gemachte Leute!“ — „Ich sage auch, daß Myrton ein ganz gelungener Kerl ist.“ —

„Nenne ihn Ben Joyce, denn er verdient es: Sohn der Freude zu heißen.“

„Gleich darauf,“ fuhr der Major fort zu erzählen, „zogen sich die Hallunken in das Gummiwäldchen zurück, ohne mich zu bemerken. Ich wußte, was ich wissen wollte und eilte wieder nach unserem Lager, mit der Ueberzeugung, daß sich bei weitem nicht alle Deportirten in Australien bessern, wenn Freund Petermann nichts dagegen hat!“

Dieser senkte sein Haupt und schüttelte es bedächtig. Alle schwiegen nachdenklich, Glenarvon aber sagte: „Also hat uns dieser Bursche wohl nur hierher gelockt, um uns zu ermorden?“

„Es scheint so,“ bestätigte der Major. „Schade, daß mein Gewehrlauf durch seine Kugel verbogen wurde, sonst könnten die Sträflinge ihren Häuptling jetzt begraben.“

„Dieser Glende gehörte also nicht zur Mannschaft der Britannia? Er hat dann sicher den Namen Myrton und die Schiffspapiere gestohlen!“ rief empört Glenarvon.

Aller Blicke richteten sich auf Mac Nabbs, der zögernd erklärte: „Das Wahrscheinlichste, was man aus dieser unklaren Sachlage folgern muß, ist, daß dieser Mann nur von seinen Genossen Ben Joyce genannt wird, vielleicht um seine Persönlichkeit den Behörden nicht zu verrathen, die ihn wohl als Myrton schon genauer kennen als ihm lieb ist. Unzweifelhaft steht fest, daß er Quartiermeister an Bord der Britannia war, kannte er doch nicht bloß den Kapitän Grant, sondern auch seine Kinder genau; zudem bestätigen dies auch die Reden der Sträflinge. Verlieren wir uns übrigens nicht in leere Vermuthungen, sondern halten wir daran fest, daß Myrton und Ben Joyce eine und dieselbe Person, das heißt, ein jetzt zum Räuberhauptmann gewordener, ehemaliger Seemann der Britannia ist.“

„Ich habe zwar noch Bedenken dagegen, doch will ich mich gern zufrieden geben; unerklärlich ist mir nur, wie der Quartiermeister Harry Grants nach Australien kommt!“ rief der Professor.

„Ja, das weiß ich selber nicht,“ gestand Mac Nabbs. „Die Zukunft wird das hoffentlich noch aufklären. Vielleicht kann uns die Po-

lizei Licht in das Dunkel bringen, sobald sie erfährt, daß Ben Joyce und Myrton eine und dieselbe Person ist."

"Sie haben recht," fiel Glenarvon ein, „das wäre wohl geeignet, die Nachforschungen der Sicherheitsbehörde zu fördern."

"Dieser Unselige," fügte Lady Ellen hinzu, „muß sich demnach schon in verbrecherischer Absicht in die Mühle bei Kap Bernouilli geschlichen haben."

„Zweifellos, und der Müller kann sich glücklich schätzen, daß wir ihn von diesem Räuber befreien, der sich mit irgend einem bösen Streiche, vielleicht Ueberfall der Mühle, gerade beschäftigte, als sich ihm eine lohnendere Gelegenheit bot. Er hörte unsere Unterhaltung mit dem Müller, vernahm die Geschichte des Schiffbruches und mit seltener Geistesgegenwart entschloß er sich, Nutzen daraus zu ziehen. Vom Winerra aus folgte uns seine Bande, und mit Absicht hat er uns in diesem Sumpfe festgefahren; glücklicherweise hat man von entlarvten Räubern weniger zu fürchten als von verborgenen Verräthern, wenn man wachsam bleibt."

Aus dieser klaren Darlegung der Sache ging noch eine Folgerung hervor, an die alle denken mußten, als sie Marie Grant in Thränen zerfließen sahen.

"Sie weinen, mein Kind?" fragte Ellen.

„Mein Vater, Mylady, mein Vater!“ war alles, was das junge Mädchen hervorbringen konnte. Zähren erstickten ihre Stimme, aber man begriff den Schmerz der Tochter, faßte sogleich, weshalb ihre Thränen flossen, und warum der Name ihres Vaters sich über ihre Lippen drängte. Die Entdeckung von Myrton's Verrath zerstörte jede Hoffnung, ihn zu finden. Der Anführer der Deportirten hatte einzig und allein, um Glenarvon in diese Einöde zu locken, einen Schiffbruch in der Nähe der Dwofeldbai vorgeschützt, wie aus der von Mac Nabbs belauschten Unterhaltung deutlich hervorging. Die Britannia war also gar nicht dort gescheitert, Grant hatte überhaupt nicht den Fuß auf australischen Boden gesetzt, zum zweiten Male hatte die irrige

Auslegung der in dem Hammerfische gebergenen Urkunden die Sucher auf eine falsche Fährte geführt.

Robert weinte in den Armen der Schwester, und Petermann murrete, sich ärgerlich vor die Stirn schlagend: „Dieses unglückselige Geschreibsel kann sich rühmen, das Gehirn von einem halben Duzend braver Männer auf eine harte Probe zu stellen!“

Vor dem Schmerze der beiden Kinder bewahrte jedermann düsteres Stillschweigen, das auch auf der zwischen Wald und Fluß gelegenen Ebene herrschte. Der Himmel hatte sich bezogen und inmitten dieser dumpfen Luft ließ sich nichts von Ben Joyce und seiner Bande hören. Schaaren von Vögeln im Buschwerke und einige Kängurus, die friedlich das Gras abweideten, bewiesen, daß die Räuber sich in beträchtlicher Entfernung verborgen hielten. Vielleicht hatte sich die ganze Bande noch nicht vereinigt und wartete erst auf Verstärkung, ehe sie einen entscheidenden Angriff machte.

„Wir müssen unsere Wachsamkeit mit Anbruch der Nacht verdoppeln,“ mahnte Glenarvon die Schildwachen. „Könnten wir nur diesen Sumpf verlassen und unseren Weg nach der Küste einschlagen. Mit Gold wollte ich ein Floß aufwiegen, das im Stande wäre uns über's Wasser zu bringen!“

„So wollen wir es doch bauen. An Holz fehlt es nicht,“ bemerkte treuherzig einer der Seeleute.

„Nein, Wilson, doch dieser Snowy ist kein träger Landfluß, sondern ein reißender Bergstrom. Wenn das Wasser auch schon, wie Ihr sagt, zu sinken beginnt, so bildet es doch Strudel; es ist rein unmöglich, über diese wirbelnden Wasserstürze zu sehen, ohne in die Tiefe gezogen zu werden,“ rief Glenarvon.

Auch Mangles erklärte den Uebergang für unausführbar, setzte aber hinzu: „Da wir nicht nach der Twofoldbai gelangen können, muß jemand nach Melbourne reiten. Wenn es Ihnen recht ist, Mylord breche ich sogleich auf.“

„Das ist ein halbsbrechender Versuch, John. Ohne von den Gefahren einer sechszigmeilenlangen Reise durch ein völlig unbekanntes

Land zu reden, dürfte doch nicht außer Auge gelassen werden, daß Weg und Steg vermuthlich rings herum von den Genossen Myrtons belauert werden!"

"Ich weiß es, aber unsere augenblickliche Lage ist unhaltbar. Myrton verlangte acht Tage, ich werde in sechs Tagen zurück sein."

"Gehen muß jemand," rief Petermann, „aber nicht der Führer des Duncan darf dieser Gefahr ausgesetzt werden. Man sende lieber mich.“

"Mir aus der Seele gesprochen, was Mangles betrifft," unterbrach ihn der Major. „Aber warum soll es gerade Petermann sein? Glauben Sie, daß ich mich vor dem Ritte fürchte? Das ist ein reiner Sport für mich!"

"Liebe Freunde," bestimmte der Lord, „wenn durchaus jemand nach Melbourne soll, so mag das Loos entscheiden. Schreiben Sie alle Namen auf, Professor.“

"Aber den Ihrigen nicht, Mylord," widersprach der Kapitän. „Sie mit Ihrer offenen Wunde müssen zurückbleiben.“

"Wo es Gefahren zu bestehen giebt, will ich meinen Antheil nicht abtreten," rief Glenarvon. „Schreiben Sie immerhin meinen Namen mit auf.“

Man fügte, da er darauf bestand, seinen Namen den anderen hinzu, und zog. Das Loos entschied für Mulrady, was den kühnen Seemann zu lautem Hurrarufe bewog. Die Abreise wurde auf acht Uhr, gleich nach Einbruch der Abenddämmerung festgesetzt; vorher nahm Wilson noch das gezeichnete Hufeisen ab und ersetzte es, damit die Deportirten seinen Spuren nicht folgen könnten, durch eines der Eisen, welche den gefallenen Pferden abgenommen waren.

Glenarvon wollte nun den für Tom Austin bestimmten Brief schreiben, aber die Schmerzen in dem verwundeten Arme hinderten ihn, und so wurde Petermann damit beauftragt, den man damit gleichzeitig aus seiner Versunkenheit reißen wollte, denn er machte den Eindruck als wenn er tief sinnig geworden wäre; er dachte beständig an nichts als seine falsche Auslegung der Schiffs-Urkunden, drehte in Gedanken Sinn

und Worte um und blieb in dem Abgrunde der dunkeln Deutung so versenkt, daß Glenarvon sein Ersuchen mehrmals wiederholen mußte, ehe er zur Aufmerksamkeit zu bringen war.

Darauf erklärte er sich auf der Stelle bereit, machte sein Notizbuch zurecht, riß ein weißes Blatt heraus und schrieb, während Glenarvon diktirte:

„Befehl für Tom Austin, sofort in See zu stechen und den Duncan nach . . .“

Petermann wiederholte laut das letzte Wort, als seine Augen beim Aufblicken zufällig auf die Nummer der „Australian und New-Zealand-Zeitung“ fielen, welche auf dem Erdboden lag. Das zusammengefaltete Journal ließ nur die beiden letzten Worte seines Titels sehen. Sogleich blieb der Bleistift stehen, Petermann schien den Lord und seinen Brief rein vergessen zu haben.

„Nun, Petermann?“ erinnerte ihn Glenarvon.

— „Ah,“ stöhnte der Geograph laut auf.

„Was haben Sie denn wieder?“ murzte Mac Nabbs.

— „Oh, nichts, nichts,“ erklärte der Gefragte. Leise aber flüsterte er vor sich hin: „aland, aland, aland,“ stand auf, ergriff die Zeitung, schüttelte sie, und lief damit wie irrsinnig hin und her; doch hielt dieser Zustand der Nervenregung nicht lange an, er setzte sich wieder und erklärte sich bereit fortzufahren.

Glenarvon, der ihn kopfschüttelnd betrachtet hatte, fuhr fort zu diktiren:

Befehl an Tom Austin, sofort in See zu stechen und den Duncan unter'm 37. Breitengrad an die Westküste Australiens zu führen. . . .

„Australiens?“ wiederholte Petermann. „Ja, ganz richtig, Australiens.“

Sobald das Schreiben fertig war, reichte er es dem Lord zur Unterschrift, der nur mühselig und langsam damit zu Stande kam. Dann verschloß und stiegelte es Petermann mit Glenarvons Siegelring und schrieb mit zitternder Hand die Adresse, immer vor sich hinmurmelnd: „Aland, aland, Zealand, Seeland!“

## Fünfzehntes Kapitel.

### Angsttage.

Abends hatte Petermann sein kaltes Blut zurückgewonnen, und wenn man auch an seiner Befangenheit merkte, daß ihm noch etwas im Sinne lag, so schien er doch seine Gedanken für sich behalten zu wollen. Statt dessen zeichnete er Mulrady auf der Karte den Weg so vor, daß dieser sich nicht leicht verirren konnte. Sobald er nur einige Meilen über die Gegend hinaus war, in der Ben Joyce mit seiner Bande versteckt liegen konnte, waren kaum noch Gefahren zu besorgen, und der Auftrag konnte durch ihn ohne weitere Schwierigkeiten, als die des langen Mittes, ausgeführt werden.

Als es gegen acht Uhr dunkelte, bestieg Mulrady, mit Büchse und Revolver bewehrt, das Pferd, dessen Hufe mit Leinwand umwickelt waren, um das geringste Geräusch zu vermeiden. Bald waren Ross und Reiter verschwunden; ein heraufgezogener, heftiger Sturmregen schien seine ungehinderte Entfernung zu begünstigen.

Die Reisenden hatten sich vor der Regensfluth in den Wagen geflüchtet, nur Mac Rabbs und John Mangles hielten draußen Wache und ertrugen mit der Seelenruhe, welche die Nothwendigkeit erzeugt, die für Europäer beispiellos heftigen Regenschauer und Windstöße, die nur von Zeit zu Zeit auf kurze Augenblicke unterbrochen wurden, gleichsam als wenn der Sturm nur schwiege, um frischen Athem zu schöpfen.

Während einer solchen Pause drang ein kurzer, scharfer Pfiff zu ihnen, beide horchten auf. Das Pfeifen wiederholte sich, und lautes Gewehrknallen wurde fast von dem mit erneuter Wuth hereinbrechenden Sturmwinde verschlungen.

Glenarvon hatte im Wagen das Pfeifen gehört, öffnete die Leder-  
vorhänge und gesellte sich zu den Wachthaltenden, die hinterm Wagen etwas Schutz vor der Unbill des Wetters gesucht hatten.

„Aus welcher Richtung ertönte das Schießen?“ fragte er.

„Von dort,“ antwortete der Kapitän und wies nach dem Wege, den Mlrady eingeschlagen hatte.

„Wir müssen ihm nach, vorwärts,“ rief Glenarvon.

„Beileibe nicht; es ist eine List, die uns vom Wagen weglocken soll,“ widersprach der Major.

„Aber wenn Mlrady in die Hände dieser Glenden gefallen wäre!“ drängte der Lord.

„Morgen ist Zeit genug, das zu erfahren,“ beharrte kaltblütig der alte Soldat, fest entschlossen, Glenarvon von einer mindestens nutzlosen, möglicherweise aber äußerst gefährlichen Unklugheit zurückzuhalten.

„Sie dürfen unter keinen Umständen das Lager verlassen, Mylord,“ fiel Sohn ein, „ich werde allein zusehen.“

„Das leide ich ebensowenig, denn wir haben keinen Mann übrig,“ versetzte mit Nachdruck der Major. „Wollen Sie denn, daß man uns einzelweis aufreibt? und dies geschieht ohne Zweifel, sobald wir unsere Kräfte zerstreuen. Ist Mlrady diesen Bösewichten zum Opfer gefallen, so würden wir zu seiner Rettung zu spät kommen, müssen uns aber jedenfalls hüten, durch Unüberlegtheit dem ersten Mißgeschick ein zweites hinzuzufügen, das leicht unser aller Untergang werden dürfte. Mlrady traf das Loos, hätte es mich getroffen, ich würde weder Hülfe verlangt noch erwartet haben. Uebrigens ist die Sache auch durchaus nicht bestimmt, vielleicht haben ihn die Räuber gar nicht getroffen.“

Mac Nabbs hatte unzweifelhaft recht, und doch wurde es Glenarvon schwer, sich diesen Vernunftschlüssen zu fügen, denn der Gedanke marterte ihn, daß einer der Seinigen vergeblich nach Hülfe rufen solle. Er lief unablässig um den Wagen und horchte auf jedes Geräusch, das entstand.

Es verging eine geraume Zeit, da ließ sich in einigen hundert Schritten Entfernung vom Wagen neuer Hülfesruf vernehmen.

Glenarvon glaubte jetzt die Stimme zu erkennen, nichts hielt ihn mehr zurück; er stürzte vorwärts, Mangles und der Major ihm nach.

Am Saume des Waldes fanden sie eine zusammengebrochene

Menschengestalt. Es war Mulrady, schwer verwundet, bewußtlos, dem Tode nahe. Er wurde aufgehoben und mitten durch Sturmregen und Sumpf nach dem Wagen getragen.

Alle erhoben sich bei seiner Ankunft, Lady Ellen trat dem Unglücklichen ihre Wagenabtheilung ab, der Major zog dem Seemann die Weste aus und legte die heftig blutende Wunde bloß. Ein Dolchstoß hatte die rechte Seite getroffen, ob die Waffe edle Organe verlegt, ließ sich nicht feststellen, nur bewies die Blässe und Schwäche des Verwundeten, daß er ernstlich getroffen war. Doch gelang es mittelst Schwamm die Blutung zu stillen und einen Verband anzulegen; man legte Mulrady auf die gesunde Seite und flößte ihm einen Schluck Wasser ein.

Nach einer Viertelstunde schlug der bis dahin Bewegungslose die Augen auf, blickte um sich und murmelte: „Mylord . . . der Brief . . . Ben Joyce . . .“

Was wollte er nur sagen? Hatte Ben Joyce den Seemann angefallen, um seine Ankunft beim Duncan zu verhindern? Dieser Brief . . .

Glenarvon durchsuchte Mulradys Taschen; der Brief an Tom Austin fand sich nicht mehr darin vor.

Unter Unruhe und Angst verstrich die Nacht, man fürchtete jeden Augenblick, den Verwundeten verschieden zu sehen, den ein brennendes Fieber verzehrte. Die Damen verließen ihn nicht einen Augenblick; niemals wurde ein Leidender besser gepflegt.

Mit dem Aufleuchten der Morgensonne hatte der Regen geendet; die Umgebung des Lagers wurde von Lord Glenarvon, in Begleitung Mangles, Wilsons und Mulradys, bis zu der Stelle durchsucht, wo der Unfall stattgefunden hatte. Dort lagen zwei, von Mulradys Kugeln erreichte Leichen, darunter der Hufschmied von der Wimerra, mit schrecklich verzogenem Gesichte, sonst von Ben Joyces Bande keine Spur mehr.

Die Nachforschungen wurden nicht weiter ausgedehnt; die Klugheit rieth, sich nicht zu weit vom Wagen zu entfernen. Man kehrte darum zurück, durchdrungen von dem Ernste einer wahrhaft verzweifeltsten Lage, wie man auf der ganzen Reise noch keine ähnliche gekannt hatte.

An Absendung eines anderen Boten, jetzt, wo auch noch Mulradys Pferd in Ben Joyces Händen, war nicht zu denken. Es wäre Wahnsinn gewesen, einen einzelnen Menschen zu Fuß nach Melbourne zu senden.

Auf der Lagerstelle fand man den Verwundeten wohler und ruhiger, Mac Rabbs war bei ihm, da er nach diesem verlangt hatte, als er hörte, daß Glenarvon nicht zur Stelle sei.

Der Major wollte ihm zuerst jedes Sprechen verbieten; er bestand aber darauf und berichtete, daß ihm fünf Männer in die Zügel gefallen seien. Er hatte mit dem Revolver Feuer gegeben, und es sei ihm auch vorgekommen, als wenn einige der Angreifer gestürzt wären. Beim Ausleuchten des Pulvers erkannte er Ben Joyce, hatte aber nicht Zeit, seine Waffe vollständig abzufeuern, denn er stürzte vom Pferde, nachdem er einen heftigen Schmerz in der Seite empfunden. Die Mörder hielten ihn für todt, doch hatte er das Bewußtsein nicht völlig verloren, sondern fühlte, daß man ihn durchsuchte, hörte die Worte: „Da ist ja der gesuchte Brief!“ und darauf, wie Ben Joyce rief: „Gieb her, jetzt ist der Duncan unser! Fangt das Pferd ein, in zwei Tagen bin ich an Bord, in sechs an der Zwofoldbai. Dort treffen wir uns; nachdem Ihr über die Kemplepierbrücke gegangen seid, wendet Ihr Euch zur Küste. Ich werde schon Mittel finden, Euch an Bord zu schaffen, und dann sind wir Herren des Indischen Ozeans.“ Unter Hurrah hatte der Räuberführer das Pferd bestiegen und war nach Süden gesprengt, während seine Schaar sich nach dem Snowy wandte, Mulrady aber unter Aufbietung aller Kräfte sich zurückschleppte.

Als der sonst so gleichmüthige Major erregten Antlitzes aus dem Wagen kam und berichtete, was er vernommen, erstarrte Glenarvon und die Seinen vor Sorge um die bedrohte Schiffsmannschaft.

„Wir müssen vor diesen Piraten an der Küste ankommen,“ drängte hastig Glenarvon. „Wir können ebenso gut über die Brücke kommen, wie die Schurken.“

„Aber was soll aus Mulrady werden?“ fragte seine Frau.

„Wir tragen ihn. Wir wechseln uns ab. Ich kann doch die Mannschaft nicht dieser Mörderbande überlassen!“

„Ghe wir gemeinschaftlich auf die aller Wahrscheinlichkeit nach vertheidigte Brücke zugehen, dürfte es sich doch empfehlen, die Gegend dorthin erst auszukundschaften. Ich nehme das auf mich,“ sagte John, und Petermann erbot sich ihn zu begleiten.

Vorsichtig, mehr schleichend als gehend, brachen sie auf, wohl versorgt mit Waffen, kamen aber erst nächtlicher Weile zurück. — Die Sträflinge hatten die nur aus Schlinggewächsen gebildete Brücke hinter sich zerstört, so daß an kein Nachfolgen zu denken war. Es blieb keine Zeit zum Verzweifeln, man mußte handeln, mußte um jeden Preis, auch ohne Brücke, über den Snowy zu kommen suchen.

Schon am 16. in aller Frühe untersuchten Glenarvon und Mangles den Strom, um die beste Stelle zu finden, indeß, die lärmenden, vom letzten Regen neu angeschwollenen Wässer fielen noch nicht, sondern wirbelten mit unbeschreiblicher Wuth fort. Ihnen trogen hieß geradezu, sich dem Tode weihen. Wohl zehnmal kehrte man zum Snowy zurück; es half nichts, man mußte warten.

Zu allem Unglück war der Uebergang auch an den folgenden Tagen nicht möglich. Glenarvon war ganz verzweifelt. Und es war auch zum Verzagen: Geduldig warten zu müssen, während Ben Joyce an Bord des Schoners kam, während der Duncan aus allen Kräften der Verderben bringenden Küste zusteuerte!

Der Kapitän fühlte seine Angst mit. Er baute daher nach australischer Art ein Boot aus Gummibaumrinde für zwei Mann und stellte am 18. Versuche mit Wilson an. Was Geschick und Kraft, Gewandtheit und Muth vermochten wurde aufgeboten, aber kaum in die Strömung gelangt, schlug das Boot um, und es fehlte wenig, daß beide ihren waghalsigen Muth mit dem Leben bezahlten; das Canoe aber ging unter.

So ging die Zeit bis zum 20. verloren; meilenweit hinauf und hinab fand sich keine passirbare Furt. Auf die Hoffnung, den Duncan zu retten, mußte man nun, so schmerzlich dies auch war, ganz und

gar verzichten, denn fünf Tage war Ben Joyce fort, jeden Tag konnte die Jacht an die Küste und damit in die Hände der Verbrecher gerathen.

Am 21. begann das Wasser zu fallen; war es auch zu spät für den Duncan, so lag doch kein Grund vor, den Aufenthalt hier zu verlängern; im Gegentheil, da immer noch die Möglichkeit blieb, daß der Schoner nicht gleich in See gestochen, etwa weil seine Ausbesserung noch nicht beendet war, hatte man, wenn auch schwache Gründe, zu schleunigem Fortgange.

Man fällt daher eine Anzahl Gummibäume, baute aus deren Stämmen und Zweigen ein rohes, aber haltbares Floß und beendete diese mühselige Arbeit erst am folgenden Tage. Um ein Uhr mittags konnte man sich, beladen mit allem, was zur Reise für zwei Tage erforderlich schien, — der Rest nebst Wagen und Zelt blieb zurück — in der Hoffnung einschiffen, wenn auch nicht in gerader Richtung, endlich ans andere Ufer zu gelangen.

John hatte am Steuerbord ein großes Ruder angebracht, mit dem Wilson das Abtreiben durch den Strom möglichst hindern sollte, er selbst versuchte mit einem anderen langen Ruder hinten etwas zu steuern. Die ersten fünfzehn Klaster weit ging die Fahrt vortrefflich, und Wilson vermochte dem Abtreiben Einhalt zu thun; aber bald wurde das Floß von einem Wirbel erfaßt und fing an sich zu drehen. Es gelang nicht, die gerade Richtung einzuhalten und das Fahrzeug trieb eine Zeit lang quer den Strom hinab, drehte sich aber schließlich im Kreise um sich selbst.

Zähneknirschend sah der Kapitän, ohnmächtig gegen das wilde Wasser, der schwindelerregenden Bewegung zu, doch trieb zum Glück das Floß in die Mitte des Snowy. Hier hatte die Strömung mehr Gewalt als die Wirbel, man griff wieder zu den Rudern und näherte sich in Folge dieses Mittels langsam in schräger Richtung dem Ufer.

Nur noch fünfzig Schritte von diesem entfernt, brach jedoch Wilsons Ruder und die Schiffer wurden augenblicklich nach der Mitte zurückgetrieben. Wilson eilte zum Kapitän und mit vereinten Anstrengungen,

auf die Gefahr, durch Bruch des letzten Ruders ganz steuerlos zu werden, brachten sie das Gefährt wieder zurück und landeten nach harter Arbeit am anderen Ufer mit einem so heftigen Aufstoß, daß das Floß auseinanderbarst und das Wasser zwischen die einzelnen Stämme drang. Nur mit Noth gelang es, alle Personen, auch den noch leidenden Mulrady, sowie den größten Theil der Vorräthe und Waffen zu retten.

Fast mittellos befanden sich die Reisenden neun Meilen von Delegete, in unbekannter Wildniß. Mulrady sah wohl, daß er die Hauptlast abgebe, und verlangte zurückgelassen zu werden, doch Glenarvon schlug es ihm ab. Delegete konnte nicht unter drei bis vier, die Küste unter fünf Tagen, das heißt, nicht vor dem 26. Januar erreicht werden. Der Duncan war dann voraussichtlich zehn Tage von Melbourne fort. Was verschlugen da einige Stunden Aufenthalt?

Man errichtete eine Tragbahre für den Verwundeten, und der Lord war einer der Vordersten, die Hand anlegten, Mulrady zu tragen.

Welch jammervoller Anblick und was für ein übles Ende dieser so glückverheißend begonnenen Reise! Jetzt suchte man nicht mehr Kapitän Grant, überzeugt, daß er niemals in diesem Lande geweilt, das denen verderblich geworden, die seinen Spuren folgten.

Knapp anderthalb Meilen legte man so zurück, verzehrte zum Nachteffen den letzten Rest der geretteten Lebensmittel und war fernerhin gänzlich auf die Jagd angewiesen.

Am 22. bot sich aber auch nicht zu einem einzigen Schusse Gelegenheit, und es war ein Glück, daß Robert ein Trappen-Nest entdeckte, dessen Inhalt Olbinett in heißer Asche kochte. Es bot nebst einigen, von Petermann gefundenen Portulakpflanzen das ganze Frühstück; zur Nacht mußte man sich mit einem großen Murmelthiere begnügen, das der Major erlegt hatte.

Am 23. gab es überhaupt kein Frühstück mehr, sogar Wasser fehlte zuerst, bis der Gelehrte in den Blumenfelsen der Cephaloten, die von den Nesten eines korallenförmigen Strauches herabhingen, eine wohl-schmeckende Flüssigkeit fand, zu der sich später der Nardou reichlich ge-

stellte, eine Wasserlinse, die einst den Forschern Burke und King im Innern des Landes das Leben gerettet und die, zwischen Steinen zer-malmt, ein grobes, aber wohlschmeckendes Mehl lieferte, womit sich der Hunger einige Tage fernhalten ließ.

Am 24. fiel ein feiner, durchdringender Regen, der die ganze Gesellschaft in eine von John entdeckte, halb zerfallene Schnitterhütte trieb. Um sich zu erwärmen und Brod zu backen sammelte man Holz; aber es wollte nicht brennen, weil es von Thonerde derart durchdrungen war, daß es unverbrennlich blieb, und mehr Dualm als Hitze erzeugte.

Müde, hungrig und naß brach man noch vor dem Morgen grauen auf und gelangte endlich wie zerichlagen nach Delegete. Transportmittel waren bald beschafft und neue Hoffnung drang in alle Herzen.

Nach Tische ging es mit sofort bestellter Extrapost weiter; man fuhr mit einer Schnelligkeit von anderthalb Meilen in der Stunde Tag und Nacht durch, ohne sich mehr Zeit auf den Poststationen zu gönnen, als zum Wechseln der Pferde erforderlich war.

Bei Sonnenaufgang kündigte der frische Morgenwind die Nähe des Meeres an; bald hörte man dumpfes Wellenrauschen — es war der Dzean; man mußte aber noch um die Bai herumfahren, um ihr Ufer genau am siebenunddreißigsten Grade der Breite zu erreichen, da dies der dem Lieutenant Austin angegebene Punkt des Stellbicheins war.

Als das Meer sichtbar wurde richteten sich aller Augen suchend in die Ferne. War der Duncan durch ein Wunder der Vorsehung ans Ufer geführt und lag dort, wie einen Monat früher an der argentinischen Küste?

Nichts war sichtbar, kein Segel belebte das unabsehbare Meer, Himmel und Wasser flossen am Gesichtskreise zusammen. Doch blieb noch eine Hoffnung. Vielleicht war der Duncan in der Zwofoldbai selbst vor Anker gegangen, um besser gegen den Sturm geschützt zu liegen.

„Nach Eden,“ befahl der Lord, und der Wagen schlug sogleich den Weg dahin ein, eine gute Meile den Strand entlang fahrend. Die Postillone hielten unweit des Signalfeuers am Hafeneingange. Einige

Schiffe ankerten auf der Rhede, aber die Malcolmflagge wehte auf keinem.

Man verließ den Wagen und eilte nach der Douane. Seit einer Woche war kein Schiff eingelaufen.

„Sollte er Melbourne gar nicht verlassen haben?“ rief Glenarvon, der den letzten, dem Menschenherzen so fest wurzelnden Hoffnungsschimmer nicht aufgeben mochte, ehe er durchaus mußte. Mangles senkte seufzend den Kopf, denn er kannte Leutnant Austin, der die Ausführung eines Befehles um keinen Preis um volle zehn Tage verzögert haben würde.

„Ich muß wissen, woran ich bin; lieber die schlimmste Gewißheit, als dieser beständige Zweifel!“ rief der Lord, und eine Viertelstunde später ging eine telegraphische Depesche an den Vorsteher der Schiffsmäkler in Melbourne ab. Dann erst ließen sich die Reisenden nach dem Victoriahotel fahren.

Zwei Stunden später kam folgendes Telegramm zurück:

„Lord Glenarvon.

Eden, Zwofoldbai.

„Duncan am 18. abgefahren, Bestimmungsort unbekannt.“

— Die Depesche entfiel Glenarvons zitternden Händen. Kein Zweifel mehr, die schöne Nacht war in Ben Joyce's Gewalt.

So endete die Reise durch Australien. Die Spuren Grants schienen unwiderbringlich verloren, und dieser Mißerfolg kostete obenein einer ganzen, außerlesenen Schiffsbemannung das Leben, um von dem Verluste des trefflichen Dampfers zu geschweigen.

Die unerschrockenen Forscher, welche durch die vereinigte Gewalt der Elemente in den Pampas nicht zu besiegen gewesen, hatte die Schlechtigkeit der Menschen auf dem Australischen Continente überwunden.

## Sechszehntes Kapitel.

### Der Schiffbruch.

Mit den Nachforschungen nach dem Verbleib Grants war es nun vorbei. An welchem Punkte der Erde sollte man ihn suchen, und womit die Welt weiter durchforschen, jetzt, wo der Duncan für seine Auffucher nicht mehr zur Verfügung stand? Das Unternehmen war gründlich fehlgeschlagen, Glenarvon mußte sich unter solchen Schicksalsschlägen seine Ohnmacht eingestehen.

Marie hatte unter diesen Umständen die Seelenstärke, den Namen ihres Vaters nicht mehr auszusprechen; die Tochter mußte hinter die zu Dank verpflichtete Freundin zurücktreten; jetzt war sie es, welche der, über das Umkommen der Schiffsbesatzung untröstlichen Lady Ellen, die so oft von ihr empfangenen Trostgründe zurückgab, auch sprach sie zuerst von der Rückkehr nach Europa.

Die Männer zollten ihr alle Bewunderung, sie so voll muthiger Entfagung zu sehen, und noch am selbigen Tage wurde die möglichst baldige Abreise endgültig festgesetzt; ungesäumt wollte man nach Melbourne fahren, um die Behörden von dem Schicksale des Duncan in Kenntniß zu setzen.

Kapitän Mangles und Petermann erkundigten sich sogleich nach den zur Abfahrt bereit liegenden Schiffen, in der Erwartung, daß Eden mit der Hauptstadt der Provinz in lebhaftem Verkehr stände; doch diese Erwartung wurde getäuscht, keins der im Hafen ankernden Schiffe war nach Melbourne, Sidney oder Point de Galle bestimmt, von wo aus allein auf nach Europa zurückkehrende Dampfer zu rechnen war.

Ein Schiff abzuwarten, hätte wahrscheinlich sehr viel Zeit in Anspruch nehmen können, denn die Zwofolddbai ist wenig besucht; viele Fahrzeuge gehen daran vorüber, legen aber nicht an. Glenarvon hatte

daher die Absicht, die Küste entlang zu Wagen nach Sidney zu fahren, als Petermann noch einen Vorschlag machte, dessen sich niemand von ihm versehen hätte. Er schlug vor, eins der auf der Rhede befindlichen, nach Auckland, der Hauptstadt der nördlichen Hälfte Neu-Seelands bestimmten Schiffe zu benutzen, weil dieses gerade segelfertig lag, die Ueberfahrt nur sechs, sieben Tage dauern könne, und man von dort nach England bequeme Reisegelegenheit hätte.

Er hätte noch hinzufügen können, daß in Folge eines sonderbaren Zusammentreffens, Auckland genau in der Linie des siebenunddreißigsten Breitegrades liegt, dem die Forschenden seit der Küste Chilis so hartnäckig folgten; aber er mochte daraus keinen Vortheil ziehen, und fürchtete sich selbst vor einer dritten Auslegung der Fundurkunden, weil er nach zweifachem Mißgeschick seine Ausdeuterkunst selbst in Zweifel ziehen mußte, und um so weniger Glauben bei seinen Reisegeossen zu finden hoffen konnte.

Zudem war Neu-Seeland immer nur eine Insel, und wenn auch eine Doppel-, ja eigentlich eine Drillings-Insel, doch niemals ein Continent genannt worden. Kapitän Grant sollte ja aber unzweifelhaft auf keiner Insel, sondern am Continente gescheitert sein. Kurz, Petermann verknüpfte mit seinem Vorschlage kein Wort von einer Durchforschung Neu-Seelands, obgleich ihm dies schwer im Sinne lag und ihm die Worte: *Mland* — *Zealand* nicht aus den Gedanken kamen.

Man suchte das betreffende Schiff im Hafen auf. Es war eine Brigg von zweihundertfünfzig Tonnen Inhalt, welche „*der Macquarie*“ getauft war und den Verkehr zwischen den Häfen Australiens und Neu-Seelands vermittelte.

Der Kapitän, mit aufgedunsenem, rothem Gesichte, eingedrückter Nase, kleinen Schweinsaugen und dicken Händen, machte keinen angenehmen Eindruck, im Gegentheil. — Doch hatte man keine Wahl und brauchte ihn für die paar Tage nicht so scharf anzusehen, wie es wohl für eine längere Fahrt geschehen wäre.

„Was wollen Sie an Bord, Sie da?“ redete er ziemlich grob die Unbekannten an, ohne seine Pfeife aus dem Munde zu nehmen.

„Sind Sie der Kapitän?“ fragte Mangles, nicht sicher, ob man nicht an einen der Matrosen gerathen sei.

„Bin ich; was weiter?“ lautete die Antwort.

„Der Macquarie hat Ladung nach Auckland?“ erkundigte sich Petermann.

„Stimmt; was weiter?“

„Wann segelt er?“ fragte John Mangles.

„Morgen mit der Ebbe; was weiter?“

„Werden auch Passagiere mitgenommen?“

„Kommt drauf an, ob sie gut bezahlen. Müßten auch mit der Schiffskost zufrieden sein. — Wieviel Personen?“

„Wir sind unserer neun, darunter zwei Damen?“

„Habe nur eine Kajüte. Wird verteufelt wenig nach gefragt!“

„Die Damen würden sich mit geringem Raum begnügen. Gehen Sie darauf ein, uns diese zu überlassen?“ fragte John, den die Art des Kapitäns nicht in Verlegenheit setzte, weil er mehr solcher Käuze schon kannte.

„Will's überlegen,“ war die Antwort, worauf er zweimal das Deck auf und ab der Länge nach maß und dann vor Mangles stehen bleibend, ihn fragte: „Was wird geboten?“

„Was wird gefordert?“ fragte dieser zurück.

„Fünzig Pfund Sterling, ohne Kost,“ brummte der Kapitän.

Mangles wandte sich mit fragenden Blicken an den Lord, und Glenarvon bewilligte den Betrag, zahlte auch die Hälfte gleich voraus.

Ohne zu danken strich er die, für seine Leistung unverschämte Summe ein und erklärte kaltblütig: „Fahre morgen Vormittag ab, ob man kommt oder nicht, so wahr ich Halley heiße.“

Man verließ das Schiff, ohne daß Herr Halley seinen Hut auch nur mit dem Finger berührte, nicht sehr erbaut von dem Schiffspatrone, der den Eindruck eines ehemaligen Sklavenhändlers machte.

Mit Vergnügen vernahmen die Damen, daß die Abreise für den nächsten Tag festgestellt sei. Wenn auch selbstredend der Macquarie

dem Duncan betreffs der Bequemlichkeit nicht gleichsam, so konnte das nach den Prüfungen der letzten Zeit nicht ins Gewicht fallen.

Obinett erhielt Befehl für Lebensmittel zu sorgen, und erfüllte seine Obliegenheiten mit gewohntem Eifer, trotzdem ihm der Verlust seiner an Bord des Duncan gebliebenen Frau sehr nahe ging und viele verstoßene Thränen abpreßte.

Der Major hatte unterdeß frische Waffen und Munition beschafft, Petermann aber sich mit einer Spezialkarte von Neu-Seeland versorgt.

Mit Mulrady ging es besser, und er gab sich der Hoffnung hin, bald durch die frischen Seewinde wieder hergestellt zu sein. Wilson aber mußte die Wohnräume an Bord des Macquarie einrichten, und ihr Anblick veränderte sich völlig unter seinen Besen und Bürsten, wozu Kapitän Halley allerdings die Achseln zuckte, ihn aber ruhig gewähren ließ.

Vor dem Einschiffen untersuchte Glenarvon mit Mangles zu Pferde nochmals die Stelle der Twofoldbai, wohin der Duncan beschieden war. Von dem Schiffbruche der Britannia fand sich keine Spur, ebensowenig vom Duncan, wohl aber entdeckte man die Reste eines Lagerfeuers aus jüngster Zeit und die Lumpen eines zerrissenen Kittels, der noch die Nummer trug, welche in Perth die Sträflinge erhalten. Die Deportirten waren nicht mehr da, aber ihre schmutzige Hinterlassenschaft war als Zeuge von ihrem Dasein zurückgeblieben.

Es blieb kein Zweifel, der Duncan und seine Besatzung war verloren, und ohne ein Wort zu sprechen kehrten die Reiter nach Eden zurück, mit vor Schmerz und Zorn verdüsterten Zügen. Es blieb nur noch übrig, die zuständigen Behörden über das Vorgefallene zu benachrichtigen, was auch unverzüglich geschah, noch ehe man den Ort verließ.

In der Stadt war man über das Vorgefallene, von dem kein Mensch eine Ahnung gehabt, zuerst sehr erschreckt, faßte sich aber bald und war schließlich geradezu davon befriedigt. Denn wenn auch vermittelst eines Verbrechens, die gefährlichen Sträflinge hatten doch nun das Land verlassen, und die guten Leute athmeten erleichtert auf.

Uebrigens wurde sofort nach Sydney und Melbourne telegraphisch die Nachricht verbreitet, und die Verbrecher durften sich künftig wenigstens in größeren Häfen mit dem Duncan nicht sehen lassen, ohne zu wagen, daß sie sofort angegriffen und getödtet oder wieder gefangen wurden.

Traurig verbrachten die Reisenden den letzten Abend im Gasthose; sie hatten übrigens hier Bücher vorgefunden, so daß sie den Versuch machen konnten, sich zu zerstreuen, um nicht ewig an den großen Verlust zu denken. Die Ruhe der Entsagung und Hoffnungslosigkeit kam über die Schwergeprüften, nur der Professor blieb von fieberhafter Aufregung erfaßt. Mangles geleitete ihn in sein Schlafzimmer und fragte, warum er so nervös sei?

„Freund John, bin ich etwa nervöser als gewöhnlich?“ entgegnete dieser ausweichend.

„Allerdings, Sie plagt ein Geheimniß, lieber Professor,“ beharrte der Kapitän.

„Nun, was wollen Sie? Nehmen Sie an, es sei stärker als ich,“ fuhr Petermann auf.

„Stärker als Sie? Sie räumen also eine geheime Sorge ein, die Sie quält?“

„Ja, das heißt: auf einer Seite Besorgniß um meine Freunde, auf der anderen aber die hellste Verzweiflung. So bin ich zu gleicher Zeit himmelhoch jauchzend und zum Tode betrübt darüber, daß wir nach Neu-Seeland gehen!“

„Aber aus welchem Grunde? Glauben Sie dort die verlorene Spur etwa wiederzufinden?“

„Nein, denn aus Neu-Seeland giebt's keine Wiederkehr! Indes . . . na, Sie kennen ja die urrewige Menschennatur. Es hoffe der Mensch so lang er lebt, das ist mein Wahlspruch. Ich denke, er ist gerade so viel werth, wie jeder andere. Doch nun, gute Nacht. Wünsche, daß Sie besser, als ich schlafen mögen. Aber überlassen Sie mich jetzt meinen Gedanken.“

Am 27. Januar ging die Reisegesellschaft an Bord des Macquarie. Mit der Ebbe ließ Halley die ersten Segel setzen; da die ganze Be-

mannung aber nur aus fünf Matrosen bestand, ging dies nur sehr langsam. Wilson wollte der Mannschaft helfen, aber Kapitän Halley verbat sich dies nachdrücklich und verbot ihm mit derben Worten, sich um Sachen zu kümmern, die ihn ganz und gar nichts angingen. Er sei gewöhnt allein fertig zu werden, und beanspruche weder Rath noch Hülfe des ersten besten Grünshnabels.

Mangles mußte über die Schwerfälligkeit und Ungeschicklichkeit des Kommandirenden und seiner Leute manchmal heimlich lächeln, bezog jedoch Halleys Worte auch auf sich und nahm sich vor, nur dann dazwischen zu treten, wenn die Sicherheit der Passagiere durch die Lotterwirthschaft ernstlich gefährdet werden sollte.

Unter vielem Wettern und Toben des Kapitäns waren endlich genügende Segel gesetzt und der Macquarie stach ins hohe Meer. Trotzdem die Brigg aber alle Segel aufgezogen hatte, ging die Fahrt nur langsam, weil das Schiff zu rund und bauchig gebaut war, um die Wellen gehörig zu schneiden. Erst am späten Abend verschwanden die Küsten Australiens und das Leuchtfeuer von Eden den Blicken der auf Deck gebliebenen Männer.

Das Meer war sehr unruhig geworden, das Schiff schwankte stark und fiel schwerfällig stampfend, in die Höhlungen der Wellen, wodurch die Reisenden heftige Stöße bekamen, welche den Aufenthalt in der engen Kajüte zu einem äußerst peinvollen machten; auf dem Verdeck konnte man aber wegen des tagelang strömenden Regens nicht bleiben. Alle sahen sich daher zu strenger Einschliefung verurtheilt, nur Mangles ging zeitweise mit Robert auf Deck, um das Meer zu beobachten.

Vier Tage nach der Abfahrt hatte der Macquarie, ungeachtet des günstigen Windes lange nicht zwei Drittheile des nicht breiten Meeres zwischen Australien und Neu-Seeland zurückgelegt, zumal sich der Kapitän nur wenig um den Gang seines Schiffes kümmerte. Tagelang ließ er sich nicht auf Deck sehen und brachte die Zeit halb berauscht in seiner Kabine mit Nichtsthun zu. Das Schlimmste war, daß auch seine Leute ihm nachahmten, und so segelte wohl nie ein bemanntes Schiff mehr der Gnade Gottes überlassen, als dieses.

Diese unverzeihliche Sorglosigkeit erweckte eine unausbleibliche Ueberwachung seitens Kapitän Mangles. Mulrady und Wilson drehten auf sein Geheiß mehr als einmal den Helm des Steuerruders, wenn eine falsche Stellung desselben das Schiff zum Kentern zu bringen drohte. Kam Halley gerade hinzu, so ergoß sich ein Schwall von Flüchen über sie. Am liebsten hätten die braven Burschen den Trunkenbold festgeschnürt und im Schiffsraume gefangen gesetzt, doch wehrte ihnen Kapitän John und dämpfte ihre gerechte Entrüstung, indem er sie an die Heiligkeit der Gesetze und die Unverletzlichkeit des Schiffsführers erinnerte.

Immerhin machte ihn diese Lage des Schiffes besorgt; um jedoch Glenarvon nicht zu beunruhigen, der noch schwer am Verluste des Duncan trug, sprach er sich nur zu Mac Nabbs und Petermann darüber aus.

„Wenn es durchaus nicht anders geht, müssen Sie das Kommando übernehmen,“ rief der Major. „Mag dieser Trunkenbold meinewegen nach unserer Ausschiffung zu Grunde gehen!“

„So lange wir die offene See halten,“ versetzte John, „wird es genügen, daß ich und meine Matrosen abwechselnd Tag und Nacht auf Deck Wache halten; die Hauptschwierigkeit beginnt erst an der Küste. Können Sie sich denken, daß dieses Muster von einem Seefahrer nicht einmal eine Seekarte an Bord hat?“

„Nicht möglich!“

„Doch! Der Macquarie fährt nur zwischen Eden und Neuland und Halley kennt diese Strecke so genau, daß er nicht einmal die Höhe messen läßt.“

„Ohne Zweifel bildet er sich ein, sein Schiff kenne den Weg so gut, wie er selbst, denn er läßt es ja beinahe gehen, wie es will!“

„Leider finden Schiffe ihren Weg nicht allein, und wenn Halley nicht zufällig beim Landen nüchtern sein sollte, würden wir in große Gefahr gerathen.“

„Sie würden das Schiff also ohne Karte nicht nach Neuland steuern können?“

„Nicht daran zu denken! Die steilen Ufer bilden, wie in Norwegen, mehrfache Reihen niedriger, unregelmäßiger und wunderlicher Schären, mit zahlreichen, unter dem Wasserspiegel verborgenen Rissen, zu deren Vermeidung genaue Karten oder Ortskenntniß erforderlich sind. Das solideste Schiff wäre rettungslos verloren, wenn es mit dem Kiel auf den, nur von wenig Fuß Wasser bedeckten Felsen stoßen würde.“

„Es bliebe wohl in diesem Falle nur der Ausweg einer Rettung nach der Küste?“ erkundigte sich vorsorglich der alte Militär, um für alle Fälle seine Maßregeln zu treffen.

„Ja, Herr Major, wenn es Wind und Wellen gestatten! Sonst dürfte die Sache aussichtslos sein.“

„Eine geradezu verzweifelte Lage,“ mischte sich Petermann ins Gespräch, „denn die Gastfreundschaft ist an diesen Küsten nicht zu Hause und es ließe sich auf die ans Ufer Flüchtenden wohl das Sprüchwort anwenden: Wer der Scylla entgeht, in die Charybdis geräth!“

„Sie denken an die Maoris? Oder habe ich nicht recht, wenn ich annehme, daß Sie diese Wilden fürchten?“

„Allerdings, denn diese blutdürstigen Menschenfresser sind keine verkommenen Australier, sondern tapfere Krieger, die mit den Engländern Krieg wie Helden führen, wohl bewaffnet sind, sich vor einer Hand voll Leuten, wie wir, nicht fürchten und — kein Erbarmen kennen!“

„Wenn Grant also bei Neu-Seeland gescheitert wäre, würden Sie nicht anrathen, seinen Spuren nachzugehen?“

„Nur an den Küsten. Ich habe wohl meine Freunde bewogen, die Pampas und Australien zu durchstreifen, aber ich möchte sie beileibe nicht verleiten, ihre Füße ins Innere dieses Kannibalenlandes zu setzen. Der Himmel behüte jeden Christenmenschen davor, in die Hände dieser wilden Eingeborenen zu fallen. Ist doch die ganze Geschichte dieses Landes eine einzige Kette von Greueln und Blutscenen.“

Am 2. Februar, dem sechsten Tage nach der Abfahrt, kam das Gestade von Auckland noch immer nicht in Sicht. Der Wind blieb zwar noch immer günstig und blies beständig aus Südwest, aber die vom Lande kommende Strömung wurde jetzt hinderlich und die Brigg

schlich nur noch langsam vorwärts. Das unruhig und stürmisch wogende Meer überfluthete dabei ihr Verdeck, daß der ganze Bau krachte und sich kaum aus der Tiefe der Sturzwellen erhob.

Weder Lady Ellen noch Marie Grant beklagten sich über ihren beständigen Aufenthalt in der Kajüte, trotzdem ihnen Mangel an Luft und das Stampfen des Schiffes recht lästig wurden. Sie trösteten immerhin, so viel sie konnten, der Ungunst der Bitterung durch Aufenthalt im Freien, aber unerträgliche Wellenstürze zwangen sie meist schon nach kurzer Zeit wieder unten eine Zuflucht zu suchen.

Petermann gab sich alle Mühe, seinen Genossen die Zeit zu vertreiben, aber es gelang ihm nur noch schlecht; die allgemeine Niedergeschlagenheit war zu groß. Von allen aber war Lord Glenarvon am meisten zu beklagen; er konnte sich an die Einkerkung zwischen vier Wänden nicht gewöhnen, brachte Tag und Nacht auf dem Verdecke zu, ohne jedoch an irgend etwas Antheil zu nehmen, was sich an Bord zutrug. Seine Augen irrten vielmehr geisterhaft über das weite Meer und sein Fernglas blieb in beständiger Bewegung. Er schien sich an den Gedanken nicht gewöhnen zu können, daß ihn das Glück auf einmal gänzlich verlassen habe; eine schwere Aufgabe für einen, bis dahin in seinen Unternehmungen stets von Erfolg begleiteten jungen Mann.

Mangles, der nicht von seiner Seite wich, näherte sich ihm mit der Frage: „Euer Lordschafft suchen das Land? Seit mindestens sechs- unddreißig Stunden müßten die Leuchtsfeuer von Auckland allerdings schon in Sicht sein!“

„Nein, John, wir werden schon hinkommen. Ich suche nicht das Land, sondern den Duncan. Hier in diesem Gewässer muß man mit ihm das schändliche Seeräuberhandwerk treiben, und ich habe eine Ahnung, daß wir ihm hier begegnen.“

„Dafür sei Gott, Mylord! Sie vergessen unsere Lage. Nicht einmal zu fliehen könnten wir bei der Schnelligkeit des Duncan mit Aussicht auf Erfolg versuchen; nur Vertheidigung bis zum letzten Athemzuge bliebe uns übrig. Wünschen Sie nur keine solche Begegnung

herbei, wir wären sicher verloren. Doch ist daran auch kaum zu denken, denn kein Schiff ist in Sicht.“

In anderer Weise als Glenarvon gedacht, sollte die Nacht sich verhängnißvoll gestalten. Von den Piraten zeigte sich keine Spur, aber der Himmel sah drohend genug aus. Der Instinkt des Seemannes gewann insolgedessen bei Kapitän Halley die Oberhand gegen die Stumpfheit des Gewohnheitstrinkers. Er verließ seine Koje, rieb sich die Augen, schaute gen Himmel und prüfte die Segelstellung.

Der Wind frischte auf, sprang mit einer Vierteldrehung nach Abend und wehte jetzt voll auf die Neuseeländische Küste zu. Halley trieb seine Leute polternd zum Einziehen des Top- und Bramsegels und ließ die Takelung in Ordnung bringen. Als einige Stunden später eine starke Brise eintrat, wurde auch das Marssegel gerefft.

Die Wellen gingen auch lebhafter, und der Macquarie stampfte über sie hin, als wenn er über Felsen schleife; der massige Rumpf hob sich nur schwerfällig und langsamer als die Wellen. Beträchtliche Wassermassen wurden naturgemäß auf Deck gespült, das große Boot, welches in Tauen zwischen Fock- und Hauptmast hing, verschwand, durch eine mächtige Woge fortgerissen.

Für einen des Seewesens nicht völlig kundigen Mann, der im Stande war, in Gedanken Ursache und Wirkung ganz genau abzuwägen, sah die Sachlage äußerst bedenklich aus.

John Mangles ließ sich jedoch nicht beunruhigen. Jedes andere Schiff würde diese wenig gefährlichen Sturzwellen spielend bewältigt haben; mit dem plumpen Fahrzeuge mußte man zwar fürchten, geradezu umzuschlagen, da das Verdeck bei jeder kommenden Welle überfluthet wurde, die auf Deck hin und her fluthenden, schweren Wassermengen aber nicht schnell genug durch die Abzugsrinnen Abfluß fanden und das Schiff durch ihr Gewicht in die Tiefe gedrückt werden konnte.

Diesem Unfalle vorzubeugen, wäre es das Sicherste gewesen, an einigen Stellen das Schanzwerk zu zertrümmern, um das Abfließen des Wassers zu erleichtern. Aber Halley wollte von Ausführung des ihm gemachten Vorschlages durchaus nichts hören, und Mangles verzichtete

darauf, sich mit dem großsprecherischen Schiffseigner in weiteres Reden einzulassen.

Ueberdies drohte dem Macquarie bereits eine weitaus größere Gefahr. Gegen Mitternacht vernahmen Wilson und Mangles ungewöhnliches Geräusch; ihr seemännischer Instinkt erwachte, sie vernahmen ohne Zweifel den Lärm der Wellen am Ufer, welchen die Brandung verursacht.

„Werfe das Senkblei aus, Wilson!“ rief Mangles, während Halley in seinem Stumpfsinne die Lage des Schiffs noch gar nicht zu ahnen schien.

Wilson erfaßte die Leine des Senkbleies und warf das Loth aus. Beim neunten Knoten hatte dasselbe schon den Meeresboden erreicht, und der Seemann schrie dies Mangles zu.

„Kapitän Halley, wir sind auf Klippen gerathen,“ rief Mangles, stürzte auf das Steuerruder, stieß den Steuermann bei Seite und warf den Helmstock herum, während Wilson das Loth fahren ließ, um das große Marssegel zu brassen und so das Schiff gegen den Wind zu drehen.

Trotz der Dunkelheit der Nacht bemerkte man eine helle tosende Schaumlinie, kaum einige Lachter vom Schiffe; Halley mußte die drohende Gefahr bemerken, verlor aber völlig den Kopf, starzte nur wie unklug auf die Brandung, versenkte, wie erstarrt, seine Hände in die Rocktaschen und ließ Mangles in der Folge machen, was dieser wollte.

Dessen schneller Eingriff entfernte den Macquarie schnell von den Klippen; das Uebel war nur, daß er die Gegend nicht kannte und fürchten mußte, zu einem förmlichen Riffgürtel hingedrängt zu sein. Der Wind stürmte voll aus Westen, und trieb das Schiff immer wieder dem Lande zu, auch das Getöse der Brandung wurde wieder vernehmlicher. Mangles mußte noch mehr vor Wind drehen, gab Befehl, die Raaien scharf zu brassen, und die Mannschaft gehorchte, wohl fühlend, daß ein besserer Leiter die Anordnungen traf als Halley.

Der Macquarie näherte sich einer neuen Klippenreihe; es wurde nöthig noch mehr vor Wind zu steuern, um die offene See zu gewinnen. Ob es glücken würde, mit einem Schiffe, das so schlecht das

Gleichgewicht hielt, bei theilweise zerrissener Takelage? Doch es mußte versucht werden und Mangles gab Befehl, das Steuer ganz herum zu drehen.

Ein unbefchreiblich ängstlicher Augenblick; der Schaum läßt die Wellen förmlich leuchten. Plötzlich ein dröhnender Stoß, der Macquarie sitzt auf einem Felsen fest. Durch die Heftigkeit des Ruckes bricht das Bugspriet, auch die Haltbarkeit des Fockmastes wird dadurch zweifelhaft; geht auch dieser über Bord, so läßt sich das Schiff nicht mehr herum-drehen.

Eine kurze Windstille tritt plötzlich ein, das Schiff trotz der Strömung nicht länger, sondern folgt ihr, bis seine Bewegung gänzlich stockt, eine mächtige Woge es von unten faßt, vorwärts auf die Riffe trägt und dort mit furchtbarer Gewalt abwirft.

Der Fockmast bricht herunter und stürzt krachend über Bord, zweimal stößt die Brigg mit dem Kiele auf, dann bleibt sie unbeweglich sitzen, in schiefer Richtung nach dem Steuerbord geneigt.

Die Fenster der Treppenkappe sind zertrümmert, erschrocken stürzen die Passagiere auf Deck, das die Wellen aber förmlich von einem zum anderen Ende fegen, so daß ein Aufenthalt oben geradezu unmöglich ist.

„Sagen Sie uns die Wahrheit, John,“ ruft Glenarvon von der Treppe aus, „gehen wir unter?“

„Nein, wir sinken nicht, das Schiff sitzt vollständig im Sande. Ob das Wrack nicht zertrümmert wird, ist eine andere Frage, doch wird dies keinesfalls sofort geschehen. Hoffentlich nicht vor Tagesanbruch.“

„Kann man nicht ein Boot in See lassen?“

„Unmöglich im Finstern, bei dieser hohen See. Ueberdies, wohin steuern, wo landen?“

Halley lief wie ein Narr auf dem Schiffe umher, die Matrosen aber, nachdem sie ihren ersten Schreck verwunden, schlugen einem Branntweinfasse den Boden aus und begannen zu trinken. Es war voraus-zusehen, daß ihre Trunkenheit gräßliche Ausstritte herbeiführen mußte, da ihr Kapitän sie nicht im Zaume hielt. Der jammervolle Mensch rang die Hände, raufte sich die Haare aus, dachte nur an seine un-

versicherte Ladung und schrie laut, während er von einer Seite nach der anderen lief: „Ich bin rettungslos verloren, bin für immer ruiniert.“

Mangles kümmerte sich weder um ihn, noch um die trunkenen Matrosen, die schweren Unfug trieben, auch nicht übel Lust zeigten, die Passagiere auszuplündern, aber wohl Bedenken tragen mochten, sich den Kugeln der wohl bewaffneten Passagiere auszusetzen, denn nach einigen Versuchen, sich unbemerkt deren Eigenthum anzueignen, gaben sie es auf, als sich der Major hoch und theuer vermaß, den ersten, der sich der Kajüte wieder zu nähern wage, über den Haufen zu schießen, wie einen tollen Hund.

Man beschäftigte sich nicht weiter mit diesen Berauschten, sondern erwartete so gefaßt und ruhig wie möglich die Dämmerung. Das Schiff lag völlig unbeweglich, das Meer und der Wind waren ruhiger geworden, der Rumpfs konnte also mindestens einige Stunden noch Widerstand leisten. Die Unbeweglichkeit des Macquarie sicherte den erschöpften Reisenden wenigstens einige Stunden Schlaf; als sie erwachten und Umschau hielten, färbten die Wolken am Himmelsrande sich soeben im Lichte der Morgenröthe, während das Meer sich in dichte Nebel hüllte.

Mangles ging wieder auf Deck; der Seegang war noch stiller geworden, das Licht nahm zu, die Nebelschleier hoben sich langsam. Er gewahrte eine lange Reihe schwarzer, über die Meeresfläche mit ihren Spitzen herausragender Klippen. Bei ihnen sah er in einer Entfernung von über zwei Meilen einen hellleuchtenden Schaumstreifen, der das Land umgab.

Seine Genossen, geweckt durch seine Stimme, kamen eilig hinzu und besahen in düsterem Schweigen die rauhe, ungestaltliche Felsen-Küste, die ihnen Zuflucht bieten sollte.

„Wo ist Halley?“ fragte Glenarvon.

Niemand hatte ihn gesehen, auch seine Matrosen fehlten, mit ihnen war auch die Rolle, das letzte Boot des Macquarie verschwunden.

## Siebzehntes Kapitel.

### Das Menschenfresserland.

Halley und die Schiffsmannschaft mußten, unter Benutzung der Nacht, während die ihrer Sorgfalt Anvertrauten schliefen, entflohen sein. Der Kapitän, dessen Pflicht war, der Letzte an Bord zu sein, hatte das Schiff zuerst verlassen, und seine Schützlinge nicht nur ohne Schutz gelassen, sondern auch noch des letzten Rettungsmittels beraubt.

„Was können wir thun?“ wandte sich Glenarvon betrübt an John Mangles.

„Zweierlei: Entweder das Fahrzeug wieder flott machen und damit in See stechen, oder ein Floß bauen und an's Land fahren,“ lautete die Antwort des entschlossenen Seemannes.

„Vermeiden wir die Küste unter allen Umständen“, fiel eifrig Petermann ein. „Mehr kann ich nicht sagen als: Neu-Seeland ist durchaus nicht zu trauen.“

„Ich glaube dies auch, umsomehr wir durch Halleys Nachlässigkeit zu weit südlich abgetrieben sind, und wenn sich dies beim Aufnehmen der Höhe heut Mittag bestätigt, will ich lieber versuchen, die Küste entlang nach Norden zu segeln; zunächst aber muß der Zustand des Schiffes untersucht werden,“ erklärte John und stieg mit seinen Matrosen in den untersten Schiffsraum, wo einige hundert Fässer mit gegerbten Häuten recht liberlich beigestaut waren. Vermitteltst einer Zugwinde wurde dieser, jetzt nur lästige Ballast emporgehoben und ins Meer geworfen, um das Schiff nach Kräften zu entlasten.

Nach vielstündiger, schwerer Arbeit konnte man den freigemachten Boden untersuchen. Zwei Fugen in den Schiffsplanken fanden sich offen, glücklicherweise so, daß kein Wasser eintreten konnte, in freier Luft an Backbord, da sich der Macquarie auf die andere Seite gelegt

hatte. Man beeilte sich, die Lücken mit Berg zu verstopfen und sorgfältig Kupferplatten darüber zu nageln, um das Eindringen des Wassers zu verhindern.

Im Schiffsraume standen nur zwei Fuß Wasser, die mit den Pumpen leicht zu entfernen gingen, der Rumpf hatte also beim Aufahren nicht gelitten. Nun aber machte sich Mulrady an die Untersuchung der äußeren Lage des Macquarie und tauchte zu diesem Zwecke nach dem Meeresgrunde. Das Vordertheil stand gen Nord-West auf einer schlammigen Sandbank; bis zum Ende des Vorderstevens saß der Kiel beinahe im Schlamme fest, während der Hinterstevens frei im Wasser schwankte, daher saß das Steuerruder nicht fest und konnte gebraucht werden.

Ebbe und Fluth sind im Stillen Ozean nicht sehr bedeutend; dennoch zählte John auf das Eintreten der Fluthzeit, um wieder flott zu werden. Unterdeß nahm er, so gut es gehen wollte, die Höhe auf, und fand, daß das Schiff einen ganzen Grad zu weit nach Süden bis nach der Bai von Norea abgehalten hatte, und daß man genau so viel wieder nach Norden fahren mußte.

Von der Mittagsfluth ließ sich noch kein Vortheil ziehen, weil man mit den Vorbereitungen noch nicht fertig war. Man mußte zuvor, in Ermangelung eines Bootes, ein kleines Floß aus Tonnen und Masten bauen, um in einiger Entfernung seawärts Warp-Anker auswerfen zu können, an denen das Schiff bei der nächsten Fluth ins Fahrwasser zurückgezogen werden konnte.

Dann stärkte man sich durch ein tüchtiges Abendessen und packte schließlich noch alle nicht über Bord geworfenen Tonnen und Kisten in das Hintertheil des Macquarie, um das vordere möglichst leicht zu machen.

Sorgfältig beobachtete Kapitän Mangles alle, auch die kleinsten Umstände, prüfte schließlich noch den Himmel, der sich mit Wolken bezogen hatte, und berieth sich mit seinen Matrosen. Alle waren einig, daß der Wind von Südwest nach Nordwest umzuschlagen schien, und da man somit hoffen konnte, daß der Wind ihnen bei ihrer schwierigen

Aufgabe zu Hülfe kommen würde, beschloß man, anstatt mit dem zunehmenden Wasserströme der Nacht das Flottwerden zu versuchen, die Morgenfluth dazu abzuwarten. Alle waren übermüdet von der schweren, ungewohnten Arbeit, und bedurften der Ruhe. —

Mit der Morgensonne erhob sich eine steife Brise aus Nordnordwest. Wilson, Mulrady nebst Robert gingen auf den großen Mast; der Lord blieb mit Petermann und dem Major auf Deck, um die Segel zur richtigen Zeit los zu machen. Das große Marssegel wurde entfaltet und ein Reff hineingeschlagen, nachdem man alle anderen Segel festgemacht hatte.

Auf dem Vordertheile der Brigg errichtete der Kapitän einen Nothmastbaum für die verlorene Fockwand, und selbst die Frauen halfen ein Segel daran befestigen, um sich nach Maßgabe ihrer schwachen Kräfte nützlich zu machen.

Indeß war die Fluth gestiegen, die Klippenspitzen verschwanden nach und nach in kleinen hohlgehenden Wellchen; der Kapitän betrachtete das Steigen des Wassers und warf einen unruhigen Blick auf die straff gezogenen Kabeltaue. Um ein Uhr erreichte die See den höchsten Stand; da wurden das große Segel und das Marssegel losgelassen und hauchten sich, vom Winde gepreßt, von den Masten ab.

„An die Winde,“ erklang der Befehl, und unter deren mächtigem Drucke zogen das große und kleine Kabel an. Die Anker hielten auch fest, aber das Schiff rührte sich trotzdem nicht, und doch mußte man sich beeilen, ehe der Wasserstand sich wieder minderte.

Man verdoppelte die Anstrengungen, der Wind blies kräftig in die Segel, ein Beben erschütterte den Rumpf, die Brigg schien nahe daran sich zu heben; vielleicht genügte dazu eine geringe Verstärkung der Kräfte. Alles eilte an die Winde, schließlich sogar Ellen und Marie; ein letzter Versuch wurde gemacht — das Wrack rührte sich nicht, und schon trat die Ebbe ein. Der Versuch war gescheitert, der Macquarie ging nicht wieder flott zu machen. Alle weiteren Versuche wären Kraft- und Zeitvergeudung gewesen.

Man mußte den anderen Weg zur Rettung versuchen; denn auf

ein zufällig nahendes Schiff war nicht zu rechnen, man mußte das Wrack verlassen, ehe es in Trümmer ging.

John schlug also sofort vor, ein Floß zu bauen; da es galt rasch zu handeln, war bei Einbruch der Nacht die Arbeit schon ziemlich vorgeschritten und noch vor Tageslicht vollendet. Man hatte die Masten gefappt, und auf deren fester Grundlage ein derbes Floß aus Fässern und Planken so gebaut, daß die hinüberschlagenden Wellen sofort nach unten wieder Abfluß fanden. Der Maststange des kleinen Tops bediente man sich als Mast und eines starken Ruders mit breiter Schaufel als Steuer.

So konnte man, auf jede Gefahr hin, die Küste des Menschenfresserlandes zu erreichen suchen, was glücken mußte, falls der Wind nicht umschlug. Das offene Meer bis Auckland zu halten war dagegen rein unmöglich, der erste Sturm hätte die Menschen vom Floß herunter gespült.

Man schaffte die geringen Vorräthe des Cabinets, und was man sonst Genießbares an Bord noch vorgefunden, auf das Floß und befestigte die sie bergende Kiste an den Mast, neben einer anderen, in die Munition und Waffen gebracht wurden. Nachdem man zur Vorsee noch einen kleinen Anker mitgenommen, konnte man sich mit der nächsten Fluth einschiffen. Wilson übernahm das Steuer, der Kapitän das Segel, Mulrady kappte das Ankertau; das Segel flatterte im Winde und das Fahrzeug nahm unter dem Einflusse des Windes und der Fluth die Richtung auf das Land zu.

Um die Zeit der Sonnenhöhe machte Petermann auf das Verschwinden aller Klippen aufmerksam; nur eine mußte man im Auge behalten, auf die man zutrieb, und die bei der steigenden Wassermasse leicht dem Auge ganz verschwinden konnte, so daß man in Gefahr gerieth, sich darauf fest zu fahren.

Als man indeß näher kam, fand sich, daß es gar keine Klippe, sondern das umgestürzte kleine Boot des Macquarie war; von seiner Bemannung schien niemand gerettet zu sein.

Man hielt auf das Boot zu, das nützlich zu werden versprach,

erreichte es aber erst nach zwei Stunden, da die Brise allmählig wieder einzuschlummern begann. Die Wand des Botes war zer schlagen, es konnte also zu nichts nützen.

Der letzte schwache Windhauch legte sich, um erst nach einiger Zeit wieder zu erwachen; aber er wehte jetzt vom Lande her, und gleichzeitig machte sich die Ebbewirkung bemerklich. Das Floß begann nach der hohen See zurückzutreiben. Man zog daher das Segel ein und warf Anker, wohl eine gute halbe Meile vom Strande entfernt.

Bis zum Morgen mußte man liegen bleiben, während der Kapitän beständig auf das Ankertau achtete und es von Zeit zu Zeit etwas nachließ, damit dasselbe nicht durch die Wucht der regellos hin- und herwogenden Wellen zerrissen und das Floß in die hohe See hinaus geschleudert würde, wo den Schiffbrüchigen, wenn nicht sicherer Untergang, doch eine lange Zeit äußerster Noth und Sorge bevorstand.

Mit der steigenden Fluth erhob sich endlich der Wind seewärts um sechs Uhr früh, und Mangles traf Anstalt, den Anker zu lichten; aber er hatte sich so fest gebohrt, daß es unmöglich war, ihn ohne Winde heraufzuholen. In seiner Ungeduld ließ er das Tau kappen, obgleich er sich dadurch der Möglichkeit beraubte, wieder beizulegen, wenn die Fluth nicht genügte, um gleich die Küste zu gewinnen.

Das Segel wurde wieder aufgezogen und man näherte sich langsam dem Lande, das im Hintergrunde, von der aufgehenden Sonne beleuchtet, sich in dunkelgrauen Felsenmassen erhob. Uebrigens wehte der Wind nur leise und stoßweise, als zögere er, die Gezeiten der unwirthlichen Küste zutreiben; und so näherten sie sich derselben nur langsam, zumal der Wind zuletzt ganz aufhörte und die Wellen allein das Floß vorwärts brachten.

Um zehn Uhr war man noch drei Kabellängen vom Ufer entfernt, die eintretende Ebbe mußte das Floß wieder ins hohe Meer zurückreißen; besorgt und mit unruhigen Blicken starrten die schwer Geprüften auf das nahe und doch unerreichbar scheinende Land.

Da erfolgte ein heftiger Stoß. Das Floß stand still und saß 25 Faden vom Lande fest; es war auf eine Klippe gestoßen. Die Männer

sprangen schnell ins Wasser und befestigten das Gefährt mit allen vorhandenen Stricken an den Riffspitzen; die Ebbe trat kurz hernach ein, und bald darauf konnte man auf dem gefürchteten Neu-Seeland festen Fuß fassen; die Damen hatten sich nicht einmal den Kleidersaum benezt.

Gern hätte man ohne jeden Aufenthalt den Marsch nach Auckland längs der Küste angetreten, aber der Himmel hatte sich bezogen, es fing heftig zu regnen an; man mußte Schutz dagegen suchen.

Rechtzeitig entdeckte Wilson eine vom Meere ausgehöhlte Basaltgrotte; dorthin flüchtete man mit Waffen und Vorräthen. Inwendig befand sich eine Masse trockenen Seetangs, den die Wellen früher hineingespült haben mußten; diese natürliche Lagerstätte wurde von den Erschöpften freudig begrüßt, ein zusammengesuchter Holzhaufen am Eingange aufgeschichtet und angezündet, und so konnte man sich vorzüglich trocken.

Stunden verflossen, ohne daß der sündfluthartige Regen eine Aenderung des Wetters zuließ; gegen Mittag wurde der Wind sogar noch stärker und gestaltete sich endlich zu vollem Sturme. Diese Ungunst des Wetters konnte auch den Geduldigsten ungeberdig machen; aber ohne Schutz gebendes Fuhrwerk solchem Sturme trogen, wäre Wahnsinn gewesen, und eine Verzögerung ihres Marsches konnte übrigens soviel nutzen wie schaden. Die einzige, allerdings mit völligem Untergange der Gesellschaft drohende Gefahr, war ein Begegnen mit den Wilden. Ihr verlängerter Aufenthalt konnte dasselbe ebenso gut verhindern als herbeiführen. Man mußte eben die Lage, wie sie war, mit philosophischer Ruhe ertragen.

Um sich die Zeit zu kürzen fragte Lady Ellen den Gelehrten, welche Ausichten man seiner Meinung nach hätte, Auckland zu erreichen, und ob man denn dort in wirklich civilisirte Gegenden käme.

„Ach,“ verzehte der Gefragte, „wo die Engländer wirklich festen Fuß faßten, finden wir ein Kulturleben, fast wie in der europäischen Heimath. Unter dem Gewehrfener der Eingeborenen fast werden sogar ihnen zum Lort Eisenbahnen gebaut. Wir müssen uns nur in Acht nehmen den aufständischen Menschenfressern gerade in die Hände zu

laufen. Leider war, als wir Australien verließen, die Gegend, in der wir uns befinden, Gegenstand des Kampfes zwischen den Engländern und den Eingeborenen, und wir thun jedenfalls gut, von hier fort nach Norden zu eilen, sobald wir können.“

Die Aussichten, die Petermann eröffnete, waren nicht sehr tröstlich; man zog daher den Schlummer weiteren Unterhaltungen der Art vor, so schwer man auch, trotz körperlicher Erschöpfung, unter solchen Umständen Schlaf finden konnte.

Während der Nacht hatte der Regen aufgehört, daher konnte man um sechs Uhr früh am 7. Februar endlich an den Ausbruch denken. Der wolkenbedeckte Himmel hielt die Sonnenstrahlen fern, und so gestattete die mäßige Temperatur die Beschwerden einer Reise bei Tage.

Auf der Karte hatte Petermann die Entfernung nach Auckland auf zwanzig Meilen bestimmt; anstatt der, an Buchten und Umwegen reichen Meeresküste zu folgen, schlug er aber vor, einen Marsch mehr durch das Innere des Landes nach dem Zusammenflusse des Waikato- und Waipa-Stromes zu machen, wo man einen für europäische Füße eingerichteten Weg finden würde. Von dort ließ sich leicht nach Drury gelangen, wo sich sogar ein ordentlicher Gasthof befinden sollte. Zunächst blieb man jedoch noch eine Weile am Strande.

Einen Theil des Tages durchzog die Gesellschaft früher vom Meere mit Muschelschalen bedeckte Sandstreifen. Vorgefundene Auster gaben geröstet ein vortrefflich mündendes Frühstück, dann aber wendete sich die Truppe dem Innern zu. Zu ihrem großen Leidwesen fanden sie aber den Boden streckenweis derart mit Strauchwerk verwachsen, daß man sich mit der Art einen Weg erst bahnen mußte.

Ein Feuer durfte man abends nicht anzünden, um die Eingeborenen nicht anzulocken, doch verlief die Nacht unter dem milden Himmel auch so leidlich. Die Luft blieb lau und völlig windstill, und die Temperatur verminderte sich nur wenig.

Anderen Tages verzögerten zuerst die Gebüsche, die den Boden immer noch dicht bedeckten, sehr das Fortkommen; von den leichtesten Wagen hätte hier kein Gebrauch gemacht werden können, die Farn-

sträucher vertheidigten das Land noch besser als die Maoris gegen das Betreten durch Europäer, und die Reisenden hatten mit tausenderlei Schwierigkeiten zu kämpfen, erreichten aber doch noch vormittags das Waipa-Ufer, an dem sie nun müheloser ihren Weg fortsetzen konnten.

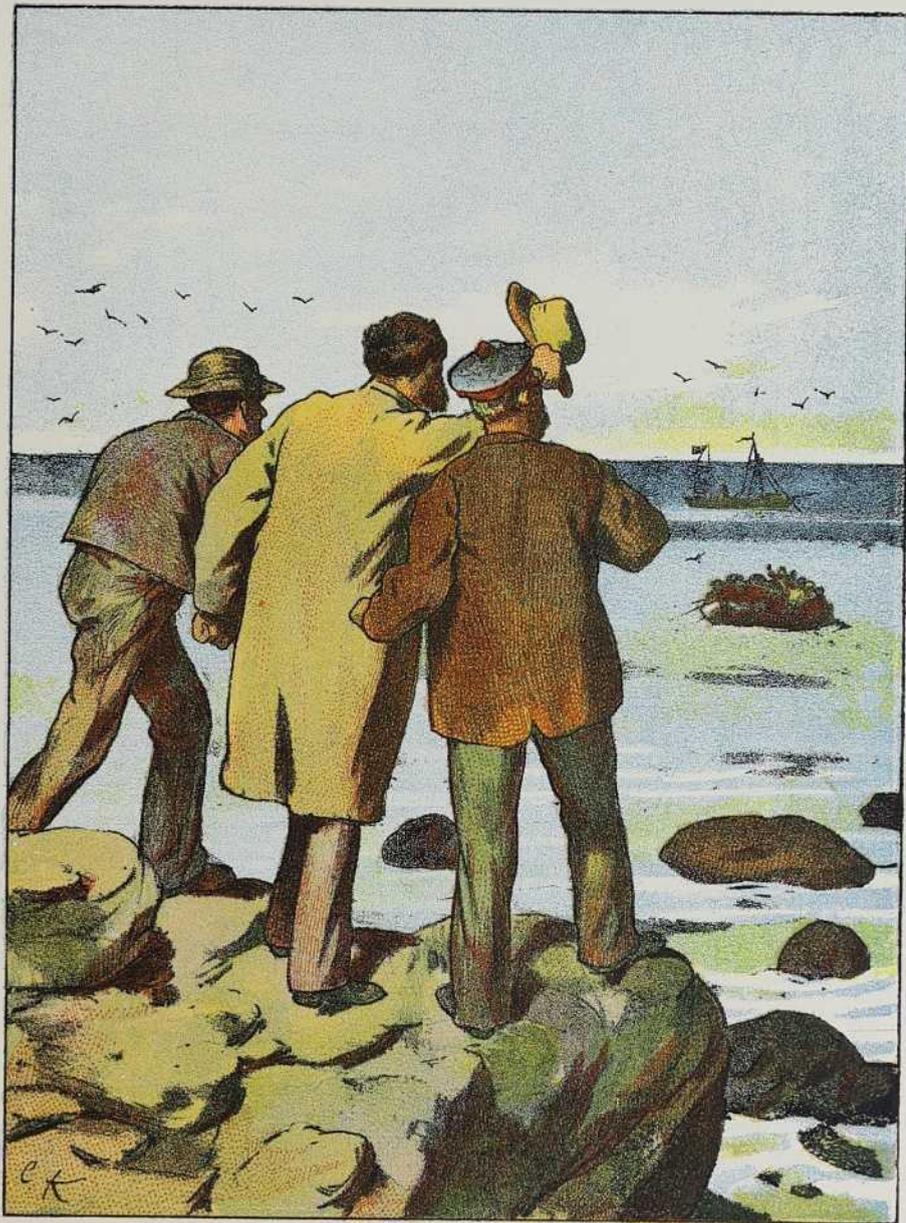
Es war ein prächtiges, von kleinen, zuströmenden Bächen durchschnittenes Thal, an dessen klaren Wässern sich eine zwar, wie in Neu-Seeland überhaupt, fast blüthenlose, aber doch höchst liebliche Landschaft entwickelte, die besonders für den Gelehrten eine wunderbare Anziehungskraft hatte, da die meisten Pflanzen dieser Gegend allein eigenthümlich sind. Man mußte ihn daher beständig zum Vorwärtsgehen antreiben, da er jeden Augenblick stehen blieb und über den botanischen Wundern ganz sich, die Gesellschaft, ihr Reiseziel und — die Maoris vergaß.

Der Major, Glenarvon und Robert konnten, ohne sich von der Truppe weit zu entfernen, einige in den Bäumen der Ruhe pflegende Bekassinen und andere rebhuhnartige Vögel schießen, die Olbinett, um Zeit zu sparen, gleich im Gehen rupfte.

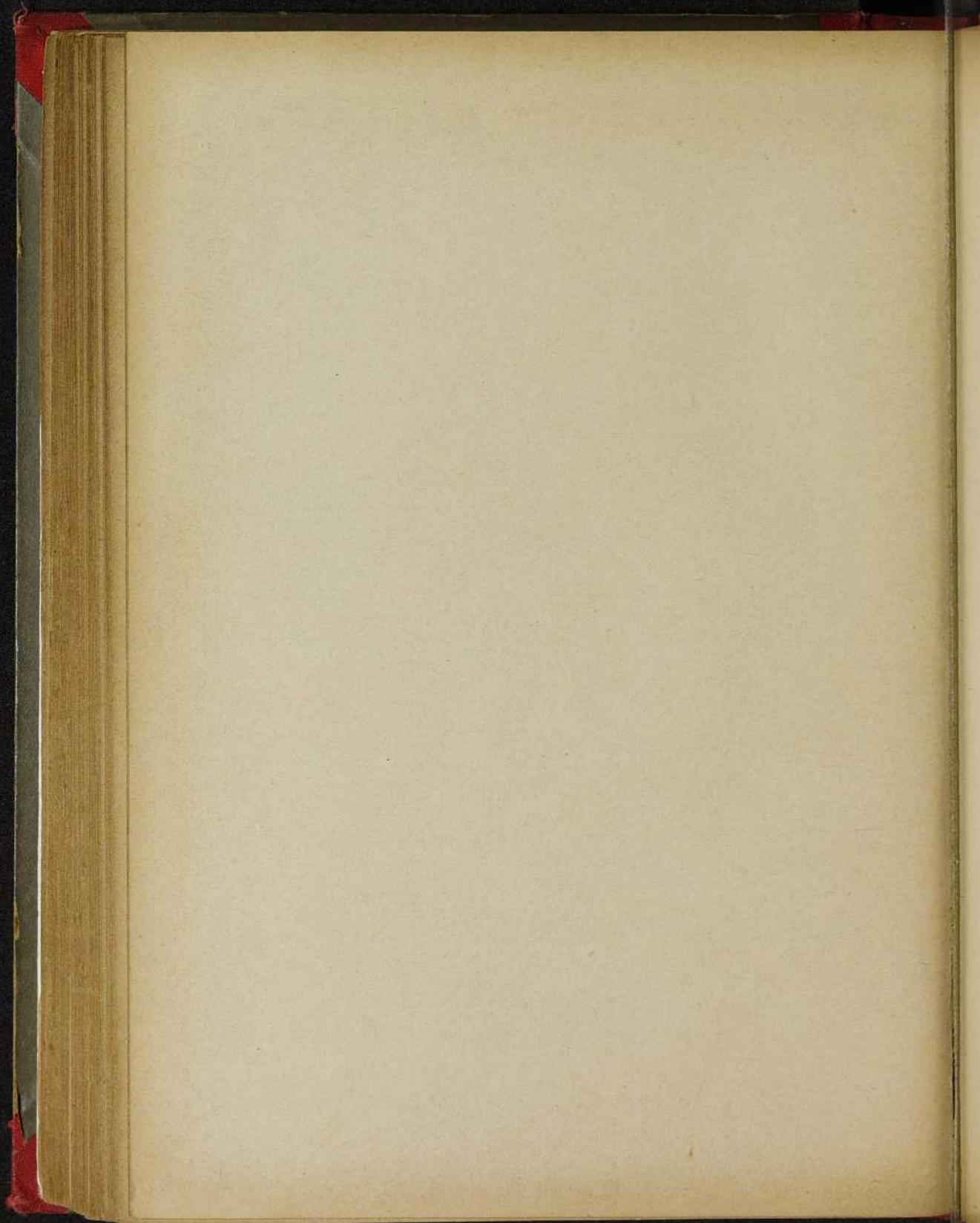
Robert, der wie ein Wiesel umhersprang, entdeckte in einem, aus verschlungenen Wurzeln bereiteten Neste ein Paar Hühner ohne Schwanz und ohne Flügel, dafür mit desto längerem Schnabel und vier Zehen versehen. Es waren Kiwis, Neu-Seeland allein angehörige Vögel mit ungelentigen, aber drolligen Bewegungen.

Petermann, ganz glücklich über den unerwarteten Fund, band die beiden Hühner zusammen und nahm sie stolz als Beute in der Absicht mit, irgend einem zoologischen Garten ein Geschenk damit zu machen. Im Geiste sah er schon den Käfig vor Augen, der sie barg und die Inschrift trug: „Geschenk von Dr. Petermann, in Neu-Seeland selbst gefangen.“

Unterdeß schritten die Reisenden die Ufer des Waipa hinab, durch öde Gegenden, die keine Spur von Eingeborenen zeigten. Der Fluß glitt zwischen hohem Strauchwerke dahin, seine Wellen traten auch hier und da über die flachen Ufer, an diesen Stellen weite Blicke auf die, das Thal nach Osten abschließenden Berge bietend, die einen vorwiegend vulkanischen Charakter tragen. Ist doch ganz Neu-Seeland eigentlich nur



Die Auffindung.



eine einzige Kette von Vulkanen, strömt doch das Feuer noch immer hindurch und bricht an zahlreichen Stellen aus Erdspalten und Kratern hervor.

Um acht Uhr hatten die Reisenden in gehobener Stimmung ziemlich drei Meilen zurückgelegt. Nach der Karte blieben nur knapp zwei Wegstunden übrig, und eine einzige Nacht war noch unter freiem Himmelsgewölbe zuzubringen, dann konnte man den Postwagen abzupassen suchen, der regelmäßig die Strecke zwischen Auckland und der Hawkesbucht zurücklegt.

Es war so dunkel geworden, daß das Zusammenfließen der beiden Ströme, die man mit Einbruch der Dunkelheit glücklich erreichte, nicht mehr zu sehen war, nur das Ohr verrieth das mächtige Rauschen der Wellen.

## Achtzehntes Kapitel.

### Gefangen im Herzen von Neu-Seeland.

Der erste Morgenstrahl beleuchtete den Nebel, welcher sich wie eine dicke Decke über dem Flusse lagerte. Mit dem hervorbrechenden Gestirne aber zerstob der Nebelschleier, die Ufer traten frei hervor und der Lauf des Waikato lag in der ganzen Pracht der Morgenbeleuchtung da.

Eine mit Strauchwerk bedeckte, spitzzulaufende Landzunge erstreckte sich in den Vereinigungspunkt der beiden Ströme; die kräftiger und schneller strömenden Fluthen des Waipa drängten die des Waikato bei Seite, und erst eine Strecke abwärts vereinigten sich die bis dahin neben einander fließenden Gewässer.

Raum hatten sich die Nebel gehoben, als die aufgehende Sonne ein Boot sehen ließ, das den Waikato stromauf fuhr. Es war ein siebenzig Fuß langes Canoe, dessen Vordertheil sich wie eine venetianische Gondel über die Wasserfläche erhob. Acht mit allen Kräften arbeitende Ruderer trieben es pfeilschnell dahin, während der neunte steuerte. Es

waren Eingeborene, und der Mann am Steuer fiel durch seinen hohen Wuchs und seine muskulösen Glieder auf; seine wilden Blicke mußten Furcht einflößen, zumal seine ganze Haut wie ein Zebra mit Streifen tätowirt war.

Er mußte der Anführer der Wilden sein, denn die niedere Volksklasse ist nie von Kopf bis Fuß tätowirt; neben ihm lag ein englisches Gewehr und eine doppelschneidige Steinart. Außerdem saßen neun wohlbewaffnete Krieger, zu deren Füßen drei mächtige Hunde lagerten, im Hintertheile des Gefährts, und in der Bootsmitte befanden sich als Gefangene zehn Europäer mit gefesselten Füßen. Es waren Glenarvon, Lady Ellen, Marie und Robert, Petermann, Mac Nabbs, Mangles, Albinett und die beiden Theerjacken.

Umsangen von dichtem Nebel, hatten sie sich am Abend vorher ganz in der Nähe einer zahlreichen Schaar Eingeborener gelagert; auch die erschöpften Wachen waren eingeschlummert; da, inmitten der Nacht, wurden sie im Schlafe überrumpelt und als Gefangene an Bord des Borkenrinde-Fahrzeuges geschleppt.

Bis jetzt waren sie ohne Mißhandlungen geblieben, da sie an Vertheidigung gar nicht hatten denken können, und daher kein Eingeborener verletzt war. Ihre Waffen, Vorräthe und Lebensmittel befanden sich in den Händen der Wilden, und der geringste Versuch eines Widerstandes würde jetzt den Tod durch ihre eigenen Kugeln veranlaßt haben.

Aus einigen englischen Worten, deren sich die Maoris ab und zu zwischen neuseeländischen bedienten, konnten die Gefangenen entnehmen, daß die englischen Truppen die Maoris im Kampfe zurückgeworfen und ihre Armee aufgerieben hatten, weshalb die Eingeborenen nach dem oberen Waikato zurückflüchteten, um den Verfolgern zu entgehen, die auf den Kopf des Anführers Kai-Kumu (der Feindesglied-Verschlinger) einen Preis gesetzt hatten.

Dem ersehnten Gebiete von Auckland so nahe, mußte Lord Glenarvon von solch furchtbarem Gesichte ereilt werden. Seinem kalten, ruhigen Gesichte wurde gleichwohl von den Qualen, die sein Gemüth zerrissen,

nichts angemerkt. Er zeigte sich erhaben über sein Unglück und gab seinen Gefährten ein leuchtendes Beispiel im geduldigen Ertragen desselben, jeden Augenblick bereit sein Leben zu lassen, sobald es von ihm gefordert würde.

Von wahrer Religiosität erfaßt, wollte er an Gottes Gerechtigkeit und Barmherzigkeit auch für sich, so lange es irgend anging, nicht zweifeln, schon in Hinblick auf den hohen und heiligen Zweck seines Reiseunternehmens, auf dem ihn von Anfang an beständig Gefahren umdrängten, denen er aber auch bisher stets wieder entgangen war, wenn die Noth am Höchsten gestiegen schien. Wie es aber auch kommen mochte, nicht einen Augenblick bereute er den edlen Drang, der ihn in eine solche Lage gebracht, und bedauerte nur, daß seine Frau und die Kinder Grants mit in dieselbe gerathen waren, und daß es ihm nicht möglich sei, sie im jetzigen Augenblicke wieder zu befreien.

Seine Genossen zeigten sich seiner Denkweise würdig, und keinem derselben war es von dem Angesichte abzulesen, welcher verhängnißvollen Katastrophe sie entgegengeführt würden, trotzdem sie lange genug wußten, welche Gefahr sie unter den Menschenfressern bedrohte. Dies war auch das einzige Mittel, sich bei diesen wilden Naturen in Achtung zu setzen; denn gerade solche, und besonders die Maoris, besitzen ein gewisses Gefühl der Würde, das sie nie außer Augen lassen, und so wie sie selbst durch Muth und Kaltblütigkeit zu imponiren suchen, wirken auch nur diese auf sie ein.

Seit dem Ausbruche aus dem Lager hatten die Inländer nur wenige Worte mit einander gewechselt, doch da Glenarvon daraus merkte, daß sie englisch verstanden, entschloß er sich den Befehlshaber zu fragen, welches Schicksal ihrer Harre?

„Wohin führst Du uns, Häuptling?“ wandte er sich mit fester, furchtloser Stimme an Kai-Kumu, als dieser das Ruder einen Augenblick ruhen ließ.

Dieser betrachtete ihn kalt, ohne zu antworten und sah in die Ferne, als ob der Gefangene für ihn gar nicht vorhanden wäre.

„Was willst Du mit uns anfangen?“ fuhr Glenarvon fort, ohne sich durch seine drohende Miene einschüchtern zu lassen.

In des Häuptlings finsternen Augen leuchtete es hell auf und mit entschlossenem Tone erklärte er:

„Dich auswechseln, wenn die Deinigen wollen; Dich tödten, wenn sie sich hartköpfig gegen meinen Vorschlag zeigen.“

Der Lord erkundigte sich nicht weiter. Die Hoffnung war wieder in sein Herz zurückgekehrt, denn unzweifelhaft hatten die Engländer einige Anführer der Eingeborenen gefangen genommen, und diese wollten sie durch Austausch befreien. Das konnte Glenarvon und den Seinen zum Heile gerathen, wenigstens war die Lage noch nicht gerade zur äußersten Verzweiflung angethan.

Das Boot flog inzwischen schnell stromauf. Petermann hatte bei seinem sanguinischen Charakter zuerst den vollen Lebensmuth zurückgewonnen, erklärte ganz vergnügt, daß die Maoris ihnen eigentlich nur die immerhin erhebliche Mühe sparten, sich zu Fuß nach den englischen Posten zu begeben und daß man nicht nur Kräfte, sondern noch obenein viel Zeit erübrige. Zu allem Ueberflusse fiel ihm ein, daß er der erste Europäer sei, der den Fluß besühre, wie der nur andeutungsweise punktirte Stromlauf auf der Karte ohne jeden Zweifel lasse. Vergnügt zog er eine Bleifeder aus einer seiner Taschen und verbesserte bei jeder Krümmung des Gewässers den Stromlauf auf der Karte, zur nicht geringen Verwunderung der erstaunt zuschauenden Maoris, während er sich mit Mangles über die schätungsweise Schnelligkeit des Schiffes französisch unterhielt, um von den Wilden nicht verstanden zu werden.

Mit seinem Schicksale völlig zufrieden, verfolgte er beständig auf der Karte, die ihm die Maoris, als für sie werthlos, ließen, den Lauf des Waikato quer durch die Ebenen und Thäler des Landes.

Lady Ellen und Marie Grant unterdrückten gewaltsam ihre Besorgniß und unterhielten sich leise mit den ihnen zunächst sitzenden Männern.

„Wenn wir so fortfahren,“ bemerkte der Gelehrte wieder französisch, „müssen wir bis zum Tauposee, von dem der Häuptling eben

zu seinem Nachbar sprach, höchstens noch dreißig Meilen weit haben. Vorausgesetzt, daß während der Nacht die Fahrt nicht fortgesetzt wird, würden wir in drei bis vier Tagen dort ankommen.“

„Wo mögen nur die englischen Posten stehen?“ erkundigte sich Glenarvon, der weder für die Naturschönheiten, noch für den Stromlauf Sinn hatte.

„Das auch nur annähernd zu bestimmen, dürfte sehr schwer halten,“ erklärte der Gelehrte. „Der Kriegsschauplatz dehnt sich wohl bis in die Provinz Taranaki aus, wohin wir fahren. Wahrscheinlich sind die Truppenmassen in der Nähe des Sees zusammengezogen, dort hinter den Bergen, wo der eigentliche Heerd des Aufstandes schon längere Zeit gewesen ist. Wir kommen also, wenn nicht alle Voraussetzungen trügen, ganz in die Nähe des englischen Lagers.“

„Das möge Gott geben!“ seufzte die Lady. „Denn dies dürfte die einzige Aussicht auf einen glücklichen Ausgang sein; leider ist sie sehr schwach.“

Glenarvon warf einen trüben Blick auf sein junges Frauchen und die noch jugendlichere Marie, welche der Gnade der wilden Maoris überlassen blieben, wenn es ihm nicht gelang, rechtzeitig Hülfe zu schaffen. Doch sah er sich von Kai-Kumu beobachtet und drängte seine Gedanken zurück, da die Klugheit gebot, seine Gefühle nicht merken zu lassen. Gleichmüthig betrachtete er daher die Ufer, welche übrigens des Sehenswerthen genug boten.

In geringer Entfernung flog das Schiff gerade an einer der merkwürdigen Pfahlfestungen der Wilden vorüber, die dem Anscheine nach durch Feuer zerstört war. Auch die Trümmer einzelner Hütten, die in weiten Abständen am Strome lagen, bezeugten die Schrecken des Krieges. Die angrenzenden Felder erschienen verwildert und verlassen, die Wasservögel allein belebten die jammervoll verwüstete Gegend, und nur die beflügelte Thierwelt erfreute sich der friedlichen Ruhe, welche ihr durch die Abwesenheit der Menschen gegönnt wurde, die der blutige Krieg verschreckt, wenn nicht umgebracht hatte.

In diesem unteren Thallause floß der Waikato in breitem Bette,

mitten durch weite Ebenen dahin. Stromaufwärts verengten allmählig erst niedrige, runde, dann immer höher und steiler werdende Berge das Flußthal.

Kai-Kumu hielt sich nirgends auf; selbst nicht während der Mahlzeiten, bei denen immer nur ein Theil der Leute gleichzeitig aß. Die Gefangenen erhielten ihre eigenen, den Maoris zur Beute gefallenem Lebensmittel in kleinen Portionen von diesen zurück, während dieselben sich selbst mit der Landeskost begnügten, die aus ehbaren Farnkräutern, gedämpften Wurzeln und Erdäpfeln bestand.

Am Nachmittage kamen Bergketten in Sicht, welche geschleiften Festungswerken glichen; die Aehnlichkeit wurde um so täuschender, als sich hier und da auf den Bergspitzen Ruinen von Paks, den Pfahlburgen der Landesbewohner, befanden, so daß es aus der Entfernung oft schwer war, zu unterscheiden was Kunst oder Natur gethan, um diese Ablerneuern gleichenden Burgen zu schaffen.

Die Sonne schwand bereits unter den Gesichtskreis, als das Canoe auf eine Bank stieß, die mit Bimssteinstücken wie besäet war, die der Waikato bei seinem Austritte aus den vulkanischen Bergreihen mit sich fortreißt.

Einige Bäume, welche sich dort vorfanden, boten einen ruhigen Halteplatz, und so ließ Kai-Kumu seine Gefangenen denn hier ausschiffen, nachdem den Männern auch die Hände gefesselt waren, während man die Frauen ganz ungebunden ließ. Alle wurden angehalten, sich mitten auf dem Plage niederzulassen, rings um welchen brennende Feuer eine nicht zu überschreitende Schranke bildeten.

Bevor der Maorihäuptling die Absicht einer Auswechslung ausgesprochen, hatten sich Glenarvon und Mangles lebhaft mit Fluchtgedanken getragen, in der Hoffnung, bei der ersten Lagerung auf dem Lande Ausichten zum Entkommen zu gewinnen. Unter den obwaltenden Verhältnissen schien es jedoch klüger, diesen Gedanken aufzugeben.

Das Auswechslern konnte sich allerdings leicht verzögern, schließlich wohl auch ganz vereitelt werden; aber die Aussicht auf einen unglücklichen Ausgang der Flucht eines oder einiger Männer, ohne Waffen,

Lebensmittel, und selbst ohne jede Kunde des Landes, war um so geringer, als sich die Gefahr für diejenigen, welche nicht fliehen konnten, unendlich steigerte. Die erzürmten Wilden hätten ohne Zweifel die noch in ihrer Gewalt befindlichen, namentlich auch die weiblichen Gefangenen sofort erschlagen, wenn irgend jemand zu entfliehen unternommen hätte. Unter diesen Umständen hieß also die Flucht versuchen so viel wie: die Zurückbleibenden direkt dem Tode weihen.

Daß gleichzeitig alle zehn zu entkommen versucht hätten, ging auch nicht an. Selbst wenn sie eine ganze Strecke unbemerkt fort kamen, wie hätten sie sich der ihnen nachsetzenden, doppelt so starken Schaar wohlbewaffneter Maoris erwehren wollen? Es blieb nichts übrig, als ruhig der Dinge zu warten, die da kommen sollten, zumal vorauszusetzen war, daß Kai-Kumus Stamm einen oder mehrere große Häuptlinge verloren hatte, an deren Befreiung er viel setzen würde.

Anderen Tages setzte das Fahrzeug seinen Lauf stromauf mit ungeschwächter Schnelligkeit fort, und traf dort mit einem anderen, mit Wilden bemannten Boot zusammen. Die Krieger hatten noch blutige Waffen und mußten eben aus einem heftigen Strauße kommen, wie ihre zahlreichen Wunden bewiesen. Sie begrüßten ihre Genossen, widmeten den Europäern aber kaum mehr als die flüchtigste Aufmerksamkeit.

Gemeinschaftlich setzten die Canoes ihre Fahrt fort und kamen gegen Mittag in immer engeres Fahrwasser, wo die Ruderer ihre Kraft verdoppeln mußten, um den beständig lebhafter werdenden Strom zu überwinden. Ueber einige gefährliche Stromschnellen gingen die Boote mit großer Sicherheit hinüber, am Abend aber landete Kai-Kumu am Fuße der Berge, die lothrecht so dicht am Ufer in das Wasser abfielen, daß kaum Raum zum Aussteigen blieb.

Eine Anzahl Eingeborener schiffte sich aus und traf Vorbereitungen für die Nacht. Die Feuer flammten auf, ein Häuptling trat hervor, rieb seine Nase zur Begrüßung an der Kai-Kumus und bot ihm so ein herzlich willkommen auf gut neuseeländische Art.

Zu Nacht erging es den Europäern, wie in der vorigen; mit dem

Schwinden der Dunkelheit ging es weiter. Andere Boote trafen aus kleinen Nebenflüssen ein, bis etwa sechszig Krieger versammelt waren, offenbar Flüchtlinge, die mehr oder minder durch die Waffen der Weißen verwundet zu sein schienen.

Ein Eingeborener stimmte den volksthümlichen Schlachtgesang an, um gegen die allgemeine Niedergeschlagenheit zu kämpfen. Die volle und nicht übel klingende Stimme des Sängers erweckte das Echo der Berge; nach jedem Verse schlugen die anderen Krieger dröhnend an ihre Brust und fielen dabei im Chore ein.

Vor Anbruch der Nacht wurden noch zwei Stromschnellen überwunden und man lagerte, mindestens fünfundzwanzig Meilen von der Mündung des Waipa entfernt.

Zur Mittagszeit gelangte das kleine Geschwader schließlich aus dem Flusse in den Tauposee. Die Eingeborenen begrüßten mit leidenschaftlicher Freude einen Fehen Stoff, den der Wind auf einer Hütte hin- und herdrehte. Es war die Nationalfahne der Neuseeländer. —

Ein unergründlicher Schlund, sechs Meilen lang und fünf breit, hatte sich einst in unvordenklichen Zeiten durch einen Höhleneinsturz unter den Lavamassen der Insel gebildet. Aus dem Schlunde war im Laufe der Jahrhunderte ein mächtiger See geworden, der zwölfhundert Fuß über'm Meerespiegel liegt und rings von Höhenzügen eingeschlossen ist, so daß er einem Riesenkessel gleicht, der über unterirdischen Feuern hängt. Ist doch das ganze Land ein einziger Vulkan.

Kai-Kumu's Boote durchschnitten den Waikatosee, steuerten in eine trichterförmige Bucht hinein und landeten, nach Umschiffung eines steil zum Wasser abfallenden Vorgebirges, am östlichen Seeufer, an einem Phormiumfelde, wo diese nützliche Pflanze wuchs, die den Neuseeländer mit Hanf versieht, woraus er fast alle seine Bedürfnisse, wie Seile, Kleider, Decken, nicht ohne Zierlichkeit und Geschmack verfertigt.

In geringer Entfernung erhob sich am Abhange eines steilen Berges ein Pah in geradezu uneinnehmbarer Lage. In diese Pfahl-Berschanzung wurden die Europäer, nachdem man den Männern die

Füße losgebunden, auf einem Pfade geführt, dessen lange Windungen den Erschöpften gar kein Ende zu nehmen schienen.

Hinter der ersten Palisadenreihe erhob sich eine zweite, bei deren Anblick die Frauen die Köpfe wegwandten, mehr aus Abscheu als aus Grauen, obgleich der Anblick, den die mit Köpfen besetzten Pfähle boten, entsetzlich genug war. Peterman erkannte an der Schädelform, daß sie von Europäern herrührten, während die Körper zweifellos von den Siegern als beliebte Nahrung verpeist worden waren.

Die aus Pfählen gebaute Hütte Kai-Kumu's überragte die unansehnlicheren seiner Leute um ein Beträchtliches. Die Füllung der Wände bestand aus Baumzweigen, die, inwendig mit Hautdecken bekleidet, einen ganz wohllichen Eindruck machten. Eine einzige Oeffnung gestattete den Zutritt, den Fußboden bildete gestampfte Erde. Ein Loch darin stellte den Feuerheerd vor und eins in der Decke mußte als Schornstein dienen. Mit Decken belegte Rohrgeflechte und Matratzen aus trockenem Seegrass dienten als Lagerstätten.

Glenarvon und seine Genossen hatten mit einem Blicke das Gesamtbild des aus lauter solchen Hütten zusammengesetzten Dorfes, mit seinen Einwohnern, wozu übrigens auch Schweine, Ziegen und Hunde gehörten, erfasst. In der Nähe einer anderen leeren Hütte mußten sie, den Beschimpfungen der Maoriweiber ausgesetzt, auf das Urtheil des Häuptlings warten. Lady Ellen hielt sich durch heroische Anstrengung aufrecht, und zeigte anscheinend eine Ruhe, die in ihrem Herzen nicht sein konnte, um ihrem Gatten seine Kaltblütigkeit nicht zu rauben, deren er jetzt mehr als je bedurfte; die arme Marie aber war mehr todt als lebendig und kaum im Stande, sich aufrecht zu erhalten, so daß John und Robert sie durch Unterfassen stützen mußten, damit sie nicht umsauf und den Wilden ihre Schwäche verrieth.

Glenarvon, welcher die Frauen gern von den Megären befreit hätte, ging auf Kai-Kumu zu, wies auf die abscheuliche Gruppe hin, und forderte ihn auf, die weiblichen Unholde zu verjagen.

Der wohl von hundert männlichen Neuseeländern umgebene Maori-Häuptling antwortete nicht, sondern sah nur seinen dreiften Gefangenen

erstaunt an, brachte jedoch mit einer Handbewegung die Heulweiber zur Ruhe. Glenarvon verbeugte sich dankend und kehrte langsam zu seinen Genossen zurück, die nun wenigstens Ruhe hatten.

Kai-Kumu war der einzige Ober-Häuptling, der nach dem See hatte zurückkehren können, um den zurückgebliebenen Greisen und Frauen des Stammes die Niederlage, beziehungsweise den Verlust der Ihrigen durch Tod oder Gefangenschaft zu melden. Noch nicht die Hälfte der Krieger war mit ihm wieder nach Hause gekommen; tiefe Niedergeschlagenheit hatte sich der Wilden bemächtigt, und ihr Kummer war um so größer, da die Gefallenen nicht in dem Familiengrabe beigesetzt werden konnten, von dem Beisetzen dieser Ueberreste aber nach ihrer Religion das zukünftige Leben der Getödteten abhing. Wenn die Gräber leer blieben, die religiösen Gebräuche dabei nicht stattfanden, und die theueren Gebeine nicht im Schoße der Erde auf dem Begräbnißplatze bleichten, so gab es für die Gefallenen keine Auferstehung im Jenseits, wie ihre Priester laut und feierlich erklärten.

Diese Erklärung trieb jetzt auch die männlichen Wilden zu Ausbrüchen wilden Schmerzes. Die Verwandten und Freunde der Gefallenen, besonders deren Gattinnen, zerrissen sich mit scharfen Muscheln das Gesicht und die Schultern, so daß Blut aus den Wunden rieselte und sich mit den rinnenden Zähren vereinte.

Die unglücklichen Neuseeländer boten in diesem blutigen und rasenden Zustande ein Bild des Ekels, aber auch des Schreckens. Den Drohungen der Weiber folgten wilde Flüche der Männer gegen die Weißen. Immer lauter ertönten die Worte, immer wilder wurden die Geberden, bald mußten den Worten Handlungen der Gewalt, der thierischsten Rohheit folgen. Schon umlärmten die Eingeborenen die kleine Schaar der Gefangenen, wie die Brandung einen einzelnen Felsen wuthschäumend umtost, und das schlimmste Ende war zu erwarten.

Kai-Kumu mußte fürchten, von den Fanatischen seines Stammes überschrien und um seine kostbare Beute gebracht zu werden, wenn er sie noch länger dem öffentlichen Anblicke aussetzte, der die Seinigen zu Ausbrüchen immer mehr gesteigertem Wuth trieb. Er ließ daher die

Gefangenen an einen heiligen Ort führen, der am anderen Ende des Pah auf einem hervorragenden, kleinen Bergkegel lag, so daß sie von dem Versammlungsorte aus nicht mehr gesehen wurden.

In der dort erbauten, heiligen Hütte, Waree-Utouna genannt, belehren für gewöhnlich die Priester ihr Volk. Dort ließen sich die Gefangenen, nachdem man die Thür hinter ihnen zugesperrt, und sie so wenigstens für den Augenblick gegen die Wuthausbrüche der wüthenden Menge geschützt hatte, auf Phormiumdecken nieder. Die Lady, deren Kräfte jetzt auch erschöpft, deren moralischer Muth gebrochen war, stürzte ihrem Gatten an die Brust, der sie zärtlich an sich drückte und ihr wie den anderen Leidensgefährten Muth zusprach, der ihn auch jetzt nicht verließ.

Auch Robert hatte sich von dem ersten Schrecke schnell erholt, stieg schnell auf Wilsons Schultern, und so gelang es ihm seinen Kopf zwischen eine Luke zu stecken, in der allerlei wunderliche Amulette: Knochen, Hörner, Thierschädel und andere Symbole des Aberglaubens der Maori-Leute, hingen. Von dort oben konnte er die ganze Ausdehnung des Lagers bis zur Hütte Kai-Kumu übersehen, ohne bemerkt zu werden.

„Sie sind immer noch um ihren Anführer versammelt,“ berichtete er mit gedämpfter Stimme von oben herab. „Sie bewegen die Arme, hört Ihr, wie sie heulen? . . . Jetzt wird Kai-Kumu sprechen.“

Der Knabe schwieg einige Zeit und fuhr dann fort: „Sie hören ihn an, und dem Anscheine nach gelingt es ihm, die Wilden zu beruhigen.“

„Dieser Häuptling hat die deutliche Absicht uns zu schütten. Wahrscheinlich will er uns gegen gefangene Anführer seines Stammes austauschen. Ob seine Krieger aber damit auch einverstanden sein werden?“ fragte Lord Glenarvon grübelnd.

„Sa, sie achten auf seine Worte,“ fiel Robert ein. „Sie zerstreuen sich; eine große Anzahl kehrt in die Hütten zurück, der Rest verläßt den Pah. Kai-Kumu ist jetzt mit der Bemannung seines Bootes allein geblieben. — Einer von ihnen kommt gerade auf unsere Hütte zu; wie es scheint, begiebt er sich zu uns.“

„Steige schnell herunter, Robert,“ befahl Glenarvon, dessen Arm in demselben Augenblicke von seiner Gattin erfaßt wurde.

„Edward,“ erklärte sie mit fester Stimme, „was auch kommen mag, laß weder Marie noch mich lebend in den Händen dieser Scheufale.“ Dabei überreichte sie ihrem Manne einen geladenen Revolver.

„Wie kommst Du zu der Waffe?“ rief Glenarvon, strahlenden Blickes das Geschloß ergreifend.

„Ich habe mich nicht davon getrennt seit dem Ufer des Snowy-Stromes! Die Maoris haben bei einer Frau wohl keine Waffe vermuthet; aber diese soll nicht für sie, sondern für uns sein, damit wir Euch nicht zu überleben brauchen!“

„Verbergen Sie schnell die Waffe,“ fiel hastig der Major ein. „Noch ist die Zeit zu ihrem Gebrauche nicht gekommen!“

Der Revolver verschwand in einer der Taschen des Lords, die Thür öffnete sich — ein Eingeborener erschien und machte den Gefangenen Zeichen, ihm zu folgen.

Glenarvon und die Seinen durchschritten dicht aneinander gedrängt den inneren Raum des Dorfes nochmals, bis sie wieder vor Kai-Kumu standen, um den nur noch die vornehmsten Krieger versammelt geblieben, unter ihnen auch der Unter-Häuptling, dessen Boot sich zuerst mit dem Kai-Kumu's vereint hatte, und dessen feine Tätowirung von dem immerhin hohen Range, den er einnahm, Zeugniß gab.

Kai-Kumu fragte, nach kurzem Besinnen sich an Glenarvon wendend: „Du bist ein Engländer?“

„Ja,“ erwiderte dieser ohne Zögern, weil er als solcher am ehesten auf Auswechslung rechnen konnte.

„Und Deine Gefährten?“ fuhr Kai-Kumu zu fragen fort.

„Sind Engländer wie ich. Wir sind jedoch Schiffbrüchige, die das Land zum ersten Male betreten und an dem Kriege zwischen Euch und unseren Landsleuten keinen Antheil nahmen.“

„Darauf kommt es nicht an,“ fiel brutal der zweite Häuptling ein. „Jeder Engländer ist unser Feind. Deine Landsleute haben uns räuberisch überfallen, unsere Felder geraubt, unsere Dörfer verbrannt.“

Wer von Euch in unsere Hände fällt, muß dafür mit seinem Leben büßen. So will es unser Gesetz."

"Kara-Tete, laß mich jetzt reden," nahm Kai-Kumu mit Nachdruck wieder das Wort. „Höre mir zu, Engländer; der Tohonga, unser Großpriester, ist von Deinen Brüdern gefangen. Unser Gott befiehlt durch den Mund seiner Diener, sein Leben zu erkaufen. Ich hätte Dir am liebsten das Herz aus dem Leibe gerissen und gewünscht, daß Dein Kopf und die Schädel der Deinigen auf diesen Pfählen bleichen könnten, aber Aui-Atua hat es anders befohlen."

Bei diesen Worten zitterte der bis dahin Herr seiner Sinne gebliebene Häuptling vor Grimm, und sein Gesicht drückte seine wilde Erregung aus, so daß die machtlosen Zuhörer Grauen befiel. Nach wenigen Minuten hatte er sich jedoch gefaßt und fuhr ruhiger fort: „Glaubst Du, daß die englischen Krieger unseren Tohonga willig gegen Dich ausliefern werden?"

Glenarvon zögerte einen Augenblick mit der Antwort und den Maori-Anführer aufmerksam beobachtend, erklärte er: „Das weiß ich wirklich nicht im Voraus; ich bin weder ein Häuptling noch ein Priester der Engländer!"

Erstaunt über diese Antwort blickte seine Umgebung bestürzt auf Glenarvon, auch Kai-Kumu schien nicht wenig überrascht.

„Du zweifelst daran?" fragte er mit rollenden Augen und gerunzelter Stirn.

„Ich glaube nicht, daß meine Landsleute mich allein gegen den Tohonga austauschen würden. Vielleicht nehmen sie uns alle zusammen dafür an."

„Bei den Maoris galt immer nur der Grundsatz: Kopf für Kopf," erklärte mit diplomatischer Schlaubeit der Wilde.

„So biete zuerst diese Frauen zum Austausch an," jagte Glenarvon auf dieselben hinweisend.

Die Lady wollte auf ihren Gatten zustürzen, aber Mac Nabbs hielt sie an der Hand möglichst unbemerkt, doch mit festem Griffe zurück.

„Diese beiden Damen nehmen in ihrem Vaterlande einen hohen Rang ein,“ fuhr Glenarvon fort und verbeugte sich gegen sie ehrfurchtsvoll.

Mit kaltem Lächeln maß der oberste Maori den Sprecher, und ein unheimliches Zucken spielte um seine Lippen als er ihn mit verhaltener Stimme anfuhr: „Glaubst Du, verdammter Weißer, durch falsche Worte einen Kai-Kumu zu täuschen? Wer in den Herzen zu lesen versteht wie der Priester Aui-Atua's, der weiß, daß diese hier Deine Frau ist,“ wobei er auf die Lady zeigte.

„Nein, die meinige!“ schrie Kara-Tete, die Gefangenen zurückdrängend, und schon legte er die Hand auf Ellens Schulter, die bei dieser Berührung noch bleicher wurde als sie schon war und unwillkürlich: „Edward!“ halblaut rief.

Ohne ein Wort zu sagen erhob Glenarvon den Arm, ein Schuß krachte, und Kara-Tete fiel durch die Brust geschossen todt zu Boden.

Das Knallen lockte den Schwarm der Eingeborenen aus ihren Hütten, der freie Raum füllte sich im Umsehen, Glenarvon wurde der Revolver aus der Hand gerissen und hundert Arme erhoben sich drohend gegen die Unglücklichen.

Kai-Kumu schleuderte einen wilden Zornesblick auf den Lord, dann aber deckte er, die Menge zurückhaltend, mit der Hand die Gefangenen, und rief, mit seiner mächtigen Stimme den Lärm überhörend: „Tabu! Tabu!“

Sofort hielt die Menge in ihrem Andrängen auf die Weißen, wie durch Zaubergewalt gefesselt, ein, und zog sich scheu zurück, während Lord Glenarvon und seine Genossen auf einen Wink des Oberhauptes nach der Hütte zurückgeführt wurden, die ihnen als Gefängniß diente. Petermann und Robert aber waren nicht mehr bei ihnen.

## Neunzehntes Kapitel.

### Todtenfeier und Todesopfer der Maoris.

Kai-Kumu vereinigte, wie in Neu-Seeland häufig, mit der Würde eines Stammeshäuptlings die eines Ariki oder Priesters, die ihn ermächtigte, mit der abergläubischen Scheu, welche die Maoris vor allem, den Göttern Geweihtem empfinden, beliebige Gegenstände oder Personen zu belegen. Nach ihrem Glauben würde jede ruchlose Handlung gegen den unbedingten Schutz, den das Tabu verleiht, von der erzürnten Gottheit mit sofortigem Tode des Frevlers gegen das Heilige bestraft worden sein.

Ein solches, willkürlich verhängtes Tabu hatte die Gefangenen den Wuthausbrüchen des erregten Stammes entzogen. Trotzdem gab sich Glenarvon keinen falschen Hoffnungen über das ihm drohende Schicksal hin.

Nur sein blutiges Ende konnte den Todschlag eines Anführers wettmachen, und der Tod ist bei dieser wilden Volke meistens erst der Schluß langwieriger, demselben vorausgehender Martern. Hoffentlich traf ihn allein der Zorn Kai-Kumus und schonte er der Mitgefangenen.

Welch' eine Nacht verbrachte er jetzt mit seinen Leidensgenossen im Waree-Utua! Wer möchte ihre Angst und Sorge erwägen, nicht nur um sich selbst, sondern auch um Robert und den Professor, die beide immer noch nicht wiederkamen.

Zielen sie etwa schon der Rache als erste Opfer? Konnte ihr Loos den Zurückgebliebenen noch zweifelhaft sein?

So lange man alle noch vereint gelassen, konnte die Hoffnung sie trösten; während jetzt selbst der ruhige Mac Nabbs völlig verzweifelte; Ja, Glenarvon erwog bereits, wie er nun ohne Waffen dem Wunsche

seiner Frau nachkommen könne, um sie und Marie nicht allein in der entsetzlichen Sklaverei zurückzulassen. Flucht schien vollkommen unmöglich, da ein Duzend bis an die Zähne bewaffneter Krieger das Thor bewachte.

So dämmerte den Verzweifeltsten der Morgen des 13. Februar, und in öder Einförmigkeit verstrich dieser Tag und der folgende, ohne die geringste Aenderung zu bringen, ohne daß zum Martern der Gefangenen Anstalten getroffen wurden; denn die Maoris glauben, daß die Seelen der verstorbenen Männer aus dem Körper erst drei Tage nach dem Tode herausgehen, und lassen denselben daher so lange unbeerdigt. Still verblieben während dieser Zeit die Eingeborenen in ihren Hütten und Grabeschweigen lag über dem Pah.

Am dritten Tage öffneten sich endlich die Hütten, wie die Gefangenen durch die Luke wahrnahmen. Ruhig versammelten sich alle Einwohner vor der Hütte Kai-Kumus, aus der dieser, umgeben von den Stammeshäuptern, hervorkam und sich auf einer erhöhten Stelle niederließ, während die Versammlung sich in tiefstem Schweigen hinter ihm aufstellte.

Auf ein Zeichen des Oberhauptes näherte sich ein Krieger, und führte die Gefangenen vor, die mühsam verbargen, was sie litten.

In diesem Augenblicke entstand eine heftige Bewegung unter den Neuseeländern; die Menge öffnete sich und ein schweißgebadeter Krieger drängte sich hindurch, vor Erschöpfung dem Umfallen nahe.

„Du kommst vom Lager der Engländer, siehst Du unseren Tohonga?“ befragte ihn das Oberhaupt des Stammes.

„Ach, er ist todt, die Schändlichen haben ihn getödtet!“ lautete die trostlose Antwort des Boten.

Ein allgemeiner Schmerzens- und Zornesausbruch der Maoris folgte, der Häuptling aber winkte zur Ruhe, und als es stiller geworden, rief er laut:

„Das kostbare Leben unseres Tohonga soll gerächt werden; Gerechtigkeit soll gebührende Sühne gebracht, schon mit Sonnen-

aufgang morgen sollen die Gefangenen ihm zur Sühne sämmtlich geopfert werden!"

Laute Rufe stürmischen Beifalls antworteten ihm, aber auch Ellen und Marie sandten innige Dankblicke zum Himmel; sie hatten schon gefürchtet, ihre Lieben überleben zu müssen.

Die Gefangenen wurden diesmal nicht nach dem Gefängnisse zurückgeführt; sie mußten an Ort und Stelle bleiben und dort dem Begräbniß Kara-Tetes beiwohnen, nur von den Wachen beobachtet, während der ganze übrige Maoristamm sie über ihrer schmerzlichen Todtenfeier vergaß.

Der prächtig gekleidete und in bunte Hanfdecken gewickelte Leichnam des Erschossenen wurde nun auf einen Hügel in die Mitte des Pah gebracht, die Angehörigen und Freunde näherten sich dem Fuße der Erhöhung und lautes Weinen, Seufzen und Schluchzen erfüllte die Luft. In klagendem, schleppendem Gesange wurde der Entseelte beweint. Die nächsten Verwandten schlugen mit dem Kopfe gegen die Erde und die Weiber zerrissen sich barbarischerweise mit den Nägeln das Gesicht, das mehr von Blut als von Thränen überströmt wurde.

Das junge Weib Kara-Tetes durfte ihn auch im Tode nicht verlassen. Sie trat hervor, mit zerzausten Haaren, schluchzend und unverständliche Worte stammelnd. Im Ausbruche höchsten Schmerzes warf sie sich zur Erde, und noch ehe sie sich wieder erheben konnte, hatte Kai-Kumu sie mit einem Schläge seiner schweren Keule zu Tode getroffen.

Drohendes Geheul entstand darüber, hunderte von Armen erhoben sich drohend gegen die über das entsetzliche Schauspiel bestürzten Weißen; doch noch rührte sich keiner von seiner Stelle, weil die Leichenfeier noch unbeendet war, weil eine einzige Dienerin, wie die Ehefrau, im Jenseits dem Range des todtten Häuptlings nicht entsprach. Sechs Sklaven wurden daher vor ihres Herrn Leiche geschleppt; es waren Kriegsgefangene eines andern Maori-Stammes, die verdammt waren, für alle Ewigkeit Gefangene zu bleiben, und in ihr Loos ergeben, ungesesselt

dem Tode entgegen gingen, der ihnen durch sechs Beilschläge schnell und ohne Qualen bereitet wurde.

Martern sparte man für diejenigen auf, welche den Tod Kara-Tetes verschuldet hatten, und jetzt, kaum zwanzig Schritte von den Greuelscenen, die Augen von der furchtbaren Schlächterei abwandten; aber das Entsetzliche sollte erst noch kommen.

Sobald die Opfer getödtet waren, fiel die ganze Masse der Eingeborenen ohne Unterschied des Alters und Geschlechts mit thierischer Gier über die noch dampfenden Leiber der erschlagenen Sklaven her, die in Stücke gerissen und von den Maoris beleckt und theilweis verschlungen wurden, nachdem man sich um die kleinsten Stücke gerauft und geschlagen hatte. Rother Tropfen spritzten über die Theilnehmer dieser scheußlichen Mahlzeit; die ganze kämpfende Horde watete in einem förmlichen Blutregen. Man hätte glauben können, in einer Menagerie zu sein, in der die wilden Bestien ihr Futter vertilgen.

Glenarvon und seine Gefährten waren bemüht gewesen, die Greuelscenen den Augen Ellens und Mariens zu entziehen, indem sie dieselben bewogen sich umzuwenden und sich vorstellten. Sie wußten nun, was ihrer anderen Tages harpte und konnten sich die grausamen Qualen denken, die ihnen vor dem Hinmorden bevorstanden.

Inzwischen hatten die Wilden Feuer entzündet, das Fleisch gebraten und bis auf die Knochen verzehrt. Als bald begannen auch die Todtentänze. Gegohrener Saft, aus der Pfefferstaude durch Rauen gewonnen, erhöhte die Trunkenheit der Wilden, an denen nichts Menschliches mehr war.

Jetzt waren sie in der rechten Stimmung, um, des Tabu ungedenk, sich an den Gefangenen auf der Stelle zu vergreifen; nur Kai-Kumu hatte seine Vernunft einigermaßen bewahrt, und befahl daher mit lauter Stimme die Vollziehung des letzten Aktes der Leichenfeier.

Kara-Tete und seine Gattin wurden aufgehoben und die Gliedmaßen nach Herkommen am Rumpfe festgebunden, so daß sie in hochender Stellung auf den Tragbahnen saßen; dann verließ der Leichenzug den Pah, um den Begräbnisort aufzusuchen. Die Euro-

päer mußten in der Umwallung zurückbleiben, und sahen sich jetzt abermals nach Petermann und Robert um, ohne jedoch eine Spur von ihnen zu gewahren.

Die noch immer scharf bewachten Gefangenen sahen jetzt den Zug die erste Umplankung verlassen, und die Leichengesänge verklangen kurz darauf nach und nach in der Ferne. Eine halbe Stunde darauf kam ihnen jedoch der phantastische Zug, in einiger Entfernung bergauf ziehend, wieder zu Gesicht. Auf dem, mindestens 500 Fuß hohen Gipfel des nächsten Berges machte der Stamm an der zur Beerdigung hergerichteten Stelle Halt.

Ein gemeiner Maori hätte als Grab nur ein Loch mit einem Steinhaufen erhalten, für den mächtigen Häuptling, der jedenfalls bald unter die Gottheiten versetzt wurde, bereitete der Stamm ein, seiner Heldenthaten würdiges Grabmal.

Dasselbe war mit Palisaden umschlossen, die mit ockerrothen Figuren bemalt waren; auch die Waffen und Kleidungsstücke des Verbliebenen wurden nicht vergessen, wie denn auch die Neuseeländer nie versäumen, für Speise und Trank genügend zu sorgen, damit die Geister der Verstorbenen von deren Düften zehren können.

Das Ehepaar wurde in der Erde beigelegt, mit Sand und Gräsern bedeckt, und eine neue Reihe Klagen drang in die Lüste.

Dann stieg das Leichengefolge schweigend den Berg hinab und von nun ab war das Grab für alle Zeit: „Tabu“, und bei Todesstrafe durfte niemand sich mehr ihm nähern.

Als die Sonne jenseits des Taupoesees hinter den benachbarten Bergspitzen versank, wurden die Gefangenen nach ihrer früheren Einschließungsstätte zurückgebracht. Nicht vor den ersten Stunden des jungen Tages sollten sie dieselbe verlassen, und so blieb ihnen noch eine Nacht, um sich auf den Tod vorzubereiten. Trotz des Kummer, der sie erfaßt hatte, nahmen sie doch gemeinschaftlich ihr Abendessen ein; der Hunger war schließlich stärker als die Gemüthsbewegungen, er überwand sogar den Ekel, den die Unglücklichen für alles, was die Maoris berührt hatten, empfanden.

„Wir müssen essen und uns stärken, denn wir können nicht Kräfte genug sammeln,“ meinte Glenarvon, „um dem Tode gefaßt ins Auge zu sehen: es gilt diesen Barbaren zu zeigen, wie Europäer zu sterben verstehen.“

Nach Schluß der Mahlzeit sprach Lady Ellen mit lauter Stimme einen Abendsegen, und die sämtlichen Anwesenden nahmen entblößten Hauptes an dem Gebete Theil. Wo ist der Mensch, der im schweren Unglück und angesichts des Todes nicht an Gott dächte?

Nachdem diesem Herzensdrange genügt, nahmen die Gefangenen feierlichen Abschied von einander, und die auf's Aeußerste erschöpften Frauen legten sich in einer Ecke nieder, wo trotz der furchterlichen Aufregung der Schlaf, der alle Qualen heilt, sich auf ihre Lider nieder-senkte.

Glenarvon aber nahm seine Unglücksgefährten bei Seite und sprach:

„Meine theuren Freunde, unser Leben und das dieser armen Frauen gehört dem Ewigen. Ist es sein unerforschlicher Rathschluß, daß unser Ende morgen gekommen ist, so werden wir als Menschen und Christen bereit sein, furchtlos vor den höchsten Richter zu treten. Er, der in unsere Herzen blickt, weiß, welch' edles Ziel wir verfolgten. Wie hart uns auch sein Rathschluß trifft, ich murre nicht. Nur das Loos der Schlafenden bekümmert mich; ich glaube, wir dürfen sie nicht lebend in den Händen dieser Bestien lassen.“

„Dies ist auch meine Ansicht,“ erklärte John Mangles mit fester Stimme; „zumal wir ihnen dies ausdrücklich versprochen.“

„Aber wir haben keine Waffen, John!“

„Doch, hier ist noch eine, die ich Kara-Tete entriß, als er zu Ihren Füßen niedersank.“ Bei diesen Worten zog er einen Dolch aus der inneren Brusttasche und schwang ihn in der Luft, während tiefes Schweigen in der Hütte herrschte.

Der stets besonnene Major unterbrach es zuerst mit den Worten:

„Dieses äußerste Mittel, meine Freunde, bleibe für den letzten Augenblick aufgespart. Ungern theilich ich mich an einer niemals

wieder rückgängig zu machenden That, die selbst in unserer verzweiflungsvollen Lage immerhin der Vorsehung vorgreifen heißt."

"Wenn es sich nur um uns handelte," grollte Glenarvon, "wir trogen jedem Tode. Wären wir allein, sofort würde ich anfeuern. Meine Freunde, versuchen wir einen Ausfall, greifen wir diese elenden Thiere in Menschengestalt an, aber meine Frau... Grants arme Tochter... Es ist zum Wahnsinnigwerden!"

Mangles löstete in diesem Augenblicke die Matte, welche vor dem Eingange hing, und zählte fünfundzwanzig wohlbewaffnete Eingeborene, welche das Thor mit Argusaugen bewachten. Sie hatten ein mächtiges Feuer angezündet, welches die Umgebung grell beleuchtete. Einzelne der Wilden lagen um die Feuerstelle, während die anderen unbeweglich an Palmstämmen lehnten und wie dunkle Bildsäulen gegen die helle Flammenwand abstachen. Alle ohne Ausnahme aber hatten die Blicke unausgesetzt auf die ihrer Wachsamkeit anvertraute Hütte gerichtet. Haß und Nachsicht hielten sie munter und nur weil Kai-Kumu sie so gut bewacht wußte, hatte er die Gefangenen nicht binden lassen. Der einzige Ausgang war also nur zu gut versperrt.

Rückwärts lag die Brücke gegen den steilen, unzugänglichen Felsen; eine schmale Brücke führte über die vorn und seitwärts liegenden, wohl hundert Fuß tiefen, steilen Felswände, die jedes Hinuntersteigen unmöglich machten. Auch die Rückseite, welche die ungeheure Felswand bildete, machte jede Flucht unausführbar; vergebens untersuchte man sie mehrfach, an ein Ausbrechen war unbedingt nicht zu denken.

Unterdeß enteilten die Stunden dieser angstvollen Nacht, und tiefe Dunkelheit lagerte um den Berg, da weder Mond noch Sterne am Himmel zu sehen waren. Hefige Windstöße rüttelten an den Planen der Hütte; das Wachtfeuer der Eingeborenen flammte lebhafter dabei auf, die Flammen warfen einen Augenblick ihren Schein durch den beiseite gewekten Eingangsvorhang und beleuchteten die Gruppe der Gefangenen. Die Armen verharrten in trauriges Sinnen verloren, Todesschweigen herrschte in der Hütte.

Es mochte etwa gegen vier Uhr in der Nacht sein, als der Major

durch ein leises Geräusch aufmerksam wurde, das sich in der Nähe der Rückwand hören ließ. Da es nicht nachließ hörchte Mac Nabbs gespannter auf, und legte sogar das Ohr an den Boden, um besser hören zu können. Es kam ihm vor, als wenn jemand von draußen die Erde aufgrabe.

Als er sich darüber vergewissert hatte, glitt er zu Glenarvon und John hin, und entriß sie ihren schmerzlichen Träumereien, indem er sie nach dem Hintergrunde der Hütte führte.

„Hörcht einmal hier,“ flüsterte er und bedeutete sie, ganz still zu bleiben.

Das Scharren wurde deutlicher, man vernahm leise Töne, wie wenn ein hartes Instrument gegen Geröll stößt und dasselbe zum Herabrollen bringt.

Glenarvon schlug sich vor die Stirn, er wußte nicht, wie er sich das Scharren erklären sollte.

„Wenn es nun ein Mensch wäre?“ fragte einer der Seelente.

„Mensch oder Thier, ich weiß was ich zu thun habe,“ erklärte energisch der Major, und hieß John, Wilson und Olbinett, an der von ihm bezeichneten Stelle den Boden aufwühlen, was sie zum Theil mit Zuhülfenahme des vorhandenen Doldhes, meist aber mit den bloßen Händen thun mußten, während Mulrady, auf dem Fußboden hingestreckt, die Wache vor der Thür im Auge behielt.

Die bewegungslos um ihr Feuer geschaarten Wilden hatten keine Ahnung von dem, was kaum zwanzig Schritte von ihnen geschah; ohne zwingenden Grund durften sie überdies nicht in die Hütte dringen, so lange die Gefangenen tabu blieben.

Die obersten Erdschichten über dem kieseligen Tuffstein bestanden aus lockerem, zerreiblichem Boden, so daß das Loch auch ohne Werkzeuge zusehends wuchs. Auch das äußere Geräusch wurde immer deutlicher vernehmbar, wenn die emsig Wühlenden mal einen Augenblick inne hielten. Bald wurde es zweifellos, daß man ihnen von außen entgegenarbeite. Zu welchem Zwecke geschah das aber? War hier ein Zufall im Spiele?

Die Gefangenen verdoppelten ihre Anstrengungen, alle Mann faßten mit an, daß ihnen die Finger bluteten. Aber sie gruben trotzdem weiter, bis nach einer halben Stunde das Loch metertief war. Aus den immer scharfer hereindringenden Tönen konnten sie entnehmen, daß nur noch eine dünne Erdschicht die Verbindung nach außen unterbrach.

Einige Minuten verflossen noch so, als der Major seine Hand zurückzog, die von einem scharfen Instrumente getroffen war. John Mangles parirte mit seinem Dolche die von außen arbeitende Messerflinge, griff aber dann nach der Hand, welche sie führte. Dieselbe war weich und klein, so daß sie, wenn nicht einer Frau, einem Kinde angehören mußte.

Bisher war von keiner Seite ein Wort gefallen, jetzt aber konnte sich Glenarvon nicht enthalten halblaut zu rufen: „Sollte das etwa unser Robert sein?“

So leise er auch sprach, hatte ihn Marie doch gehört, welche schon von den Bewegungen in der Hütte erwacht war. Leise glitt sie zu Glenarvon hin, ergriff die ganze mit Erde bedeckte Hand und küßte sie inbrünstig.

„Du, Du bist es,“ jauchzte das junge Mädchen, die sich nicht leicht täuschen konnte, „Du, mein einzig lieber Bruder!“

„Ja, ja, Schwesterchen,“ erklang die Antwort, „ich bin hier, um Euch allesammt zu retten. Aber schweigt, ich bitte Euch, damit uns die Maoriteufel nicht hören.“

„Du braver Junge,“ belobte ihn Glenarvon.

„Beobachtet ja recht fleißig die Wilden,“ mahnte Robert, und Mulrady, dessen Aufmerksamkeit durch das Erscheinen des Knaben etwas abgelenkt war, nahm seinen Beobachtungsposten wieder ein.

„Alles geht gut,“ meldete der Seemann. „Nur wenige Krieger sind noch wach. Der Schlaf hat den Rest übermannt und ihr Geschnarch klingt wie eine Sägemühle.“

Augenblicklich machte man sich an das Erweitern der schmalen Oeffnung. Ein langes Phormiumseil um seinen Körper geschlungen,

stürzte Robert hindurch und flog aus den Armen Mariens in die Lady Ellens, Glenarvons und der anderen Gefangenen.

„Mein Kind, mein theures Kind!“ kispelte die junge Frau, „wie viele Thränen haben wir Deinetwegen schon vergossen; die bösen Wilden haben Dich also doch nicht umgebracht?“

„Nein, Mylady, wie Sie sehen lebe ich und bin ganz munter. Doch weiß ich selbst nicht, wie es mir gelang, während des Auflaufes unbemerkt durch die Umzäunung zu entschlüpfen. Wahrscheinlich sind die Maoris keine Meister im Zählen. Bei Tage blieb ich im Gebüsch verborgen, umschlich aber in den Nächten den Pah, und während der Leichenfeier gelang es mir, an diese Seite der Felswand zu dringen, von wo die Möglichkeit bis hierher zu gelangen, mir schon von weitem einleuchtete. Messer und Seil entnahm ich einer verlassenen Hütte, in der ich auch Lebensmittel fand. Der Zufall kam mir zu Hülfe: ich fand eine Höhle, die mich bis dicht zu Euch führte, so daß ich nur eine kurze Strecke zu durchwühlen hatte, um hier einzudringen, und — da bin ich!“

Stummes Herzen und Küssen waren die einzigen Antworten, die er erhielt.

„Nun schnell auf,“ mahnte er dann mit entschiedenem Tone.

„Wir müssen machen, daß wir hinaus kommen!“

„Ist Petermann unten?“ erkundigte sich Glenarvon eifrig.

„Wer? Herr Petermann?“ entgegnete der über diese Frage nicht wenig erstaunte Knabe.

„Ja, er wartet wohl draußen auf uns?“

„Bewahre! Ist er denn nicht hier?“

„Hier ist er nicht, lieber Junge. Hast Du ihn denn nicht gesehen? Seid Ihr nicht zusammen entflohen?“

„Nein, ich habe ihn leider nicht bemerkt,“ erklärte, ganz niedergeschmettert von dieser Nachricht, der Knabe; der Major aber drängte zum Aufbruche mit den Worten:

„Wo Petermann auch geblieben sein mag, übler als wir kann er nicht daran sein. Unser Verweilen kann ihm jedenfalls nichts helfen;

wir aber haben keinen Augenblick zu verlieren. Darum vorwärts, vorwärts, vorwärts!"

In der That waren die Augenblicke zur Flucht kostbar, da jeden Augenblick die Maoris zur Hütte kommen konnten.

Das erste Entkommen aus derselben war nicht allzu schwierig. Hatten die Gefangenen erst einmal eine zwanzig Fuß tiefe, steile Felswand überklettert, so kamen sie an einen sanften Bergabhang, von dem aus sie schnell die tieferen Thäler erreichen konnten, dieweil die Maoris, ohne Kenntniß von dem Verbleiben ihrer Beute, erst lange suchen konnten, ehe sie Fluchtspuren fanden, wenn sie nicht etwa gar annahmen, daß die bösen Geister sie verschlungen hätten, was bei ihrem Aberglauben nicht ausgeschlossen war.

Der Ausbruch begann. Nach einander krochen die Weißen einzeln hinter einander durch die Oeffnung, und gelangten so in die benachbarte Grotte. Mangles aber entfernte zuvor sorgfältig jede Spur des verrätherischen Schuttes; dann erst schlüpfte er hindurch und ließ die Decken hinter sich auf die Oeffnung fallen, so daß der Gang dadurch vollkommen verdeckt wurde.

Nun galt es die steile Stelle der Felswand hinabzuklettern, was ohne das von Robert mitgebrachte Seil sich schier unausführbar erwiesen hätte. Man rollte es auf, befestigte es an einem Felsenacken und ließ das andere Ende hinunter. Bevor sich ihm jemand anvertrauen durfte, prüfte es John indeß auf seine Haltbarkeit, die ihm nicht sehr vertrauen-erweckend vorkam. Man durfte sich aber nicht unbedächtig einem Sturze aussetzen, der hier sehr leicht nicht nur für den Fallenden tödtlich werden konnte. Schließlich erklärte er:

„Dieses Tau trägt höchstens zwei Personen auf einmal. Richten wir uns also danach. Mylord und Mylady mögen zuerst hinabgleiten. Sind Sie hinüber, so geben sie uns ein Zeichen durch dreimaliges Schütteln des Seiles, damit wir rechtzeitig nachkommen.“

„Nein, lassen Sie mich zuerst hinab,“ beehrte Robert. „Ich habe da unten eine zweite, tiefere Höhle entdeckt, wo ich die zuerst Herunterkommenden, in Erwartung der Nachfolgenden, verbergen kann.“

„So geh' mit Gott, mein Sohn,“ jagte Glenarvon, ihm die Hand drückend.

Robert verschwand durch die Oeffnung der Grotte, und eine Minute danach verkündeten schon drei Erschütterungen des Seiles seine glückliche Ankunft unten.

Augenblicklich wagten sich der Lord und seine Gattin aus der Grotte; noch war es hier tief dunkel, doch färbten schon einige gelbliche Streifen die Bergspitzen gen Sonnenaufgang. Die kühle Morgenfrische belebte die junge Frau; sie fühlte sich stark genug, den gefährvollen Fluchtweg zu beginnen.

Der Mann voraus, die Frau ihm nach, ergriffen sie das Seil, und dann begann Glenarvon, seine Gattin unterstützend, rückwärts langsam hinabzuklettern. Er haßte nach Grasbüscheln und Buschzweigen, prüfte erst ihre Haltbarkeit mit der einen, freien Hand, während er sich mit der anderen festhielt, und lenkte dann die Füße Ellens dahin.

Die Flüchtlinge erbeben, wenn ein Steinchen den Abhang des Berges hinabrollte; da flogen schreiend einige erwachte Vögel auf, und eine flüsternde Stimme von der Grotte her gebot: „Einhalten!“

Glenarvon hielt sich und seine Frau fest und wagte kaum Athem zu holen.

Der aufmerksame Wilson hatte vor der Thür der Hütte Lärm vernommen, und war nochmals in das Innere des Warce-Utua zurückgekehrt, um die Maoris zu beobachten; auf ein Zeichen von ihm hatte Mangles den Lord zu halten veranlaßt.

Einer der Maoriwächter mochte auf ein auffälliges Geräusch gemerkt haben, hatte sich aufgerichtet und war mit vorgebeugtem Kopfe auf die Hütte zugegangen und vor ihr stehen geblieben.

So stand er unbeweglich wohl eine Minute lang — die den Lauschern eine Ewigkeit zu sein dünkte — mit gespitztem Ohr und lauernden Auges, schüttelte dann den Kopf, wie ein Mann, der sich getäuscht zu haben glaubt, ging zu seinen Kriegsgefährten zurück, ergriff ein Stück trockenes Holz und warf es in die davon heller auf-

flammende Gluth. Dann legte er sich in voller Gemüthsruhe dicht neben dem Feuer nieder, um seine erstarrten Glieder zu wärmen.

„Alles geht nach Wunsch,“ signalisirte Wilson, und John gab jetzt dem Lord ein Zeichen, schleunigst weiter hinabzusteigen, der in wenigen Sekunden mit seiner Begleiterin auf der Böschung festen Fuß faßte, wo Robert ihrer schon harrte.

Das Seil wurde geschüttelt, und nun folgten Marie sowohl als John auf der gefährvollen Strecke. Glücklicherweise fanden sie die Vorausgegangenen in der von Robert bezeichneten Felspalte, und fünf Minuten darauf verließen alle, glücklich dem Gefängniß entronnenen Flüchtigen ihren ersten Zufluchtsort und schlugen den Weg in die Berge ein, immer möglichst dem bekannten Seeufer folgend, um sich nicht zu verirren.

Sie gingen so rasch sie vermochten, stets bemüht, freie Stellen zu vermeiden, wo sie gesehen werden konnten, auch jedes laute Wort zu unterlassen und wie die Schatten sich durch das Strauchwerk windend.

Gegen fünf begann der Tag zu dämmern, blaue Streifen wurden zwischen dem Gewölk wahrnehmbar, die dunstigen Berggipfel begannen mehr und mehr sich der Morgennebel zu entschleiern, in wenigen Minuten mußte das Tagesgestirn aufleuchten und die Flucht der Verurtheilten verrathen, sobald das Zeichen zu dem Beginne des Blutgerichtes gegeben wurde.

Es handelte sich also darum, vor diesem verhängnißvollen Augenblicke außerhalb des Gesichtskreises der Wilden zu sein. Leider kam man auf dem pfadlosen Gebiete nicht so schnell vorwärts wie eigentlich nöthig war. Die Lady und Marie mußten die steilen Abhänge mehr an den Händen hinaufgetragen als gezogen werden; nur Robert kletterte, das Herz noch geschwellt von Freude über seinen Erfolg, in voller Seele Ruhe voraus, während die Matrosen den Zug schlossen, um zu fassen zu können, wo immer Hülfe und Stütze gerade nöthig ward.

In einer halben Stunde mußte die Sonne sichtbar werden. So lange liefen die Flüchtlinge geradeaus. Petermann war nicht bei ihnen, um sie richtig zu führen; Petermann, dessen Abwesenheit einen dunklen Schatten auf ihr noch gar zweifelhaftes Geschick warf.

Sie hielten sich immer möglichst gen Osten, einem unvergleichlich prächtigen Morgenrothe entgegenziehend. Binnen kurzem hatten sie eine Bodenerhebung, wohl fünfhundert Fuß über dem Tauposee erreicht, dabei ging es vor ihnen immer noch bergauf. Die Morgenfühle machte sich in dieser Höhe auffällig bemerklich und ließ die Flüchtlinge, trotz ihres Gewaltschrittes, vor Frost zittern.

Reizende Formen von Hügeln und Bergen thürmten sich neben- und übereinander zu einer zum Verweilen und Betrachten verlockenden Gebirgslandschaft auf; doch empfand man nur den einen Wunsch, sich unbeachtet darin verlieren zu können, um später mit Muße den Ausgang aus diesem Wirrwar von Bergspitzen zu finden.

Endlich erschien die Sonne und sandte ihre ersten Strahlen über den Himmelsrand, gleichzeitig durchdrang schreckliches Geschrei von dem Pah her die Luft; man konnte nicht mehr zweifeln: Die Flucht war entdeckt.

Würden sie nun der sicher sofort angestellten Verfolgung entgehen? Hatte man sie etwa schon bemerkt? Erriethen die Eingeborenen bereits ihren Fluchtweg?

In diesem Augenblicke löstete sich der wolkenartige Nebelschleier unter ihnen, und nur in einigen hundert Schritten Entfernung bemerkten sie die wie wahnsinnig heulenden Einwohner des Pah.

Auch diese hatten sie gesehen; erneutes Geheul, mit Hundegebell untermischt, ertönte, und nachdem die Maoris vergebens versucht hatten, auf geradem Wege den steilen Felsen hinter der Hütte zu erstürmen, wälzte der ganze Stamm, Männer, Frauen, Greise, Kinder, sich aus der Umzäunung heraus und eilte auf den kürzesten Umwegen den Geflohenen nach; Kai-Kumu allen anderen voraus.

## Zwanzigstes Kapitel.

### Der Tabu-Berg.

Gegen hundert Fuß noch erhob sich der Gipfel des Berges; aus allen Kräften eilten die Flüchtlinge ihn zu erreichen. Ihre Aussichten, den Verfolgern zu entkommen, waren nur noch äußerst schwach, aber Entsetzen vor der wüthenden Horde trieb sie ohne Besinnen in athemloser Flucht vorwärts.

In kurzer Zeit war die Spitze des Berges erreicht, während sich die Verfolger schon am Fuße desselben befanden.

Oben wandten sich die Fliehenden um, ihre Lage genau zu übersehen, und wenn es noch Rettung gab, die Richtung zu wählen, welche von dem Maoristamme fortführte.

Sie überblicken jetzt den Tauposee, der sich westlich zwischen einzelnen, ungemein malerischen Berggipfeln ausdehnte. Auch nach allen anderen Richtungen erhoben sich Bergklämme und Spitzen, die ein wild durchschlungenes Gebirgsgewirr bildeten, in dem sich höchstens ein geborener Geograph, wie Petermann, ohne Führer durchgefunden hätte.

Troßdem mußte man suchen, in der den Feinden entgegengesetzten Richtung hinabzusteigen und sich in den schmalen, vielleicht ausweglosen Schluchten zu verlieren, auf die Gefahr hin, dort zu verschnachten, wenn man von den Eingeborenen wider Erwarten wirklich nicht aufgefunden wurde.

Glenarvon warf einen ängstlichen Blick umher, und da der Nebel nun ganz gewichen, war er im Stande, deutlich um sich zu sehen, und keine Bewegung der Maoris konnte seinen Blicken entgehen. Die Wilden waren jetzt am Fuße des Bergkegels, keine fünfhundert Fuß unter ihm; der Aufenthalt durfte nicht um eine Sekunde ausgedehnt

werden, trotz äußerster Erschöpfung mußten die Flüchtlinge ihren Weg weiter fortsetzen, wenn sie nicht in einigen Minuten eingeholt und niedergemacht werden wollten.

„Hinunter, schnell hinunter!“ rief der Lord eifrig.

Aber ehe die armen Frauen sich mit Aufbietung ihrer letzten Kräfte erhoben, drehte sich Mac Nabbs um und sagte:

„Es ist ganz unnütz, weiter zu laufen. Sehen Sie doch!“

Unerklärlicher Weise setzten die Maoris unplötzlich die Verfolgung nicht weiter fort, sondern blieben, wie durch eine geheimnißvolle Kraft zurückgehalten, wenn auch tobend, scheltend und drohend, am Fuße des Berges zurück, wie die Wogen des Meeres brausend und schäumend gegen einen unübersteiglichen Felsen branden.

Ueberrascht schauten die dabei so sehr theilhaftigen Zuschauer nach unten.

Die ganze Schaar dieser blutdürstigen Menschenfresser umstand noch immer den Fuß des Berges, heulte, schnitt Grimassen, schwang Stöcke, Beile, Lanzen und Flinten, womit sich jeder einzelne in der Eile gerade bewaffnet hatte. Aber vorwärts gingen sie nicht einen Schritt mehr. Wüthend bellten ihre Hunde herauf, die indeß ebenfalls wie am Boden festgewachsen schienen, und wenn sie Miene machten weiter zu laufen, von ihren Herren sofort zurückgerufen wurden.

Welche unsichtbare Gewalt mochte die Maoris zurückhalten? Die Entflohenen nahmen es wahr, ohne es jedoch begreifen zu können, und der fürchterliche Gedanke erfüllte sie, der Zauber, welcher Kai-Kumu und seinen Stamm gebannt, könne jeden Augenblick ein Ende nehmen.

Da stieß Robert einen Schrei der Ueberraschung aus, der seine Genossen zu schnellem Umdrehen bewog. Er wies mit der Hand nach einer Art kleinem Fort, das die Bergspitze krönte, und rief:

„Hier ist ja das Grab Kara-Tetes!“

„Täuschest Du Dich auch nicht, mein Sohn?“ erkundigte sich Lord Glenarvon.

„Durchaus nicht, Mylord. Es ist das Grab des zweiten Häuptlings.“

Es war keine Augentäuschung seitens des Knaben. Noch ein halbes Hundert Schritte höher, auf der äußersten Spitze des Berges, bildeten frischgehauene und eingesezte Pfähle eine kleine Umwallung, in der man das Grab des neuseeländers Häuptlings erkannte, wohin sie ihre ziellose Flucht zufälligerweise geführt hatte.

Von seinen Begleitern gefolgt, erstieg der Lord den letzten Abhang des Gipfels, bis unmittelbar zum Fuße des Grabmales selbst. Eben wollte er den, nur durch Matten verschlossenen breiten Zugang öffnen, als er mit dem Ausrufe: „Ein Wilder!“ plötzlich zurückwich.

„Wie, ein Maori in der Udupa hier?“ fragte der Major.

„In der That, wenn mich mein Auge nicht täuschte!“ lautete die Antwort.

„Thut nichts, wir dringen ein und werden ihn mit unseren Dolchen überwältigen, falls er nicht freiwillig Raum giebt!“ rief der alte Krieger.

Mit gezückten Dolchen drangen Mac Nabbs und Kapitän Mangles, gefolgt von den anderen Männern in die Umplanzung.

Ein Mann saß darin, der sich in einen weiten Phormium-Mantel gewickelt hatte. Die in dem Grabmale herrschende Dunkelheit verhinderte das Erkennen seiner Gesichtszüge, doch schien er völlig sorglos und frühstückte in aller Ruhe.

Soeben wollte der Lord ihn ansprechen, als der Mann im Phormium-Mantel ihm zuvorkam und in fließendem Englisch zu ihm sagte:

„Bitte, nehmen Sie Platz, Glenarvon. Das Frühstück ist bereit.“

Ein Blitz aus heiterem Himmel hätte nicht mehr überraschen können als diese Worte, zumal der anscheinende Maori jetzt als Professor Petermann erkannt wurde.

Auch die noch draußen stehenden Frauen stürzten herein und fielen dem würdigen Gelehrten in die etwas lang gerathenen Arme.

Petermann war wiedergefunden; der Geograph, der unermüdlische Pfadfinder der Gesellschaft war wieder da! Das allgemeine Wohl verkörperte sich in seiner werthen Person.

Man bestürmte ihn mit Fragen, wollte wissen, wann, wie und

warum er auf diesen Berg gekommen sei, doch der Lord unterdrückte mit einigen Worten diese unnütze und unzeitgemäße Neugier.

„Denkt an die Wilden,“ erklang seine Mahnung.

„Nah, ich habe nichts als Verachtung für diese elenden Feiglinge. Seht doch!“ sagte der Gelehrte.

Alle folgten Petermann, der das Denkmal verließ und ins Freie schritt. Die Neu-Seeländer standen immer noch an derselben Stelle am Fuße des Bergkegels und wagten sich nicht näher, sondern stießen nur ihr abscheuliches Geschrei noch immer mit unverminderter Lungenkraft aus.

„Schreit und heult nur zu! Sprengt Eure Athemgefäße, Ihr albernen Geschöpfe!“ höhnte Petermann. „Kommt doch näher zu uns auf den Berg!“

„Wünschen Sie das in unserem Interesse lieber nicht,“ warf Glenarvon ein. „Was macht Sie denn übrigens so sicher, daß Sie die Wilden so zu verhöhnen wagen?“

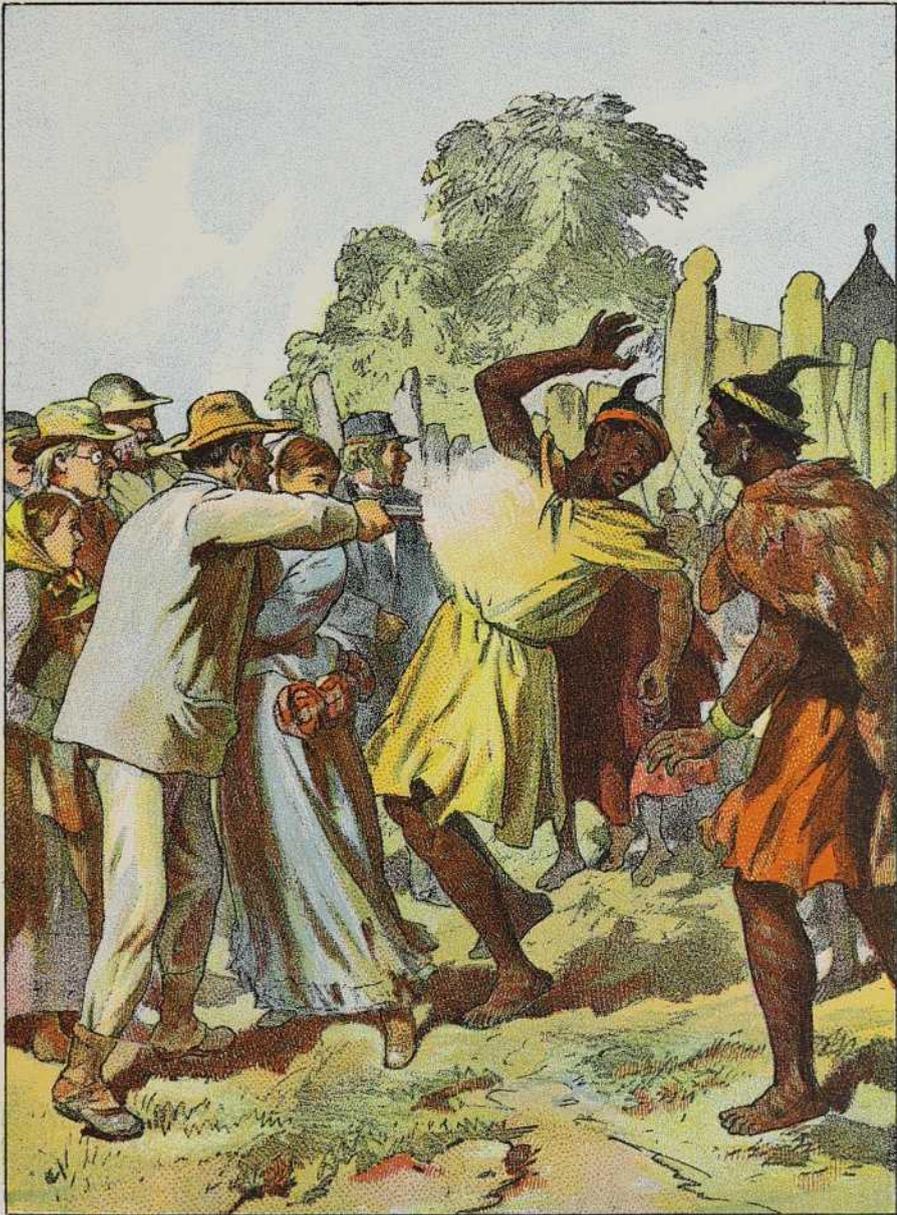
„Weil jener Häuptling hier begraben liegt. Sein Grab schützt uns, da der Berg unter dem Tabu steht. Aus diesem Grunde habe ich mich auch hierher geflüchtet. Wie einst die Missethäter in einer Freistätte des Mittelalters, sind wir hier in unbedingter Sicherheit.“

„Gott ist mit uns!“ rief die Lady aus und hob dankend die Hände gen Himmel; die anderen sprachen vor unsäglicher Erregung kein Wort, sondern sie senkten demüthig die Häupter, zufrieden mit ihrem Schicksale, was sie vor dem Aeußersten glücklich bewahrt hatte.

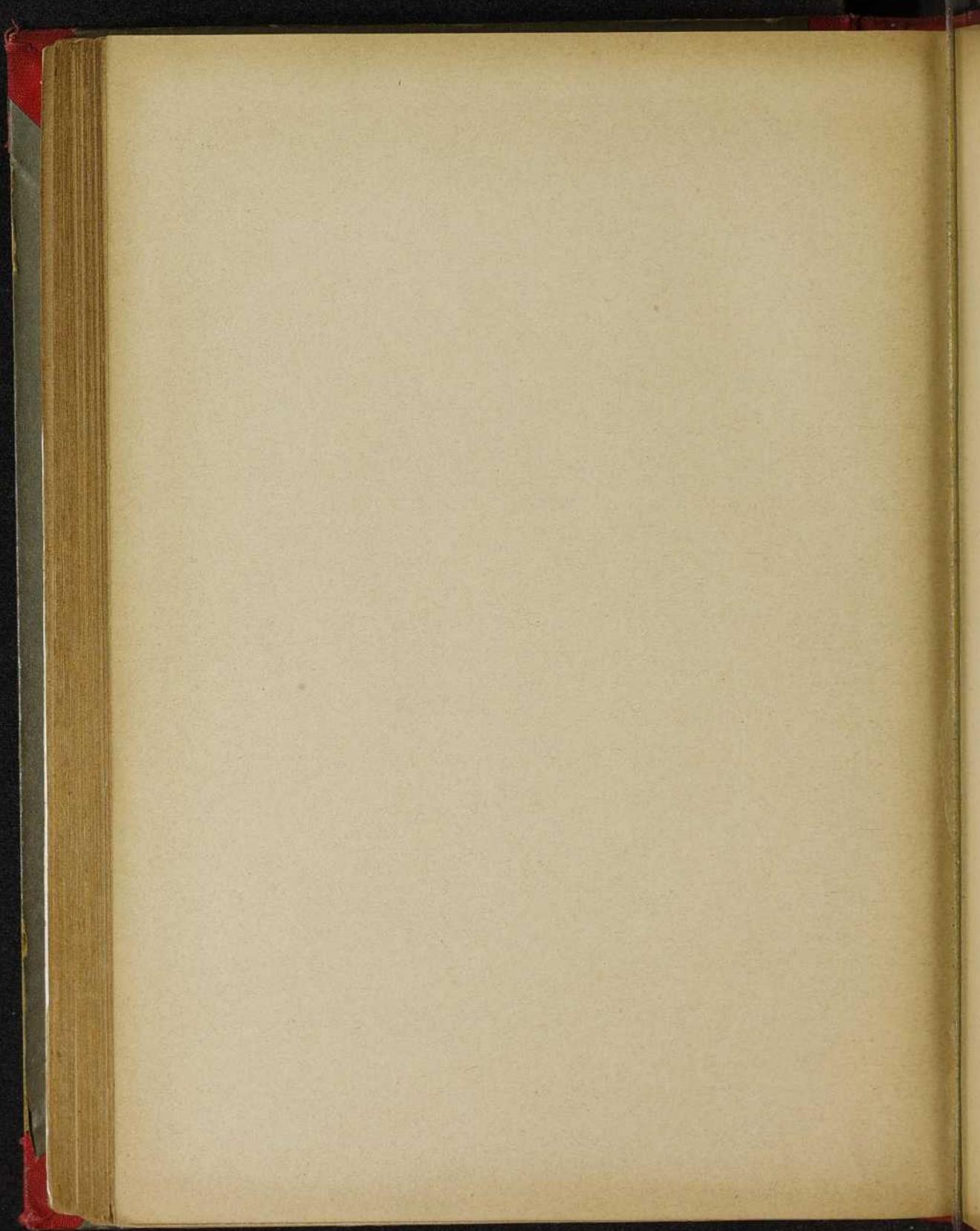
„Sollten diese abergläubischen Tölpel unsere Geduld auf die Probe zu stellen wagen, so werden wir sie enttäuschen. Haben wir doch jetzt Waffen,“ rief der Geograph. „Drinnen im Grabmale liegt ein ganzer Haufen davon.“

„Wir haben dann Aussicht auf glückliches Entkommen,“ fiel Mac-Nabbs ein. „Die Frage ist nur wie?“

„Weiß ich jetzt noch nicht,“ meinte Petermann. „Aber gemeinschaftlich fliehen werden wir, das steht fest.“



Kara Tete's Tod.



Jeder, äußerst neugierig, wollte nun die Erlebnisse des Gelehrten vernehmen. Wunderlicherweise mußte man dem sonst so Redseligen die Worte fast abnöthigen, denn nur ausweichend stand er mit kargen Worten Rede auf die zahlreichen Fragen seiner Freunde, so daß Mac-Nabbs im Stillen bei sich dachte: Die Maoris müssen mir meinen Petermann vertauscht haben!

Auch die äußere Erscheinung des Gelehrten war verändert. Er blieb trotz der Wärme sorgfältig in seine weite und warme Phormiumhülle eingewickelt; sein verlegenes Benehmen, wenn von seiner Person die Rede war, entging auch nicht einem, doch zeigte aus Höflichkeit keiner, daß er es merke. Dagegen gewann der Professor bald seine altgewohnte, freundliche Redseligkeit zurück, sobald sich das Gespräch nicht um ihn selber drehte.

Auf vieles Andrängen, seine Abenteuer betreffend, theilte er den um den Fuß des Grabes gelagerten Freunden das Folgende mit:

Nach dem Tode Kara-Tetes machte sich Petermann, gerade wie Robert, das Gemüth der Eingeborenen zu Nutze, und entkam auch aus dem Pah; aber weniger glücklich als der junge Grant, gelangte er nach hastiger Flucht geradenwegs in ein anderes Maorilager. Dort befehligte ein nicht übel gewachsener Häuptling, mit einem intelligenten Gesichte, der fertig englisch sprach und den Gelehrten freundlich begrüßte, indem er seine Nasenspitze gegen die Petermanns rieb.

Dieser fragte bald den Häuptling, ob er sich als einen freien Mann, oder als einen Gefangenen zu betrachten habe; er erhielt zwar nur ausweichende Antworten, denn in der Diplomatie haben es diese Wilden schon zu einer achtungswerthen Gewandtheit gebracht; da er aber in Kürze bemerkte, daß er auf Schritt und Tritt sehr höflich von dem Maori begleitet wurde, merkte er sogleich woran er war.

Dieser Anführer, Namens Hihi (Sonnenstrahl) war kein Bösewicht. Die Brille und das Fernrohr Petermanns stellten ihn in seiner Werthschätzung sehr hoch, und er versicherte sich seiner werthen Person vollständig, nicht nur durch Wohlthaten, wie Labung durch Speise und Trank, sondern auch durch Phormiumstricke, besonders bei Nacht, da er

mit Recht seinen Dankgefühlen allein nicht die nöthige Kraft ihn zu halten zutrauen mochte. Dies dauerte während dreimal vierundzwanzig Stunden fort.

Befragt, ob er in dieser Zeit gut oder schlecht behandelt wurde, antwortete er nur mit: „Ja und Nein!“ ohne sich darüber weiter auszusprechen, als daß er erklärte, seine Lage sei ihm im Ganzen beneidenswerther als die seiner unglücklichen Freunde erschienen, da er nur im Fluchtfalle mit Todesstrafe bedroht wurde.

Dennoch gelang es ihm glücklicherweise, während der nächtlichen Finsterniß und Ruhe, seine Bande zu durchnagen und unbemerkt zu entkommen. Von weitem hatte er der Beerdigung des von Glenarvon erschlagenen Häuptlings beigewohnt, auch beobachtet, daß dieselbe auf dem Maunganamuberge, wo man sich jetzt befand, vor sich ging.

Weil er wußte, daß der Berg dadurch den Schutz der Heiligkeit erlangte, bemühte er sich dahin zu entkommen, da er seine noch im Lande zurückgehaltenen Begleiter nicht verlassen mochte, ohne über ihr Schicksal Gewißheit zu haben.

Sein gefährliches Unternehmen gelang; in vergangener Nacht war er zu Kara-Tetes Grabdenkmale hinauf gelangt, und neue Kräfte sammelnd, erfüllte ihn die Hoffnung, daß auch seinen Freunden irgend ein glücklicher Umstand zur Befreiung verhelfen würde.

So lautete Petermanns Bericht. Ueberging er irgend einen wichtigen Umstand aus der Zeit seines Aufenthaltes bei seinem Freunde Sonnenstrahl? Mehr als einmal ließ seine Befangenheit dies glauben.

Wie dem auch sein mochte, man drang nicht weiter in ihn. Er erntete vielmehr einstimmige Glückwünsche, und nach Kenntnißnahme von der Vergangenheit wandte man sich wieder der Gegenwart zu.

Immerhin blieb die Verfassung, in der man sich befand, äußerst bedenklich. Wenn die Maoris auch nicht wagten, den Maunganamu zu ersteigen, so rechneten sie doch ersichtlich auf den Hunger und den Durst, der ihnen die Gefangenen wieder zutreiben mußte, denn sie hielten den Berg belagert. Es dünkte ihnen dies nur eine Frage der Zeit, und Wilde haben bekanntlich lange Geduld.

Zunächst beschloß Glenarvon, den Maunganamu gründlich zu erkunden; nicht um die Feste zu vertheidigen, denn an eine Erstürmung war nicht zu denken, sondern um einen Weg zu finden, auf dem man unbemerkt entkommen konnte.

Die Männer beobachteten den Berg genau, achteten auf die Neigung der Fußpfade, ihre Ausläufer und Neigungswinkel. Der Kamm, welcher in der Länge einer Meile den Maunganamu mit der benachbarten Wahitifette verband, flachte sich gegen die Ebene zu ab; sein enger und wunderbarlich launenhaft geformter Rücken bot den einzigen, zur Flucht benutzbaren Weg.

Konnten die Europäer diesen unter'm Schutze der Dunkelheit unbemerkt überschreiten, so hatten sie begründete Aussicht, sich in den tiefen Thälern jener Bergkette zu verstecken, wo die Maoris lange nach ihnen suchen konnten.

Dieser Weg bot aber mehr als eine Gefahr. In seinen nächsten Theilen lag er in Büchsenchußweite der Maoris; die Kugeln der Eingeborenen, welche die unteren Ausläufer an beiden Seiten besetzt hielten, konnten sich dort kreuzen.

Als sich Glenarvon und seine Freunde auf diesen gefährlichen Theil des Kammgrates wagten, begrüßte sie ein förmlicher Bleihagel, der sie indeß nicht erreichte. Nur einige vom Winde entführte Pflöpsen gelangten bis zu ihnen; sie waren aus Druckpapier gemacht, welches Petermann aus reiner Neugierde aufhob und bequem entziffern konnte.

„So muß es kommen!“ rief er aus. „Wißt Ihr wohl, liebe Freunde, was die Wilden zum Laden der Gewehre verwenden?“

„In der That, nein. Was nehmen sie denn dazu?“ erkundigte sich, aufmerksam werdend, Glenarvon.

„Bibelblätter! Wenn das der Gebrauch ist, den sie von der Heiligen Schrift machen, dann bedauere ich die armen Heidenbekehrer um die Mühe, die sie sich geben, Maori-Bibliotheken zu errichten!“

„Welche Bibelstelle haben uns die Wilden denn zugeschossen?“ fragte der Lord.

„Ein hoffnungsvolles Wort des allmächtigen Schöpfers Himmels

und der Erden," antwortete John Mangles, der das angefengte Papier nun auch gelesen hatte. „Dieses Wort," setzte der junge Kapitän mit altschottischer Glaubensinnigkeit hinzu, „ermahnt uns, daß wir auf ihn hoffen sollen.“

„So leset doch, Freund John," drängte Lord Edward; John aber las folgenden, von dem abgebrannten Pulver verschonten Vers aus dem 90. Psalm:

„Weil er auf mich gehofft hat, werde ich ihn erretten.“

„Diese verheißungsvollen Worte, meine Freunde, müssen wir unseren wackeren Begleiterinnen mitnehmen, das wird ihnen zu einer ordentlichen Herzstärkung gereichen.“

Damit stiegen die Genossen den holprigen Weg wieder hinan und gingen nach dem Grabe zurück, an das nun die Reihe kommen sollte, gehörig untersucht zu werden.

Unterwegs staunten sie nicht wenig, ein leises Erbeben des Erdbodens zu fühlen, wie etwa das eines Dampfkessels beim Ausströmen des Dampfes. Von unterirdischem Feuer erzeugte Gase mußten im Innern des Berges eingeschlossen sein und die merkwürdige Bewegung hervorrufen.

Für Leute, welche wußten, daß die ganze Insel wesentlich vulkanischer Natur ist, konnte dieses eigenthümliche Erzittern des Bodens nichts Wunderbares haben. Dennoch lenkte Petermann die Aufmerksamkeit seiner Freunde auf die vulkanische Natur des Berges.

„Die geringste mechanische Einwirkung kann in diesem Boden eine Kraterbildung hervorrufen," meinte er. „Dennoch sind wir nicht in größerer Gefahr, als es etwa neben dem Dampfkessel des Duncan seinerzeit der Fall war. Die Erdkruste, wenn auch nur dünn, verbleibt immerhin eine ganz gediegene Kesselumwandung.“

„Das will ich zugeben," fiel der Major ein, „nichtsdestoweniger kann der beste Kessel springen, wenn er zu lange in Gebrauch bleibt.“

„Mac Nabbs," antwortete Petermann, „glauben Sie etwa, daß ich ein Gelüst verspüre, hier auf diesem Vulkane dauernd meine Wohnung aufzuschlagen? Der Himmel bewahre mich davor, indem er mir

einen Ausweg zeige, und ich mache mich augenblicklich spornstreichs davon, so weit mich die Füße tragen."

"Ach," fiel Mangles ein, "warum kann uns der Maunganamu nicht die ungeheuere Kraft, die in ihm aufgespeichert liegt, zu unserer Weiterbeförderung leihen? Nutzlos und für die Menschheit völlig verloren schlummert unter unseren Füßen die Gewalt von Millionen Pferdekräften. Mit dem tausendsten Theile derselben, richtig verwendet, trüge uns der Duncan oder sonst ein gutes Schiff bis ans andere Ende der Welt!"

Dieses Erwähnen des Duncan erregte in Glenarvons Herzen eine Reihe der trübsten Gedanken, denn so aussichtslos seine eigene Lage sein mochte, vergaß er sie doch jedesmal, wenn er sich an das Schicksal seiner Schiffsmannschaft erinnerte.

So kehrten die Männer auf den Gipfel des Berges zurück, wo ihnen Lady Ellen schon entgegen kam.

"Lieber Edward," fragte sie, "habt Ihr Euch über unsere Situation unterrichtet? Dürfen wir auf Rettung hoffen oder müssen wir unser Verderben befürchten?"

"Wir sind nicht ohne Hoffnung," antwortete ihr Gatte. "Die Tabugrenze des Berges werden die Eingeborenen niemals zu überschreiten wagen; wir gewinnen somit Zeit, um einen Plan zur Flucht zu ersinnen."

"Uebrigens," ergänzte Sohn, "befiehlt uns Gott selbst, den Muth nicht sinken zu lassen."

Dabei überreichte er der Dame das Bibelblatt mit dem Psalmverse, und die empfänglichen Herzen der jungen Frau wie des jungen Mädchens sahen in diesen Worten der Schrift die untrügliche Verkündung ihrer Rettung.

"Nun aber flink zur Udupa!" rief der Professor. "Dort ist unsere Festung, unser Speisesaal und Arbeitszimmer, wo uns niemand belästigen wird. Die Damen erlauben mir wohl, sie dorthin zu führen."

Bei diesen Worten reichte er den Damen den Arm, und alle folgten der freundlichen Einladung.

Als die Wilden aber bemerkten, daß ihre Feinde auf's neue die geheiligte Grabstätte durch Betreten entweihten, fingen sie abermals auf

ohrenzerreißende Weise zu schreien und zu schießen an. Glücklicherweise reichten ihre Kugeln nicht soweit wie ihr Gebrüll, sondern fielen auf halbem Wege nieder. Die Bedrohten aber hatten jetzt die feste Ueberzeugung gewonnen, daß der Aberglaube der Wilden ihren Zorn übersteige, und sie betraten verhältnißmäßig ruhig das Innere des Grabmales.

Eine roth gestrichene Pfahlwand, bedeckt mit symbolischen Figuren, erzählte von dem Adel und den Heldenthaten des Verbliebenen. Rosenkränze von Amuletten, Muschelarbeiten und geschnittenen Steinen zogen sich von einem Pfahle zum nächsten. Inwendig war der Boden mit einem grünen Laubteppich bedeckt, eine Erhöhung im Mittelpunkte verrieth das frische Grab.

Darauf lagen die Waffen des Häuptlings, geladene Gewehre, Lanzen, prächtige Nerze aus grünem Nephritgestein, sowie ein für die Jagden in der Ewigkeit ausreichender Vorrath an Pulver und Kugeln.

„Sie sehen, es ist eine förmliche Waffensammlung,“ erklärte Petermann. „Ein vortrefflicher Gedanke, daß die Wilden ihre Waffen mit in die andere Welt nehmen wollen. Doch da wir dieselben besser benutzen können, wird uns der Todte es nicht verübeln, wenn wir uns derselben vorläufig bemächtigen.“

„Alle Wetter,“ rief der Major, „das sind ja englische Gewehre!“

„Freilich,“ bestätigte Glenarvon. „Es giebt keine größere Thorheit, als diese Barbaren mit Feuerwaffen zu versehen, die sie mit Recht gegen die Lieferanten probiren. Sedenfalls kommen uns aber diese Waffen jetzt zu statten.“

„Noch weit mehr aber die Speisen und Getränke,“ meinte Robert vergnügt.

In der That hatte die Verwandtschaft und Freundschaft Kara-Tetes ihre Sache vortrefflich gemacht, und wenn man die Werthschätzung des Verstorbenen nach dem Versehen mit Lebensmitteln maß, mußten seine Tugenden sehr hoch gestellt worden sein; für die zehn anwesenden Menschen reichten sie auf reichlich vierzehn Tage und bestanden aus eßbaren Farren, süßen Bataten, sowie Kartoffeln, die aus Europa schon längere Zeit auf Neu-Seeland eingeführt waren.

Große Krüge mit Wasser und ein Duzend zierlich geflochtener Körbe mit Kuchen aus einem unbekanntem, gummiartigen Stoffe vervollständigten die Mahlzeit.

Gegen Hunger und Durst auf eine Weile gesichert, ließen sich die Flüchtlinge nicht lange bitten, ihre erste Mahlzeit auf Kosten der Maoris einzunehmen. Olbinett fand dieselbe nach seinen Begriffen allerdings etwas mager, wußte auch mit der Wurzelbereitung nicht fertig zu werden, da ihm Feuer zur Zubereitung fehlte.

Petermann kam ihm mit dem Rathe zu Hülfe, die Farren und Bataten einfach in den Boden zu graben, da die Temperatur derselben schon auf der Oberfläche eine ziemlich hohe war und im Innern schnell zunehmen mußte.

Olbinett folgte dem Vorschlage, hätte sich dabei aber beinahe ernstlich verbrüht, denn als er ein Loch aushöhlte, um die Wurzeln hinein zu packen, sprang eine heiße Dampfsäule einige Fuß hoch daraus empor, so daß der Koch erschreckt rückwärts niederstürzte.

„Schnell den Maschinenhahn schließen,“ scherzte der Major, sprang sammt den beiden Seeleuten zur Hülfe und füllte das Loch eilig mit Bimsteinstücken wieder aus, während Petermann, der die Erscheinung aufmerksam beobachtet hatte, die Worte vor sich hinhurmelte:

„Sieh da! Ah, schön! — Warum auch nicht?“

„Sind Sie verwundet?“ fragte Mac Rabbs, sich an Olbinett wendend.

„Glücklicherweise nicht, Herr Major,“ lautete die Antwort, „ich verjah mich nur nicht. . . .“

„Einer so großen Wohlthat des Himmels oder vielmehr hier der Erde!“ fiel Petermann entzückt ein. „Nach dem Wasser, den Lebensmitteln und den Waffen Kara-Tetes schenkt uns der Boden auch das Feuer! Dieser Berg ist ja ein reines Paradies! Ich schlage jetzt wirklich vor, darauf eine Niederlassung zu gründen, ihn urbar zu machen und uns für den Rest unserer Tage hier häuslich einzurichten. Ich finde wahrlich nichts, was uns auf diesem wohlversorgten Berge fehlte.“

„Nichts als Sicherheit, daß er haltbar ist,“ warf Mangles lächelnd dazwischen.

„Nun, nun, er ist nicht von heut und gestern,“ fuhr Petermann fort, „sondern widersteht dem Feuer seines Innern schon lange, also wird er auch uns wohl noch bis zu unserem Fortgehen aushalten.“

Inzwischen hatten sich die Versammelten, ohne lange wählerisch zu sein, über die Nahrungsmittel hergemacht, nachdem man sie vorsichtig aus der Erde genommen. Die Ansichten über den Wohlgeschmack des eßbaren Farnkrautes blieben getheilt. Einige fanden es von ganz süßem und angenehmen Geschmack, andere schleimig-schaal und nach Gerbstoff schmeckend. Die süßen, gar gekochten Bataten fanden alle ausgezeichnet.

Sobald der Hunger gestillt war, schlug Glenarvon vor, über einen Plan zur Flucht zu verhandeln.

„Setzt schon?“ jammerte Petermann. „Wollen Sie denn diesen köstlichen Ort wirklich sobald wieder verlassen?“

„Aber, lieber Herr Petermann,“ lächelte Lady Ellen, „wenn wir Ihnen auch zugeben, daß wir uns hier so vortrefflich wie einst Hannibal in Capua befinden, so wollen wir ihm doch nicht nachahmen und uns hier verweilsichen.“

„Niemals werde ich mir erlauben, Ihnen im Ernste zu widersprechen,“ erklärte der höfliche Gelehrte. „Da Sie durchaus von hier fort wollen, so lassen Sie uns nunmehr diese Absicht in's Auge fassen.“

„Zunächst ist meine Ansicht,“ begann Glenarvon, „daß wir mit der Flucht nicht warten, bis der Hunger uns dazu zwingt, das wäre zu gefährlich. Kräfte fehlen uns jetzt nicht, und davon müssen wir Nutzen ziehen. Ich denke, schon künftige Nacht versuchen wir die östlicheren Thäler zu erreichen, indem wir unter dem Schutze der Finsterniß durch den Kreis der Maoris brechen.“

„Sehr wohl,“ sagte Mac Nabbs, „wenn die Wilden uns ruhig ziehen lassen.“

„Wenn sie es aber zu hindern suchen?“ meinte John Mangles.

„Dann gebrauchen wir unsere großartigen Hülfsmittel!“ entschied mit Nachdruck Petermann.

„Haben Sie wirklich noch Hülfsmittel, von denen wir nichts wissen?“ forschte besorgt der Major, da er nicht wußte ob Petermann nur flunkere.

„Verlassen Sie sich darauf, und zwar so viele, daß wir sie nicht alle verwenden werden,“ antwortete Petermann, ohne sich weiter auf erläuternde Auseinandersetzungen einzulassen.

Die Nacht wurde abgewartet, um den Versuch zum Ueberschreiten der Belagerungslinie zu machen.

Die Eingeborenen hatten ihre Plätze nicht verlassen, ihre Anzahl schien sogar durch neu Hinzugekommene gewachsen zu sein. Mit dem Einbrechen der Dunkelheit angezündete Wachtfeuer bildeten eine Flammenkette um den Berg. Sobald die benachbarten Thäler in völliges Dunkel gehüllt waren, sah es aus, als ob der Maunganamu aus einem Flammenheerde emporsteige, dieweil seine äußerste Spitze in dichter Finsterniß verschwand. Vom Fuße des Kegels drang indeß das Geräusch des Hin- und Herlaufens und das Rufen und Sprechen der Maoris nach oben, wie das Summen eines aufgestörten Bienenschwarms.

Um neun Uhr verdunkelte die Nacht bereits derart die Thäler, daß Glenarvon und Mangles, nachdem sie sich wohl bewaffnet, sich an das Auskundschaften des gefährlichen Weges heranzumachen konnten. Zehn Minuten lang kletterten sie geräuschlos abwärts zu dem schmalen Grate, welcher nur fünfzig Schritte von einem der Freilager der Maoris vorüberführte.

Bis dahin ging alles vortrefflich, die um ihr Feuer liegenden Wilden schienen die beiden Verwegenen nicht zu bemerken, welche vorsichtig im Schatten der Palmen und Farren näher schlichen.

Möglich knatterten jedoch rechts und links vom Kamme Gewehrsalven; die Auskundschafter mußten zurück, denn die Wilden hatten zu scharfen Auslug gehalten und sofort von ihren Rifebüchsen Gebrauch gemacht. Glenarvons Hut war von zwei Kugeln durchbohrt; — unmöglich schien es, zwischen den beiden Schützenketten sich auf den langen

Kamm hinauszuwagen. Nicht wenig erschreckt wurden die beiden Männer von den Zurückgebliebenen empfangen, die sich erst wieder beruhigten, als sie wahrnahmen, daß nur der Hut allein verletzt war.

„Da es Ihnen nicht gelang, lieber Glenarvon,“ erklärte Petermann, „die Wachsamkeit der Eingeborenen zu hintergehen, so werden Sie mir denn morgen gestatten, diesen ein Gericht aus meiner Küche vorzusetzen.“

Es war inzwischen empfindlich kalt geworden. Zum Glück hatten Kara-Tete und seine Gattin auch die besten Nachtkleider mit auf's Grab bekommen. Die Europäer hüllten sich ohne Scheu in die warmen Phormiumdecken ein, und bald entschlummerten die durch den Wahnglauben der Eingeborenen Geschützten hinter den Palisaden, auf dem warmen, von unterirdischen Kräften leise gewiegten Erdboden.

### Einundzwanzigstes Kapitel.

#### Petermanns Gewaltmittel.

Die aufgehende Sonne weckte am folgenden Morgen mit ihren ersten Strahlen die Schläfer auf dem Maunganamu. Doch so früh sie auch aufstanden, schon lange zuvor waren die Maoris am Fuße des Bergkegels in lebhafter Bewegung und zeigten, daß sie gar nicht daran dachten, die Beobachtungslinie zu verlassen. Mit wildem Geschrei begrüßten sie die Europäer, sowie sie dieselben wieder zu Gesicht bekamen.

Der Tag verstrich, ohne Störung seitens der Wilden zu bringen. Nach dem Mißerfolge des ersten Durchbrechungsversuches brannte selbstredend jedermann vor Begierde, Petermanns angedeutete Auskunftsmittel kennen zu lernen.

Abends acht Uhr senkte sich tiefe Finsterniß auf den Gipfel des Kegels, die Maoris konnten ihre Gefangenen nicht mehr erkennen. Jetzt schien Petermann der Augenblick gekommen, wo er handeln mußte, denn eilig mußte jetzt an das Werk gegangen werden.

Dreißig Schritte vor dem Grabmale hatte er einen mächtigen Felsblock bemerkt, unter dem Dämpfe in dichten Massen ausströmten. Wenn es gelang, ihn aus seiner Lage zu heben, so mußten die durch ihn niedergehaltenen Dämpfe und Lavamassen sogleich durch die frei gewordene Oeffnung herausströmen.

Die im Innern des Grabmales aus dem Erdboden gezogenen Pfähle mußten Petermann und seinen Leuten, die er schnell von seiner Absicht verständigt, als Hebebäume dienen, und bald begann unter ihren gemeinschaftlichen Anstrengungen das Felsstück zu schwankeu. Um es noch schneller zum Herabgleiten zu bringen, gruben sie auf der abschüssigen Seite eine Art Rinne, um es in dieser hinabrutschen zu lassen, und hoben dann von neuem an.

Je höher sie den Felsblock bewegten, desto heftiger wurden die Bodenerschütterungen. Dumpfes Rollen und zischende Töne, wie aus einem Hochofen, wurden unter der dünnen Erdkruste immer lauter und lauter; doch die kühnen Arbeiter fuhren unbeirrt, aber schweigend, in ihrer Thätigkeit fort, um die Erdfeuer in Bewegung zu setzen.

Bald wurden sie gewahr, daß der Ort durch aufbrechende Erdspalten und glühendheiße Dampfstöße anfangs äußerst gefährlich zu werden; nur noch zu einer äußersten Anstrengung blieb Zeit; glücklicherweise gelang es mit dieser, und — der Felsblock rollte den Abhang bergab und verschwand.

In demselben Augenblicke gab die dünne, nicht mehr durch sein Gewicht niedergedrückte Erdschicht nach. Eine mächtige Feuer säule stieg unter donnerartigem Getöse zum Himmel empor, während stark nach Schwefel riechende Ströme kochenden Wassers, mit glühender Lava und Asche vermischt, sich dampfend in die Felslager der Eingeborenen und die tiefer liegenden Thäler ergossen, während der ganze Bergkegel erbebte, so daß man fürchten konnte, der Koloss werde in einen bodenlosen Schlund versinken.

Petermann und seine Genossen hatten kaum Zeit zur Flucht vor den gefährlichen Wasser- und Lavamassen; rechtzeitig bot ihnen das höher

gelegene Grabmal einen Zufluchtsort, nachdem sie bereits einzelne Tropfen des überhitzten Wassers erreicht hatten.

Von dort aus sahen sie ganze Feuerströme die Abhänge des Maunganamu durchfurchen, so daß die nächsten Berge und Thäler in dem Widerscheine der Flammen erglänzten.

Alle Wilden hatten sich heulend erhoben, als die kochenden Lavamassen sie mitten in ihrem Lager überraschten. Die nicht von dem glühenden Strome erreicht wurden, flohen die nächstgelegenen Hügel hinauf; dort erst wagten sie sich erschreckt umzusehen, um diese entsetzliche Naturerscheinung zu betrachten, einen feuerpeienden Vulkan, in welchen, ihrer Meinung nach, der Zorn ihres Gottes die Schänder des heiligen Berges hinabstürzte.

Zuweilen, wenn das Donnern des Kraters schwächer erklang, hörten die sorgfältig bei dem Grabe verborgenen Europäer das heulende: „Tabu, tabu, tabu!“ der Menschenfresser.

Aufzischende Dämpfe, weiß- und rothglühende Steine und Lavamassen, weißer und schwarzer Aschenregen erhoben sich in Palmenform über den Maunganamu, so daß der Krater wie eine riesige Feuerfontaine erschien. Legionen von Beutelratten verließen ihre Löcher und flüchteten vor dem Feuermeere, das zu allem Glück von dem Grabmale aus nach unten ging, so daß die dort Versteckten nur ab und zu ein wenig von der Asche belästigt wurden.

Endlich brach der Morgen an; die Wuth des feuerpeienden Schlundes legte sich nur langsam; auch die Lavaströme ronnen, in Schlangenumwindungen jeder Bodenfalte folgend, immer noch den Berg hinunter, und wo sie auf einen Baumstamm trafen, loderten die Flammen im Nu an ihm empor.

Zagenden Herzens überblickte man durch die Palisadenreihen die Trümmerstätte, in welche die Umgegend verwandelt war. Jede Spur von Vegetation war verschwunden; auch die Pfahlburg der Wilden war verbrannt, und die Maoris standen in der Ferne und betrachteten mit abergläubischem Schauer den Feuerberg.

Kai-Kumu kam jetzt in der Mitte seiner Krieger dahergezogen,

schritt bis an den Fuß des Kegels an eine Stelle vor, wo sich keine Lavamassen befanden, und streckte die Arme nach Art der Geisterbeschwörer nach dem allmählig erlöschenden Krater aus. Er sandte, ganz ohne jedes Mißverständniß, sein kräftigstes: „Tabu!“ zu dem rächenden Feuerschlunde hinauf, und bald darauf zogen die Eingeborenen, deren Rachegefühle ja nun durch die feurige Gottheit selbst gestillt schienen, friedlich ab, um anderen Orts sich einen neuen Pah zu bauen.

„Sie brechen wirklich auf,“ rief Glenarvon. „Sie verlassen, Gott sei Lob und Dank, ihre Posten. Unser Plan ist gelungen, denn in ihren Augen sind wir todt und beerdigt; aber heut Abend leben wir wieder auf, um das Grab zu verlassen und zu entrinnen.“

Unbeschreibbar war aller Freude; Hoffnung für die Zukunft zog wieder in die Herzen ein; doch blieb es immer noch ein gewagter Versuch, eine europäische Niederlassung in dem ungastlichen Lande zu suchen. Indes, der Major hatte jetzt für alle Wilden der Welt nur Verachtung, und Petermann wetteiferte mit ihm, treffende Bezeichnungen für die bodenlose Dummheit der Menschenfresser zu finden.

Der volle Tag lag noch vor ihnen, man benutzte ihn zu Vorbereitungen für den Ausbruch und zum Entwerfen eines vollständigen Fluchtplanes. Nach Osten, an die Plentybucht sollte es gehen, wo einige Missionsstationen errichtet waren, und wohin man hoffen durfte keinen Maoris zu begegnen.

Die Entfernung zwischen dem Tauposee und der Plentybai konnte ungefähr fünf und zwanzig Meilen betragen; das gab zehn, wenn auch nur mit Anstrengung zu bewältigende Tagemärsche. Einmal in einer Missionsstation angelangt, fand sich dort leicht Reisegelegenheit nach Auckland, von wo Dampfer-Verbindung nach Europa zu benutzen ging.

Sorgsam behielt man immer Kai-kumus Stamm im Auge; doch war nicht einer von seinen Leuten am Fuße des Berges zurückgeblieben, und als die Abend-Finsterniß kam, zeigte kein Feuer mehr von ihrer Gegenwart am Maunganamu. Der Weg schien frei.

Um die neunte Stunde war es bereits völlig Nacht, und Glenarvon gab das Zeichen zum Ausbruch.

Man nahm mit, was man vorgefunden, Waffen, Lebensmittel, Decken, und begann vorsichtig über die noch warmen Lavaströme die Abhänge hinabzugehen. Beim geringsten Geräusch wurde angehalten, bis man an den Felsengrat kam, den die Maoris so hartnäckig vertheidigt hatten. Handelte es sich nur um einen scheinbaren Rückzug, damit die Gefangenen listig hervorgelockt würden, so mußte sich ihre Gegenwart jetzt kund thun.

Olenarvon konnte nicht umhin, für das Heil der Seinen zu zittern, das ganz und gar während der Viertelstunde auf dem Spiele stand, innerhalb welcher der Kamm überschritten wurde. Uebrigens dachte er so wenig an Rückzug wie die Gefährten, sondern war fest entschlossen sich durchzuschlagen, wenn auch die Wilden noch im Hinterhalte lagen.

Sedoch wurde die gefährliche Stelle langsam, aber unaufgehalten überschritten, und die nun glücklich Kai-Kumu Entkommenen kletterten schweigend wieder bergauf. Zwar waren sie nun nicht mehr im Schutze des Tabu, aber dichte Baumgruppen nahmen sie schützend auf, und begünstigt durch die Nacht gelang es endlich, die Gegend des verhängnißvollen Taupoesees zu verlassen.

Petermann trat an die Spitze der kleinen Gesellschaft, und sein wunderbarer Zurechtfindungsinn bewährte sich abermals bei dieser schwierigen Wanderung in dem wilden Gebirge. Mit überraschender Gewandtheit bewegte er sich mitten in der Finsterniß vorwärts, indem er ohne Zaudern fast unbemerkbare Pfade durch das Dickicht wählte, ohne sich durch breitere Seitenwege von der geraden Richtung abbringen zu lassen. Seine Tagblindheit kam ihm hierbei sehr zu statten, da er nachts desto besser sah.

Während drei Stunden marschirte man, ohne auch nur einmal Halt zu machen, gen Südosten, weil Petermann eine niedrige Gebirgs-Stelle gewinnen wollte, in der sich, zwischen dem Kaimanara- und dem Wahiti-Gebirge, die Straße nach Auckland längs der Hawkesbucht hinzieht. War man erst jenseits dieser Thalmulde, so konnte man ihm zufolge die Straße wieder verlassen, und im Schutze der hohen Berg-

fetten durch die unbewohnten Strecken des Landes, die Küste entlang ziehen, bis man Europäer traf.

Früh um neun waren schon drei Meilen zurückgelegt, und nach einer Stunde lagerte die Truppe an dem Engpasse zwischen den Gebirgsfetten, auf einem schroffen Bergvorsprunge, holte die Lebensmittel hervor und erwies ihnen, diesmal selbst den Farren, einstimmig alle Ehre.

Um zwei Uhr am Nachmittage wurde der Marsch nach Osten wieder angetreten; man legte diesmal in mehr nördlicher Richtung noch zwei Meilen zurück und brachte die Nacht unter freiem Himmel zu.

Der folgende Marschtag brachte sehr ernste Hindernisse, es galt, das Gebiet der vulkanischen Seen, voller Krater und Schwefeldunsten, zu durchwandern, wobei das Auge mehr Befriedigung fand, als die Nase oder gar die Füße; denn jede paar hundert Schritte gab es Hindernisse, die zu weiten, ermüdenden Umwegen zwangen.

Aber weld' eigenthümliches Schauspiel, welche Mannigfaltigkeit bot die Natur in ihren Bildern dar! Salzige Quellen, bevölkert durch Myriaden von Insekten, sprudelten, einen Geruch wie von verbranntem Pulver verbreitend, zwischen einheimischen Theesträuchen hervor. Dicht neben siedend heißen Quellen befanden sich eisige Sprudel auf demselben Gestein, das oft genug wunderliche Formen angenommen hatte.

Gegenüber dem Formen- und Arten-Reichthum der niederen Thierwelt, besonders der Insekten und Würmer, fiel das Fehlen der höheren auf. Nicht ein einziges jagdbares Thier bot sich zum Schuß; die Reisenden mußten sich mit der mageren Kost der Farnwurzeln und Erdäpfel begnügen, wodurch ihre erschöpften Kräfte keine Stärkung gewannen. Man eilte daher, soviel man konnte, aus dem ungestaltlichen Gebiete herauszukommen, und doch bedurfte es vier ganzer Tage dazu.

Am 23. Februar endlich erreichten die völlig abgerissenen Reisenden das Ende der Berge und sahen von den letzten Ausläufern nicht nur in eine weite, mit Buschwerk bedeckte Ebene, sondern entdeckten auch am fernen Gesichtskreise wieder Wälder.

Das war ein gutes Zeichen, vorausgesetzt, daß die dem Anbau günstige Beschaffenheit dieser Gegenden nicht gar zu viele Einwohner

herbeigezogen hatte; doch hatte man keine großen Befürchtungen, weil bisher keine Spur auf das Dasein von Menschen schließen ließ.

Es gelang Mac Rabbs und Robert, drei Kiwis zu tödten, und die hühnerartigen Vögel machten trotz ihres struppigen Gefieders und des seltsamen, langen Schnabels ihrem Geschlechte alle Ehre, denn sie lieferten ein wahres Festmahl und waren in ein paar Augenblicken aufgezehrt.

Der Rest der Wanderung verlief ohne besondere Zwischenfälle; man marschirte, so lange es die Sonnenhitze erlaubte, durch Wälder und Ebenen, den Lauf stets nach dem Tagesgestirne regelnd. Ein gütiger Himmel bewahrte sie vor Regen, doch hemmte die zunehmende Müdigkeit den Lauf der so andauernd geprüften Reisenden, trotz ihrer lebhaften Sehnsucht nach den Missionsstationen.

Von Kapitän Grant sprach man nicht mehr allgemein. Wozu auch? Man konnte nichts mehr für ihn thun. Nur Mangles tröstete verstoßen die Kinder, und meinte, Glenarvon werde das verunglückte Unternehmen doch noch bei erster Gelegenheit wieder aufnehmen. Harry Grant mußte doch irgendwo vorhanden sein, und um ihn wiederzufinden würde die ganze Welt durchsucht werden müssen.

Mac Rabbs, Robert, Wilson und Mulrady jagten in der Nähe des Wandertrupps und lieferten Wildpret um die Wette; Glenarvon nahm nie daran Antheil, sondern dachte beständig an den Duncan, und das schreckliche Bild seiner erschlagenen Seeleute verließ ihn nicht einen Augenblick, während er darüber der ihn und die Seinigen noch bedrohenden Gefahren vergaß.

Auch Petermann, stets stumm und still in seinen Phormium-Mantel gehüllt, hielt sich fern und einsam. Was war aus dem einst so redseligen Manne geworden?

Und doch — ungeachtet des Naturgesetzes, welches durch gar zu harte Prüfungen, Gefahren, Ueberanstrengungen und Entbehrungen selbst die besten Menschen gegen einander erkaltet und verbittert, blieben die Leidensgefährten einig, einander ergeben und bereit, sich einer für alle tödten zu lassen.

Am 25. sperre ein ansehnlicher Strom den Weg. Es mußte, Petermanns Karte zufolge, der Waikari sein. Da das Wasser nicht sehr hoch stand, gelang es eine Furt zu finden, über die Ellen und Marie getragen wurden. Dann setzte man, nur mit den nothwendigsten Pausen, den Marsch achtundvierzig Stunden lang fort, immer durch dicht bewachsene Ebenen, bis man zu unermesslichen Wäldern gelangte, welche an die Australiens durch die Höhe ihrer Bäume erinnerten, aber aus, in dichten Gruppen wachsenden Kauri-Fichten bestanden, von denen die ältesten, die wohl schon fünf bis sechs Jahrhunderte geschaut haben mochten, nur durch die Verschlingungen ihrer Aeste gehalten wurden, während die Stämme durch und durch morsch waren. Einen solchen Stamm, dessen Wipfel unermesslich gen Himmel ragende, grüne Hallen bildeten, vermochten die Reisenden mit ihren vereinigten zwanzig Armen nicht zu umspannen.

Drei Tage wanderten sie, immer der aufgehenden Sonne entgegen, unter diesen mächtigen Laubgewölben auf einem Thonboden fort, auf welchem noch keine Menschenfüße vor ihnen eine Spur hinterlassen hatten, wie man unter anderem auch an den Harzmassen sah, welche noch am Stamme der Fichten klebten, da die Neuseeländer dieselben zu allerlei Gebrauch zu sammeln pflegen. Auch fanden sich in zahlreichen Schaaren, eine reichliche und gesunde Kost liefernd, die Kiwis, die inmitten der bewohnten Gegenden sehr selten sind, da die Hunde der Neuseeländer ihnen arg nachstellen.

Am Abend des ersten März verließen Glenarvon und seine Genossen endlich den Kauriwald und lagerten, alle meist bis zur Ohnmacht erschöpft, am Fuße eines Berges, den Petermann für den Kirangi hielt, und der bis zu seiner Spitze über fünftausend Fuß hoch in die Wolken ragte.

Man hatte jetzt mehr als fünfundzwanzig Meilen zurückgelegt, die Küste durfte höchstens noch acht Meilen entfernt sein. Zu allem Leidwesen hatte man mit den Umwegen ein volles Fünftel mehr Weg zu machen gehabt, als die ungenaue Karte angab, und ein Verlust kostbarer Zeit und Kräfte war die Folge, die um so empfindlicher war,

als man jetzt in von Maoris bewohnte Gegenden kam, wo Ausdauer und Kraft, sowie äußerste Wachsamkeit erforderlich schienen.

Dennoch brach die Gesellschaft sehr früh am nächsten Morgen auf, um möglichst in zwei Marschtagen an die Küste zu gelangen.

Der Weg wurde während der nächsten Tage sehr beschwerlich; beständig mußte das Beil arbeiten, um durch das Lianengerank des Urwaldes Bahn zu brechen. Aus diesem Grunde war es auch unmöglich, Jagd auf Wild anzustellen; die Vorräthe gingen deswegen schnell zu Ende, ohne daß man sie erneuern konnte. Auch Wasser fehlte, so daß nicht einmal der brennende Durst zu löschen ging, den die unbarmherzig glühende Sonnenhitze hervorrief.

So steigerten sich die Leiden Glenarvons und der Seinigen zu einer furchtbaren Höhe und drohten sie ganz um den moralischen Muth und die jetzt mehr als je erforderliche Thatkraft zu bringen.

Endlich gelangten sie, sich nur mühsam fortschleppend, vom Erhaltungstriebe gedrängt, an die Küste des Stillen Ozeans, fanden aber nur verlassene Felder und Hütten, sowie Ruinen eines neuerdings durch den Krieg gänzlich verwüsteten Dorfes, das noch frische Spuren des Brandes und der Plünderung trug.

Statt Ruhe und Pflege zu finden, deren sie zu ihrer Erholung so sehr bedürftig waren, hatte das Verhängniß hier eine neue schreckliche Prüfung für die Unglücklichen bereitet.

Während sie wortlos ihren Weg längs der Küste nach Norden fortsetzten, stürzte plötzlich, eine Viertelstunde vom Ufer entfernt, sich eine Abtheilung Maoris ihnen mit geschwungenen Waffen entgegen.

Jetzt war guter Rath theuer. So dicht am Ufer blieb, wollte man nicht in die Berge fliehen, nur der Kampf übrig. Glenarvon raffte schon alle seine Kräfte zusammen, um den Befehl dazu zu geben, als der Kapitän John freudig rief: „Ein Boot, ein Boot!“

Wirklich, kaum zwanzig Schritte vom Ufer war ein Canoe auf einer Sandbank aufgelaufen. Dasselbe ins tiefe Wasser schieben, sich hineinstürzen und die Küste des gefährlichen Menschenfresserlandes fliehen, war das Werk weniger Augenblicke.

John Mangles, Mac Rabbs, Wilson, Mulrady, Olbinett und Petermann ergriffen die glücklicherweise im Boote liegenden Ruder, Glenarvon setzte sich ans Steuer, die Frauen und Robert zu seinen Füßen, und zehn Minuten darauf war das Canoe schon eine ziemliche Strecke in die hohe See gerudert, die nur sanft wogte, so daß man keine Gefahr durch die Wellen lief.

Die Flüchtlinge wahrten tiefes Schweigen; Mangles rieth Glenarvon, sich vorsichtshalber nicht zu weit von der Küste zu entfernen, sondern dieselbe entlang zu fahren, und schon wollte Glenarvon das Steuer wenden, als man drei Boote bemerkte, welche von der Landspitze in der augenscheinlichen Absicht, auf die Flüchtlinge Jagd zu machen, absegelten.

„In See, in See!“ ertönte allgemeines Rufen. „Lieber in den Fluthen umkommen, als nochmals den erbarmungslosen Barbaren in die Hände fallen!“

Unter gewaltiger Anstrengung der Ruderer nahm das Boot seine Richtung weiter in die hohe See hinaus. Aber, trotzdem den Rudern den der Baß von den Händen ging und das Blut hervorrieselte, kamen ihnen die anderen Boote immer näher. Die Entfernung betrug keine Viertelmeile mehr, es gab keine Möglichkeit, dem Angriffe der Wilden zu entgehen, die schon ihre Gewehre anlegten, um zu feuern.

Was nun thun? Aufrecht stand Glenarvon im Hintertheile des Bootes und sandte seine Blicke nach Hülfe umher. Da blickten plötzlich seine Augen auf und seine Hand wies auf einen Punkt der fernen Meeresfläche.

„Ein Schiff, ein Schiff! Ihr Freunde, fasset Muth!“ rief er aus und belebte dadurch von neuem die Anstrengungen seiner Gefährten.

Keiner der Ruderer nahm sich Zeit, nach diesem unerwarteten Schiffe umzublicken, weil man nicht einen Ruder Schlag verlieren durfte, wollte man nicht eingeholt werden. Die Frauen reichten dem Lord Petermanns großes Fernrohr, und er richtete es auf den zuerst bezeichneten Punkt.

„Wahrhaftig, ein Schiff,“ sagte er, „ein Dampfer! Er kommt mit aller Kraft heran, gerade auf uns zuhaltend. Muth, Freunde!“

Die Flüchtenden entfalteten neue Kräfte, und noch eine halbe Stunde trieben sie in der von Glenarvon bezeichneten Richtung mit beschleunigten Ruderschlägen das Boot vorwärts.

Der Dampfer kam immer näher in Sicht, man konnte schon seine Masten und die mächtigen Dampfsäulen, die er austieß, deutlich erkennen. Glenarvon gab das Steuer an Robert, um ungestörter das Fernglas handhaben zu können und nicht eine Bewegung des Schiffes und der sich immer mehr und mehr nähernden Wilden aus den Augen zu verlieren. Aber auf einmal verfinsterten sich seine Blicke, sein Gesicht erbleichte und das Instrument entfiel seinen Händen.

Ein einziges Wort erklärte den erschreckt aufschauenden Reisegenossen diese plötzliche Bestürzung.

„Der Duncan!“ rief Glenarvon. „Der Duncan mit den Sträflingen an Bord, die meine Mannschaft erschlugen!“

„Der Duncan?“ schrieen alle, entsetzt aufspringend und die Rudern lassend.

„Ja, das heißt: der Tod von allen Seiten!“ murmelte Glenarvon und sank auf seinen Platz zurück, wie vernichtet von furchtbarer Angst um das Schicksal der Seinen.

In der That, es war die Sacht! Kein Irrthum war möglich! Die Sacht mit einer Mannschaft, die aus Mördern bestehen mußte! Der Major konnte sich nicht enthalten, eine Verwünschung auszustoßen; der Himmel prüfte sie auch gar zu schwer.

Einen Augenblick blieb das Boot sich selber überlassen, wohin es wenden, wohin fliehen? blieb noch zwischen den Verbrechern, den Wilden und dem Wasser irgend ein Ausweg?

Da pfliff eine Kugel aus dem nächsten Canoe und traf Wilsons Ruder. In ihrer Verzweiflung wußten die Männer einen Augenblick nicht, wohin sie fliehen sollten, trieben dann aber instinktiv das Boot gegen den schnell herankommenden Duncan, während die Damen niederknieten und inbrünstig beteten.

Die Wilden feuerten ganze Gewehrsalven ab, so daß es Kugeln um das Boot zu regnen schien, ohne daß sie jedoch das Canoe trafen.

In diesem Augenblicke ertönte von dem Dampfer her der Donner eines Kanonenschusses und eine Kugel flog über die Fliehenden hinweg.

So sahen sich diese nunmehr zwischen zwei Feuern, und blieben unbeweglich zwischen dem Duncan und den Canoes der Maoris halten.

Schon faßte John Mangles in wilder Aufregung die Art: Er wollte ein Leck in's Boot schlagen und sich lieber mit seinen Unglücksgefährten versenken, als den Deportirten in die Hände fallen, da hielt ihn ein Ausruf Roberts zurück.

„Ich sehe Tom Austin an Bord! Auch er hat uns erkannt, und schwenkt seinen Hut!“ rief der Knabe und bewog dadurch Mangles, die Art sinken zu lassen.

Eine zweite Kanonenkugel pfiff über sein Haupt und zerschmetterte das nächste der verfolgenden Maoriiboote. Während von Bord des Duncan lautes Hurrarufen erfolgte, flohen die Wilden entsetzt zur Küste zurück, wohin man sie unbehelligt entkommen ließ. Wenige Augenblicke später waren die Flüchtlinge an Bord des Duncan.

## Zweiundzwanzigstes Kapitel.

### Wie der Duncan nach Neu-Seeland kam.

In dem Augenblicke, wo sie Fuß auf dem Verdeck des Schiffes faßten, begrüßte die alte, schottische Mannschaft sie mit lautem Hurrah und stimmte jubelnd ein vaterländisches Lied an.

Ein unbeschreibliches Gefühl erfüllte den Schiffsherrn und seine, der höchsten Gefahr nach so langen und schweren Prüfungen urplötzlich entrissenen Schicksalsgenossen. Es war ein wahrer Freudenrausch, man weinte und umarmte sich; der Geograph war völlig außer sich, am lautesten aber freute sich Albinett, als er seine Frau wieder erblickte.

Beim näheren Anblick ihrer Herrschaften, deren zerfetzte Kleider, bleiche Gesichter und hagere Gestalten die unzweideutigen Spuren ihres erlittenen Schicksals trugen, unterbrach die Mannschaft ihre Freudenbezeugungen.

Die Zurückgekehrten glichen allesammt nur noch Schattengestalten; es waren nicht mehr jene kühnen und unternehmungslustigen Reisenden, welche drei Monate vorher in der sicheren Hoffnung in die Welt zogen, um die Spuren der Britannia zu entdecken, sondern in ihr Schicksal ergebene Schiffbrüchige, die alle weitfichtigen Pläne hatten fallen lassen und Gott für seine Hülfe priesen; denn dieser, nicht aber der Zufall, führte sie dem rettenden Schiffe zu, das je wiederzusehen sie gewiß nicht mehr erwartet hatten. In welch' trauriger, abgerissener Verfassung befanden sie sich aber! Seit Wochen hatten sie allem entsagen müssen, woran selbst die ärmsten Europäer von Jugend auf gewöhnt sind. Schließlich hatten sie zur Stillung der ersten Bedürfnisse des Leibes, wie Hunger und Durst, nichts mehr gefunden.

Bevor der Lord und seine Begleiter jedoch an ihre Ermüdung oder die stürmischen Mahnungen des Magens dachten, fragten sie Tom Austin nach dem Grunde seiner Anwesenheit in diesem Gewässer, denn es drängte sie zu wissen, wie der Duncan an die Ostküste Neu-Seelands kam? War er denn nicht in Ben Joyce's Gewalt gerathen? Welch' gütiges Geschick hatte ihn auf die Spur der Flüchtigen gebracht?

Das waren alles Fragen, die gleichzeitig, bunt durcheinander, an den darüber ganz bestürzten Austin gerichtet wurden, der nicht wußte, was er aus diesen Fragen machen und wem er zuerst Rede und Antwort stehen sollte. Er gab daher zunächst nur Lord Glenarvon selbst Auskunft, als ihn dieser fragte, was er mit den Sträflingen gemacht habe, und entgegnete, im Tone eines Menschen, der die an ihn gerichteten Fragen nicht versteht, ganz verwundert: „Die Sträflinge? Mylord, welche Sträflinge meinen Sie?“

„Ja, die Sträflinge, welche die Nacht in der Twofoldbai angegriffen haben?“

„In der Twofoldbai? Welche Nacht? Die Euer Herrlichkeit?“

„Nun freilich, Tom! Ich meine den Duncan und die Bande dieses Ben Joyce, welche an Bord kommen wollte, um sich des Schiffes zu bemächtigen.“

„Ich kenne diesen Ben Joyce und seine Bande gar nicht und habe sie, soviel ich weiß, nie zu Gesicht bekommen,“ erwiderte Austin.

„Nie zu Gesicht bekommen?“ rief Glenarvon, an den jetzt die Reihe zu erstaunen gekommen war. „Dann erklärt mir doch, Austin, warum der Duncan in diesem Augenblicke an der Küste Neu-Seelands kreuzt?“

Begriff man schon bisher das Erstaunen des alten Seemannes nicht, wie groß wurde da erst die Verwunderung, als Tom ruhig entgegnete:

„Aber der Duncan kreuzt ja hier auf Euer Lordschaft ausdrücklichen, schriftlichen Befehl!“

„Auf meinen Befehl?“ rief Glenarvon, immer mehr erstaunend.

„In der That, Mylord. Habe mich einzig und allein an die Instruktionen gehalten, die Ihr Schreiben vom 14. Januar enthält.“

„In meinem Schreiben? Aber das ist ja nicht möglich!“ fuhr der Lord auf; die ihn Umringenden aber wiederholten seine Worte und verschlangen Tom Austin dabei fast mit ihren Blicken.

„Ich glaube zu träumen. Also mein Brief vom Snowyströme ist an Bord des Duncan gelangt?“ fuhr Glenarvon mit Fragen fort.

„Ja, ein Brief Euer Herrlichkeit kam in Melbourne an Bord, gerade als die Havarie der Schraube ausgebeffert war.“

„Und dieser Brief?“

„War zwar nicht von Ihrer Hand geschrieben, aber von Mylord eigenhändig unterzeichnet,“ berichtete Tom.

„Richtig. Dieser Brief wurde Ihnen durch einen entflohenen Sträfling, Namens Ben Joyce, überbracht.“

„Nein, aber durch einen Matrosen, der sich Myrton nannte und vordem Quartiermeister der Britannia war.“

„Aha! — Nun, dieser Myrton ist dieselbe Person, welche die Behörden unter seinem Spitznamen Ben Joyce verfolgen. Aber was stand in dem Briefe?“

„Er brachte mir Befehl, ohne Verzug Melbourne zu verlassen und zu kreuzen auf der Ostküste von . . .“

„Von Australien!“ fiel Glenarvon mit einer Festigkeit ein, die

den würdigen, alten Seemann ganz außer Fassung setzte, so daß er mit weit aufgerissenen Augen wiederholte:

„Von Australien? Nein — nein. Von Neu-Seeland sagte ich schon!“

„Von Australien, Tom, von Australien!“ riefen Glenarvons Gefährten wie aus einem Munde.

Alle sprachen mit solcher Sicherheit; daß der treue und ordentliche Mensch erröthete und ganz verwirrt darüber wurde, daß er, der peinlichste Mensch von der Welt, einen solchen unverzeihlichen Irrthum begangen haben sollte.

„Beruhigen Sie sich, mein Lieber,“ bemerkte die Lady. „Die Vorsehung hat es nun mal so haben wollen . . .“

„Nein, nein, Mylady! Verzeihen Sie, aber das ist geradezu unmöglich! Ich habe mich nicht getäuscht, denn Myrton hat den Brief ebenso wie ich gelesen, und dennoch wollte er mich verleiten, dem Befehle zuwider, nach der Australküste zu segeln. Er behauptete ebenfalls, daß ein Irrthum vorliege, und daß Sie uns in der Twofoldbai zu treffen wünschten.“

„Wo haben Sie denn den Brief, Tom?“ mischte sich der Major ins Gespräch. „Das Schreiben selbst muß doch die Sache am einfachsten aufklären.“

„Ja, Herr Major, ich will ihn sogleich holen.“ Mit diesen Worten eilte Austin nach dem Borderdeck, um zu seiner Kajüte hinabzusteigen.

Während seiner Abwesenheit betrachtete man sich eine Minute lang schweigend; nur Mac-Nabbs richtete seine Augen fest auf Petermann, stellte sich vor ihn hin und sagte, die Arme kreuzend:

„In der That, Freund Petermann, ich muß gestehen, das wäre doch über alle Begriffe!“

„Was denn, was meinen Sie?“ fragte ganz erstaunt der Geograph zurück, der keine Ahnung hatte, was der alte Herr von ihm wolle.

Austin kam zurück. Er hielt den Brief in der Hand, den Petermann geschrieben und Glenarvon unterzeichnet hatte.

„Lesen Sie selbst, Mylord,“ sagte der alte Seemann, der im Vollbewußtsein seines Rechtes sich schon beruhigt hatte.

Glenarvon nahm den Brief und las:

„Befehl für Tom Austin, sofort in See zu stechen und den  
„Duncan unter'm siebenunddreißigsten Breitegrade an die  
„Westküste Neu-Seelands zu führen . . .“

• „Neu-Seelands?“ schrieb Petermann und machte einen förmlichen Satz. Er nahm Glenarvon den Brief aus den Händen, rieb sich die Augen, setzte die Brille zurecht und versuchte zu lesen. Nachdem er auch noch mit dem Finger über das Papier gestrichen, las er selbst das verhängnißvolle Wort: „Neuseeland“, mit unbeschreibbarem Ausdrucke der Stimme und Miene.

In diesem Augenblicke legte sich eine schwere Hand auf seine Schulter, er wandte sich um und starrte dem Major ins Gesicht, der ihm nochmals auf die Achseln klopfte und sagte:

„Ein wahrer Segen, daß Sie den Duncan nicht nach Cochinchina gesendet haben! Das nenne ich doch den Gipfel der Zerstretheit!“

Allgemeines, nicht endenwollendes Gelächter, das den armen Geographen ganz außer sich brachte, unterbrach den Scherz.

Wie närrisch lief Petermann umher, nahm seinen Kopf zwischen die Hände und raufte sich die Haare aus. Er wußte nicht mehr was er that, noch weniger was er eigentlich wollte. Ganz maschinenförmig kletterte er die zur Hauptkajüte führende Treppe hinunter, kam wieder auf Deck, und irrte dort wie geistesabwesend hin und her.

Dort verwickelten sich seine Füße in eine Rolle Taue, er wankte, und seine Hände klammerten sich im Fallen mechanisch an ein Seil, das sich ihm gerade zum Griffe bot.

Urpöplisch ertönte ein Donnerschlag. Die große Kanone des Vorderdecks war losgegangen, und übersäete die Meereswogen mit einem Kardätschentugelregen.

Der beklagenswerthe Gelehrte hatte sich an die Zugleine des noch geladenen Geschützes angeklammert, und durch ihre Anspannung das Losgehen desselben verursacht; er selbst aber wurde durch den Rückstoß der Kanone auf die Schanzentreppe geworfen und verschwand durch die Treppenkappe in dem Mannschaftsraume.

Man glaubte selbstverständlich, daß ihm ein Unglück zugestoßen sei. Eine Anzahl Matrosen stürzte in das Zwischendeck und schaffte den halbtodten Petermann herauf, der sprachlos blieb.

Man legte seinen Körper auf dem Verdecke nieder. Zum großen Kummer seiner Reisegefährten, sahen sie ihn leblos, und der Major, der bei solchen Fällen von je her immer den Arzt abgab, machte sich daran, die Kleider des Verunglückten zu entfernen, um seine Wunden zu verbinden; aber kaum hatte er die Hand an den, anscheinend dem Tode Verfallenen gelegt, als dieser sich so heftig umdrehte, als ob er elektrisirt worden sei.

„Niemals, niemals!“ rief er aus, und indem er über seinem abgemagerten Körper die Reste seiner Kleidungsstücke zusammenzog, knöpfte er sich schnell von oben bis unten zu.

„Aber, lieber Freund — bester Petermann,“ redete ihm der Major zu.

„Nein, sage ich Ihnen!“

„Man muß doch nachsehen . . .“

„Das werden Sie gefälligst unterlassen!“

„Sie haben vielleicht etwas zerbrochen . . .“ fügte Mac Nabbs hinzu.

„Ja,“ entgegnete Petermann, indem er sich auf seinen langen Beinen mit großer Sicherheit aufrichtete, „aber was ich zerbrochen habe, das wird der Zimmermann wieder ganz machen; die Decke der Mannschaftskajüte, die unter der Last meines Körpers zusammensank.“

Neues Gelächter begann bei dieser Erklärung, zumal dieselbe alle Freunde des würdigen Geographen belehrte, daß er mit heiler Haut und gutem Humor das Abenteuer mit der Kanone des Vorderdeckes bestanden hatte.

„Auf alle Fälle,“ dachte kopfschüttelnd der Major, „ist das ein ganz eigenthümlich verschämter Geograph.“

„Nun aber, lieber Petermann,“ redete ihn Glenarvon an, „antworten Sie einmal freimüthig. Ich erkenne an, daß Ihre Zerstreutheit von der Vorsehung diesmal direkt herbeigeführt ist. Ohne Sie würde

der Duncan ohne Gnade in die Hände der Sträflinge gefallen sein, ohne Sie hätten uns jetzt die Maoris den Garaus gemacht! Aber erklären Sie mir dennoch, um des Himmels willen, durch welcher eigenthümlichen Gedankengang, oder was für eine Verbindung von Gedanken, Sie in fast übernatürlich scheinender Geistesverwirrung dazu kamen, anstatt Australien Neu-Seeland zu schreiben?"

"Ei posttausend!" rief Petermann aus, „weil es mir beständig im Sinne lag, in Kapitän Grants Urkunde das Wort aland mit New-Zealand zusammen zu bringen, ich trotzdem aber, der Menschenfresser halber, Bedenken trug, Ihnen die Reise dorthin vorzuschlagen.“

In demselben Augenblicke fielen seine Augen auf Marie und Robert, er schlug sich vor den Kopf und rief:

„Was wollen Sie, lieber Glenarvon, ich bin ein heilloses Thor, ein ganz unverbesserlicher Narr, und werde in der Haut des berühmtesten Zerstreuten sterben . . .“

„Falls man Sie nicht einmal hängt,“ fiel der immer noch scherzende Major ein.

„Mich hängen?“ rief Petermann wüthend; „was soll das heißen? Soll das etwa eine Anspielung sein?“

„Was für eine Anspielung, Petermann?“ fragte Mac Rabbs mit seiner gewohnten Seelenruhe, erhielt jedoch keine Antwort, und so hatte der Zwischenfall weiter keine Folge. —

Das Geheimniß der Anwesenheit des Duncan war somit aufgeklärt; die so wunderbar erretteten Reisenden dachten jetzt nur noch daran, ihre bequemen Kajüten aufzusuchen, sich umzukleiden und zu frühstücken.

Während die übrige Gesellschaft sich nach unten begab, hielten der Lord und der Kapitän den Leutnant Austin noch zurück, da sie noch einige Fragen an ihn zu stellen hatten.

„Ghe ich Sie entlasse, lieber Tom,“ sagte der Lord, „beantworten Sie mir nur noch eins, ob Ihnen dieser Befehl an der Küste Neu-Seelands zu kreuzen, nicht recht eigenthümlich erschien?“

„Doch, Euer Herrlichkeit,“ versetzte Austin, „aber ich bin nicht

gewöhnt, mit Befehlen, die ich empfangen, zu rechten, und darum gehorchte ich ohne weiteres. Wenn der Umstand, daß ich Ihrem Schreiben nicht sofort pünktlich nachkam, später unglückliche Folgen nach sich zog, so wäre ich mit Recht dafür verantwortlich gemacht worden. Hätten Sie anders gehandelt, Kapitän?"

"Ich glaube nicht," entgegnete Mangles, „obgleich die Sache verwickelt genug lag.“

"Aber was dachten Sie sich dabei, lieber Austin?" fragte ihn Glenarvon.

"Ich dachte, daß das Interesse Harry Grants die Fahrt nach Neu-Seeland erforderlich mache. In Folge einer neuen Anschauung konnten Sie sich aus irgend welchen Gründen entschlossen haben, mit einem anderen Schiffe nach hier zu kommen und mich vorauszusenden, jedenfalls damit ich noch vor Ihrer Ankunft Untersuchungen anstellen solle. Daran habe ich es auch nicht fehlen lassen, sondern tüchtig weit und breit Umschau gehalten, aber leider nichts über das Schicksal der Britannia in Erfahrung bringen können. — Uebrigens hielt ich bei der Abfahrt von Melbourne meine Bestimmung geheim, die Mannschaft erfuhr sie erst, als wir uns schon auf hoher See befanden und die Küste Australiens unseren Blicken lange entschwunden war. Da aber trat ein Ereigniß ein, welches mich fast bestürzt machte."

Die beiden Zuhörer horchten hoch auf, und richteten fragende Blicke auf den Leutnant, der einen Augenblick Athem holte, da so lange, mündliche Berichte sonst nicht seine Sache waren.

"Ich will berichten," fuhr Austin fort, „daß Myrton, als er am Tage darauf die Bestimmung des Duncan erfuhr . . .“

"Myrton," fiel Glenarvon ein. „Er ist also an Bord?"

"Zu Befehl, Mylord!"

"Das ist Gottes Finger!" rief der junge Kapitän, mit Glenarvon einen raschen Blick der Verständigung tauschend; denn mit blitzähnlicher Geschwindigkeit war ihnen Myrtons ganzes Verhalten nun klar, von seinen langen Vorbereitungen des Verraths und Glenarvons Verwundung bis zum Mordanschlage auf Mulrady nach der verunglückten

Expedition in den Sümpfen am Snowy. Und nun war durch ein ganz eigenthümliches Zusammentreffen von Umständen der Sträfling, nachdem alle seine Pläne gescheitert, dennoch in ihrer Macht.

„Wo steckt er?“ fragte lebhaft Glenarvon.

„In einer Koje des Vorderdecks, in strengster Haft,“ versetzte Tom Austin.

„Weshalb diese Einkerkierung.“

„Weil Myrton in Wuth gerieth, sobald er sah, daß die Brigg Neu-Seeland zusegelte, weil er mich zur Aenderung des Courses zwingen wollte, und als ich dies nicht that, mich bedrohte, auch schließlich nicht bei Drohungen stehen blieb, sondern Meuterei der Seelente anzetteln wollte. Da begriff ich seine überaus große Gefährlichkeit und ließ Vorsichtsmaßregeln gegen ihn ergreifen.“

„Und seit dieser Zeit?“

„Seitdem ist er in seiner Kajüte geblieben, da ich Sorge dafür traf, daß er sie nicht verlassen konnte.“

Sehr zufrieden mit dem Leutnant, sprach Glenarvon ihm seine Zufriedenheit aus und ging dann mit Mangles in die große Kajüte, wo die Erquickung, deren die Ausgehungerten so sehr bedurften, ihrer bereits harrte.

Sie nahmen an der Tafel Platz, ohne ein Wort von Myrton zu sagen; als sich aber die Tischgenossen gesättigt und die Mahlzeit vorüber war, bei der sich Mac Nabbs nicht enthalten konnte, Petermann, als den eigentlichen Veranstalter ihrer Neuzeelandsfahrt wider Willen, leben zu lassen, wozu dieser ein komisches Gesicht schnitt, machte Glenarvon die Anwesenheit des Quartiermeisters der Britannia bekannt und gab gleichzeitig seine Absicht kund, ihn auf Deck den Anwesenden vorzustellen.

„Kann ich mich nicht von diesem Verhör fern halten?“ fragte Lady Ellen. „Ich muß gestehen, lieber Edward, daß der Anblick dieses Menschen mir außerordentlich peinlich sein würde.“

„Es ist leider durchaus nothwendig, Ben Joyce alle seine Opfer vorzustellen. Ich bitte Dich daher recht sehr, mich nach oben zu begleiten.“

Lady Ellen mußte sich fügen und nahm nebst Marie Grant bei ihrem Manne Platz. Rings um diesen stellten sich die anderen, von dem Verrathe des Sträflings so hart Betroffenen auf.

Die übrige Mannschaft der Yacht, welche den Ernst der Scene, wenn auch nicht völlig begriff, bewahrte ein tiefes Schweigen.

„Laßt Myrton kommen!“ befahl Glenarvon.

### Dreiundzwanzigstes Kapitel.

#### Der gefangene Sträfling.

Myrton erschien. Sicher und fest schritt er über das Berdeck, und betrat die Treppe zum Oberdeck. Seine Blicke waren düster, seine Lippen zusammengepreßt, seine Fäuste krampfhaft geschlossen; seine Erscheinung verrieth weder Aufgeblasenheit noch Demuth. Als er vor Glenarvon stand, kreuzte er stumm die Arme und erwartete ruhig dessen Fragen.

„Nun, Myrton,“ sagte der Lord, „da sind wir ja nun beide auf dem Duncan, den Ihr durchaus den Raubgenossen des Ben Joyce in die Hände spielen wolltet.“

Ein leichtes Zittern überflog die regungslosen Züge des Quartiermeisters bei diesen Worten. Er erröthete, aber nicht von Gewissensbissen, sondern aus Scham über seinen Mißerfolg. Auf demselben Schiffe, auf dem er den Herrn zu spielen gedachte, mußte er nun ein Gefangener sein und in wenigen Augenblicken sein Schicksal sich durch den Mann entscheiden, den er so schmäzlich verrathen. Eine Antwort gab er jedoch nicht.

Geduldig wartete Glenarvon geraume Zeit, doch Myrton verblieb bei seinem hartnäckigen Schweigen.

„Sprecht, Myrton,“ forderte ihn Glenarvon endlich auf. „Was habt Ihr zu sagen, Mann?“

„Nichts, Mylord; da ich nun mal so grenzenlos dumm war, in

die Falle zu gehen und mich fangen zu lassen, so handeln Sie mit mir wie Sie belieben.“

Nach dieser Antwort wendete er seine Blicke nach der Küste, die sich im Westen zeigte, und blieb vollkommen gleichgültig gegen das, was um ihn her vorging, so daß er den Anblick eines bei der ganzen Sache völlig Unbetheiligten annahm.

Glenarvon hatte etwas Aehnliches jedoch erwartet und sich vorgenommen, die Geduld nicht zu verlieren. Ein mächtiges Interesse fesselte ihn, gewisse Einzelheiten aus Myrtons geheimnißvollem Leben zu erfahren, soweit dieselben Kapitän Grant und die Britannia betrafen. Er nahm also seine Fragen wieder auf, sprach mit äußerster Milde und setzte der heftigen Erregung seines Innern äußerlich die möglichste Ruhe entgegen.

„Ich gebe mich der Hoffnung hin, Myrton,“ sagte er, „daß Ihr wenigstens nicht verweigern werdet, einige Fragen zu beantworten, die ich an Euch richten muß. Zunächst, habe ich Euch Myrton oder Ben Joyce zu nennen? Waret Ihr Quartiermeister der Britannia? Antwortet, ja oder nein?“

Myrton blieb unbewegt, taub für jede Frage und betrachtete unverwandt die Küste, als ob ihn die Fragen nichts angingen.

„Wollt Ihr mir auch nicht mittheilen, wie Ihr die Britannia verließet und weshalb Ihr nach Australien kamt?“

Wieder dasselbe Schweigen, dieselbe Bewegungslosigkeit, trotzdem ein drohendes Murren der Seelente vernehmbar wurde.

„Hört mich wohl an, Myrton,“ fuhr Glenarvon fort, „zu sprechen liegt in Euren eigenen Interesse. Die Offenheit, Eure letzte Hülfe, würde zu Euren Gunsten in Anschlag kommen. Zum letzten Male also, wollt Ihr antworten oder nicht?“

„Mylord,“ erklärte der Gefangene entschlossen, „ich habe nichts zu antworten. Sache der Gerichte, nicht die meine, wird es sein, Beweise gegen mich zu erbringen.“

„Was nicht gar zu schwer fallen dürfte,“ bemerkte der Lord ruhig.

„Leicht, Mylord?“ lachte Myrton spöttisch. „Da gehen Euer Herr-

lichkeit zu weit. Ich versichere Ihnen, auch der schärfste Richter in Temple-Bar soll bezüglich meiner werthen Person in Verlegenheit kommen. Wer will denn sagen, warum ich nach Australien kam, wenn Kapitän Grant nicht zur Stelle ist? Wer wird beweisen, daß ich der gesuchte Ben Joyce bin, da mich die Polizei nie in ihren Händen hatte und kein Genosse gegen mich ansagen wird?"

„Es werden sich genug andere Zeugen finden,“ lautete die Antwort.

„Wer kann mir eine strafbare Handlung nachweisen? Niemand! Sie haben Verdacht auf mich; aber zu einer Verurtheilung gehört Gewißheit, die Ihnen fehlt, und so ziehe ich bis auf weiteres vor, Myrton, der Quartiermeister der Britannia, zu bleiben.“

„Nun gut, Myrton. Ihr wisset, daß ich kein Untersuchungsrichter bin und Euch nach nichts frage, was Euch bloßstellen kann. Ihr wisset aber, wonach ich suche, und mit einem Worte könnt Ihr mich auf die verlassene Spur zurückbringen.“

Myrton senkte den Kopf und schwieg, auch als ihn Glenarvon drängte: „Wollt Ihr mir nicht sagen, wo sich Kapitän Grant befindet? Oder mir wenigstens den Ort nennen, wo seiner Zeit die Britannia zu Grunde ging?“

Der hartnäckige Mensch blieb still.

„Myrton,“ fuhr der Lord bewegt fort, „wollt Ihr nicht wenigstens den armen Kindern Grants ein Wort über ihren Vater gönnen?“

Myrton zauderte. Sein Gesicht verzog sich, doch murmelte er mit dumpfer Stimme: „Ich kann nicht, Mylord. Ich kann wirklich nicht.“

Sogleich aber fuhr er heftig fort, als mache er sich einen schwachen Augenblick zum Vorwurfe: „Nein, ich sage kein Wort; lassen Sie mich meinerwegen hängen!“

„Hier sind weder Richter noch Henker, Mann. Bei der ersten Gelegenheit indeß wird man Euch den Behörden übergeben.“

„Ich verlange kein besseres Loos,“ versetzte der Halsstarrige und kehrte ruhigen Schrittes in sein wohl bewachtes Gefängniß zurück.

Von nun ab blieb nichts weiter übrig, als nach Europa zurückzukehren, denn alle Spuren der Britannia schienen verwischt;

auf dem siebenunddreißigsten Längengrade blieb kein in Frage stehendes Land mehr übrig.

Kapitän Mangles durchsah die Schiffsräume. Der Kohlenvorrath reichte nur für zwei Wochen aus, und John schlug daher vor, die Bai von Talcahuano anzulaufen, wo der Duncan schon vor der Umschiffung Feuerlands frisch mit Feuerung versorgt war.

Nach Annahme dieses Planes wurde der Maschinist angewiesen stärkeren Dampf zu schaffen, das Bugspriet wurde nach Amerika hin gedreht, und um sechs Uhr abends schwandten die letzten Berge Neu-Seelands in den Dünsten der Ferne.

Eine traurige Rückkehr ohne Grant. Jeder hielt sich gesondert in seiner Koje, und nur selten erschien einer oder der andere Passagier auf Deck.

Derjenige, bei dem alle Gefühle den lebhaftesten Ausdruck fanden, Petermann, schien am entmuthigsten; er hoffte nichts mehr und das Schicksal der Britannia stand bei ihm völlig fest.

Dennoch befand sich ein Mensch an Bord, der über ihr Schicksal hätte Auskunft geben können. Doch der wiedergefundene Grant wäre ohne Zweifel ein schwerer Belastungszeuge gegen ihn geworden, darum schwieg er hartnäckig. Mehrmals wiederholte Glenarvon seine Versuche mit ihm, doch Versprechungen und Drohungen blieben gleich vergeblich, so daß man annahm, er wisse überhaupt nichts.

Da die Lady die Mißerfolge ihres Mannes wahrnahm, bat sie um Erlaubniß, selbst gegen die Verstocktheit des Quartiermeisters ankämpfen zu dürfen. Nachdem sie wiederholt auf ihn eingeredet, bequeme er sich, gegen das Versprechen Glenarvons, ihn nicht den Behörden zu überliefern, sondern auf einer wüsten Insel auszusetzen, zu folgendem Geständnisse:

„Ich bin wirklich Tom Ayrton und war Quartiermeister der Britannia. Mit Grant verließ ich Glasgow im März 1861, und da ich mit ihm in Streit gerieth, ließ er mich am 8. April 1862 auf der Westküste Australiens aussetzen. Dort schloß ich mich den Sträflingen an und hörte in der Farm, wo Sie landeten, wie Sie die Geschichte

der Britannia erzählten. Da ich aber ganze zwei Monate vor dem Schiffbruche Grant verließ, so bin ich leider nicht im Stande, Sie auf seine Fährte zu bringen."

"Und wißt Ihr nicht, was Grant damals vor hatte?"

"Ich weiß nur, daß er die Absicht hatte, nach Neu-Seeland zu gehen. Wenn er aber dort scheiterte, so ist er sicher verloren. Die Gründe brauche ich wohl nicht erst ausführlich zu sagen."

Man brachte Myrton in sein Gefängniß zurück. Diese Entmuthigung verbreitete sich an Bord; da der Quartiermeister aber so gut wie nichts wußte, wurde die Richtung des Schoners beibehalten und es handelte sich jetzt nur noch um die Auswahl der Insel, wo man denselben aussetzen wollte.

Die Seekarten wurden zu diesem Behufe zu Rathe gezogen. Genau auf dem siebenunddreißigsten Breitezgrade fand sich ein isolirtes Eiland verzeichnet, bekannt unter dem Namen: Maria Theresia-Insel. Da bis zum ewigen Eise des südlichen Polarmeeres weiter kein Land liegt, nähert sich äußerst selten ein Fahrzeug diesem verlassenem Stückchen Erde, das gegen neunhundert Meilen von Amerika und beinahe 400 von Neu-Seeland entfernt liegt.

Zwei Tage später meldete der Ausleger Land. Es war Maria-Theresia, lang gestreckt und einem riesigen Walsfische gleichend. Zwei Meilen trennten das Land noch von dem schnell darauf losdampfenden Duncan.

Gegen Abend glaubte der Kapitän einen leichten Rauch auf der Insel aufsteigen zu sehen, so daß er sich bei Petermann erkundigte, ob die Gelehrten wüßten, daß dort ein Vulkan sei?

Dieser wußte ihm jedoch nur zu sagen, daß die Wissenschaft die Insel noch nicht erkundet habe, daß man aber vulkanischen Ursprung ganz gut annehmen könne, weil dies bei den meisten, einsam aus dem Meere emporgestiegenen Eilanden der Fall ist.

Da der Kapitän im Dämmerungsdunkel das Schiff nicht mehr an die unbekannte Küste schaffen durfte, um dasselbe nicht in Gefahr

zu bringen, beschloß er, nur so nahe wie möglich heranzufahren und dann Anker zu werfen.

Um neun Uhr leuchtete ein heller Schein auf, und Petermann erschien dies als die Bestätigung des Vorhandenseins eines Vulkans.

„So nahe bei müßten wir das Getöse hören, welches jeden Ausbruch begleitet,“ wandte ihm Mangles ein.

„In Wahrheit, dieser Vulkan leuchtet nur, lärmt aber nicht und sehen Sie, dort an der Küste ist noch ein zweites Feuer, das den Ort wechselt.“

„Die Insel ist also von Wilden bewohnt,“ meinte Glenarvon. „Dann können wir den Quartiermeister nicht dort aussetzen. Das wäre selbst für Wilde ein zu schlechtes Geschenk.“

„So wollen wir für Myrton eine andere Insel aussuchen. Jedenfalls ist Vorsicht am Plage, damit uns die Inselaner nicht überfallen.“

Anstatt Anker zu werfen, ließ der Kapitän ein Viertel unter Wind drehen und hielt so vom Lande wieder ab, langsam mit dem lauen Winde treibend.

Gegen Mitternacht zogen sich die Passagiere des Duncan und der Kapitän in ihre Kajüten zurück; auf dem Vorderkastell ging die Schiffswache auf und ab; auf dem Hinterdeck war der Mann am Steuer noch allein auf seinem Posten, da betraten Marie und Robert Grant noch einmal das Oberdeck. Traurig blickten sie über das Meer und gedachten in der Stille ihres Vaters, den sie allem Anscheine nach für immer verloren geben mußten; da vernahmen sie aus den Wellen den deutlichen Ruf:

„Zu Hülfe, hierher! Zu Hülfe!“

Beide streckten die Köpfe über die Balken der Schanzverkleidung hinweg und forschten übergeneigt in das Dunkel hinaus, doch nichts als die Dunkelheit dehnte sich endlos vor ihnen. Da vernahmen sie einen neuen Zuruf, so daß sie wie aus einem Munde: „Vater, Vater!“ riefen.

Von ihrer Erregung übermannt sank die Schwester ohnmächtig in die Arme des Bruders, der laut nach Beistand rief.

Der Mann vom Kastell und die wachthabenden Matrosen eilten herzu und weckten die anderen Passagiere, die gar nicht wußten, was sie aus dem Unfalle und aus Roberts Behauptung machen sollten, daß sein Vater im Wasser zwischen dem Schiffe und der Insel sei. Auch Marie habe den Ruf gehört, und dies sei die Ursache ihrer Ohnmacht.

Die befragten Seeleute hatten weder etwas gehört noch gesehen, dennoch blieb es sonderbar, daß die Kinder des Vermißten gleichzeitig denselben Ruf vernommen hatten.

Unter allerlei Rathschlägen verstrich die Nacht und der dämmernde Morgen fand die Reisenden sämmtlich auf Deck. Mangles fuhr dicht am Ufer hin und mit den Fernrohren suchte man die Insel ab.

Da stieß Robert plötzlich einen Schrei aus. Er behauptete zwei Menschen zu sehen, die winkend auf und ab liefen, während ein dritter Mann eine Fahne schwenke.

„Die Flagge Alt-Englands!“ rief er, und sich an den Lord wendend, flehte er, ein Boot auszusuchen, da er sich sonst in die Fluth stürzen müsse.

Obgleich Glenarvon eine grausame Enttäuschung fürchtete, hatte er doch nicht den Muth, ihm das zu sagen. In wenigen Minuten war ein Boot niedergelassen, die beiden Kinder Grants drängten sich hinein, und fort ging es mit kräftigen Ruderschlägen.

Zehn Klafter vom Ufer entrang sich den Kindern der jubelnde Schrei: „Vater, lieber Vater!“

An der Küste stand ein ungewöhnlich großer und stämmiger Mann zwischen zwei kleineren Seeleuten. Sein Gesicht trug unverkennbare Aehnlichkeit mit Maries und Roberts Zügen. Das war der von den Seinen so viel beklagte Seefahrer. Ihr Ohr und ihr Herz hatten sie nicht getäuscht, es war ihr Vater, der vielgesuchte Kapitän Grant.

Er vernahm noch Maries Aufschrei, breitete die Arme aus und sank, wie vom Blitze getroffen, zu Boden.

## Vierundzwanzigstes Kapitel.

### Die Insel Tabor.

Zu allem Glück stirbt man nicht leicht an der Freude. Auch der Vater und seine Kinder kamen wieder zu sich, noch ehe sie auf dem Dampfer anlangten.

Als Harry Grant das Deck betrat, sank er in die Kniee, um zunächst Gott für seine Errettung zu danken, und wandte sich hierauf an Lord und Lady Glenarvon, um auch ihnen mit zitternder Stimme seine Danksjage abzustatten. Seine Kinder hatten ihm während der Ueberfahrt bereits kurz die Fahrten des Duncan und die Abenteuer auf der Suche nach ihm erzählt.

Welch' unendliche Verpflichtung schuldete er diesen edelmüthigen Leuten, hatten sie nicht sämmtlich für ihn gelitten? Grant gab den Gefühlen, die ihn erregten, einen so rührenden Ausdruck, daß selbst der sonst unerregbare Major die Augen feucht von Thränen hatte, während Petermann wie ein Kind weinte.

Als alle Erlebnisse durchgesprochen wurden, unterrichtete Glenarvon den Kapitän Grant auch bezüglich Myrtons. Grant bestätigte dessen Aussagen und man beschloß, denselben auf die Insel zu bringen, damit ihn die Einsamkeit bessere.

Jedermann lag nun daran, die Geschichte der Schiffbrüchigen der Britannia während ihrer zweijährigen Verlassenheit zu vernehmen.

Es waren die Erlebnisse aller vom Sturme auf einsame Inseln Verschlagenen. Den Anfang machte das Einheimen von Schiffstrümmern, Waffen und Getreide. Jagd und Fischfang lieferten bald hinreichende Nahrung, eingefangene Ziegen gaben Milch und Butter. Aus den Ueberresten der Britannia wurde ein Bretterhaus gebaut, und

bald waren die Schiffbrüchigen aus aller Noth, zumal es reichlich Trinkwasser gab. Nur sehr selten hatten sich am Horizonte Segel gezeigt, um sofort wieder zu verschwinden, ohne in die Nähe des Felsenlandes zu kommen.

„Gestern endlich,“ fuhr Grant fort, — „bemerkte ich einen leichten Rauch im Westen. Bald zeigte sich ein Fahrzeug, das sich näherte. Welche Stunden der Angst stand ich aus! Meine Gefährten zündeten auf einer Bergspitze ein Feuer an. Die Dunkelheit brach ein, aber von dem Dampfer kam uns kein Zeichen, daß wir bemerkt seien, im Gegentheil entfernte sich das Schiff wieder mehr vom Ufer. Da zögerte ich nicht länger, denn während der Nacht konnte die Nacht schon weit von der Insel fort sein. Ich sprang ins Meer und schwamm darauf los. Schon war ich ihr bis dreißig Klafter nahe, da legte sie sich vor den Wind!

„Nun stieß ich, mit Aufbietung der letzten Athemkraft, jene verzweifelten Schreie aus, welche meine Kinder glücklicherweise vernahmen, denn meine Kraft war zu Ende; nur mühselig erreichte ich das Ufer wieder, halbtodt vor Anstrengung und Aufregung. Es war eine entsetzliche Nacht, wir glaubten uns für immer verlassen; da bemerkte ich bei Tagesanbruch die Nacht wieder. Euer Boot wurde ins Meer gelassen und, o Uebermaaß der himmlischen Güte, meine geliebten Kinder selbst waren da, um mich in ihre Arme zu schließen!“

Er vernahm jetzt, daß er seine Rettung den, beinahe zu räthselhafter Hieroglyphenschrift verstümmelten Schriftstücken verdanke, die er acht Tage nach dem Schiffbruche in einer Flasche den Wellen anvertraut hatte. Nur Petermann blieb die Sache unklar; er verstand nicht, warum auf die Insel Maria-Theresia mit keinem Worte in den Urkunden hingewiesen war. Er faßte daher Grants Hand und sagte:

„Herr Kapitän, würden Sie mir wohl den Inhalt Ihrer unentzifferbaren Dokumente mittheilen?“

„Gern, denn ich entsinne mich noch ziemlich jeder Zeile, sie lauteten, Wort für Wort:

„Am 27. Juni 1862 scheiterte der Dreimaster Britannia aus  
 „Glasgow auf der südlichen Halbkugel neunhundert Meilen von  
 „der Küste Patagoniens. Ans Land geworfen retteten sich  
 „zwei Matrosen und Kapitän Grant an die Insel Tabor . . .“

„Wie?“ schrieb Petermann.

„An die Insel Tabor. Sie haben, fortwährend eine Beute  
 „der grausamsten Noth, dieses Dokument unter 150° der Länge  
 „und 37° 11' der Breite ausgeworfen. Bringt ihnen Hülfe, sonst  
 „sind sie verloren.“

Bestürzt hatte sich Petermann erhoben und rief: „Aber Tabor?  
 Dies ist doch die Insel Maria Theresia?“

„Ohne Zweifel,“ antwortete Grant. „So heißt sie auf deutschen  
 und englischen Karten, aber Tabor auf französischen! Auch ziehen die  
 Seelente allgemein den kürzeren Namen vor.“

In diesem Augenblicke legte sich, mit dem Worte: „Aber, Geo-  
 graph!“ eine Hand wüthig auf Petermanns Schulter, daß er fast  
 darunter zusammenbrach. Schwerer aber als des Majors Hand traf  
 ihn dessen Wort, schlimmer als die ärgsten Verwürfe.

Er hatte sich zwar der Wahrheit immer mehr genähert, und das  
 Dokument schier vollständig entziffert. Nur die abgerissenen Silben  
 abor hatten seinen Scharfsinn getäuscht. Es war ein schwer zu ver-  
 meidender Irrthum gewesen, da die Schiffskarten des Duncan den  
 Namen Tabor nicht trugen, dennoch blieb der Gelehrte untröstlich.

Biel zufriedener mit seinem Loos ließ sich Myrton ans Land  
 führen. Er schien zu fühlen, daß er für die menschliche Gesellschaft  
 nichts taue. Zudem fehlte ihm nichts, nicht einmal Bücher und unter  
 diesen die Bibel.

Prasselnd pfiß dann der Dampf in die Rohre, die Schraube wühlte  
 die Wellen auf und in der Dämmerung verschwand die Insel Tabor. —

Elf Tage nach der Abfahrt, am 18. März, ankerte der Duncan  
 in der Bai von Talcabano. Die Reise um die Erde, unter dem  
 37. Breitengrade war nach fünf Monaten vollendet und nicht umsonst:

Die Schiffbrüchigen der Britannia wurden in ihr Vaterland zurückgebracht, ohne daß einer der danach Mitausgezogenen fehlte.

Dann dampfte der Duncan um das Kap Horn herum nach Hause. Kein Unfall trübte die Fahrt, nur ein dunkler Punkt ließ Mac Nabbs nicht zur Ruhe kommen. Warum hielt sich Petermann immer bis oben zugeknöpft und mit einem Shawl umhüllt, der bis an die Ohren reichte?

Der Major brannte darauf, den Grund zu erfahren, aber leider war Petermann trotz aller Fragen, Anspielungen und Verdächtigungen nicht zum Aufknöpfen zu bringen, nicht mal als der Duncan bei 30 Grad Neaumür die Linie passirte.

„Er ist so zerstreut, daß er in Kamtschatka zu sein glaubt,“ spöttelte der Major laut, so daß es Petermann hören mußte, aber der Professor blieb zugeknöpft.

Am 9. Mai kehrte die Gesellschaft in Malcolm-Schloß ein, und es konnte nicht fehlen, daß der berühmte Geograph in Glasgow Bekanntschaften die Menge machte. Er lernte hier auch Miß Arabella, eine Verwandte des Majors, kennen, die ihm sehr gefiel, doch sprach er sich nicht aus.

Ihre Verwandten boten ihm durch Mac Nabbs ihre Hand an, aber er zögerte und sprach sich auch jetzt noch nicht aus. Endlich, als er wieder mal von dem unverbesserlichen Major in's Gebet genommen worden, gestand er ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit etwas, das seine Personalbeschreibung sehr bequem machen mußte, wenn er jemals mit der Polizei zu schaffen bekam.

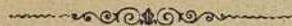
„Bah, was thut das, werther Freund?“ rief der Major. „Das macht aus Ihnen erst recht den, von Miß Arabella geträumten Mann ohne Gleichen!“

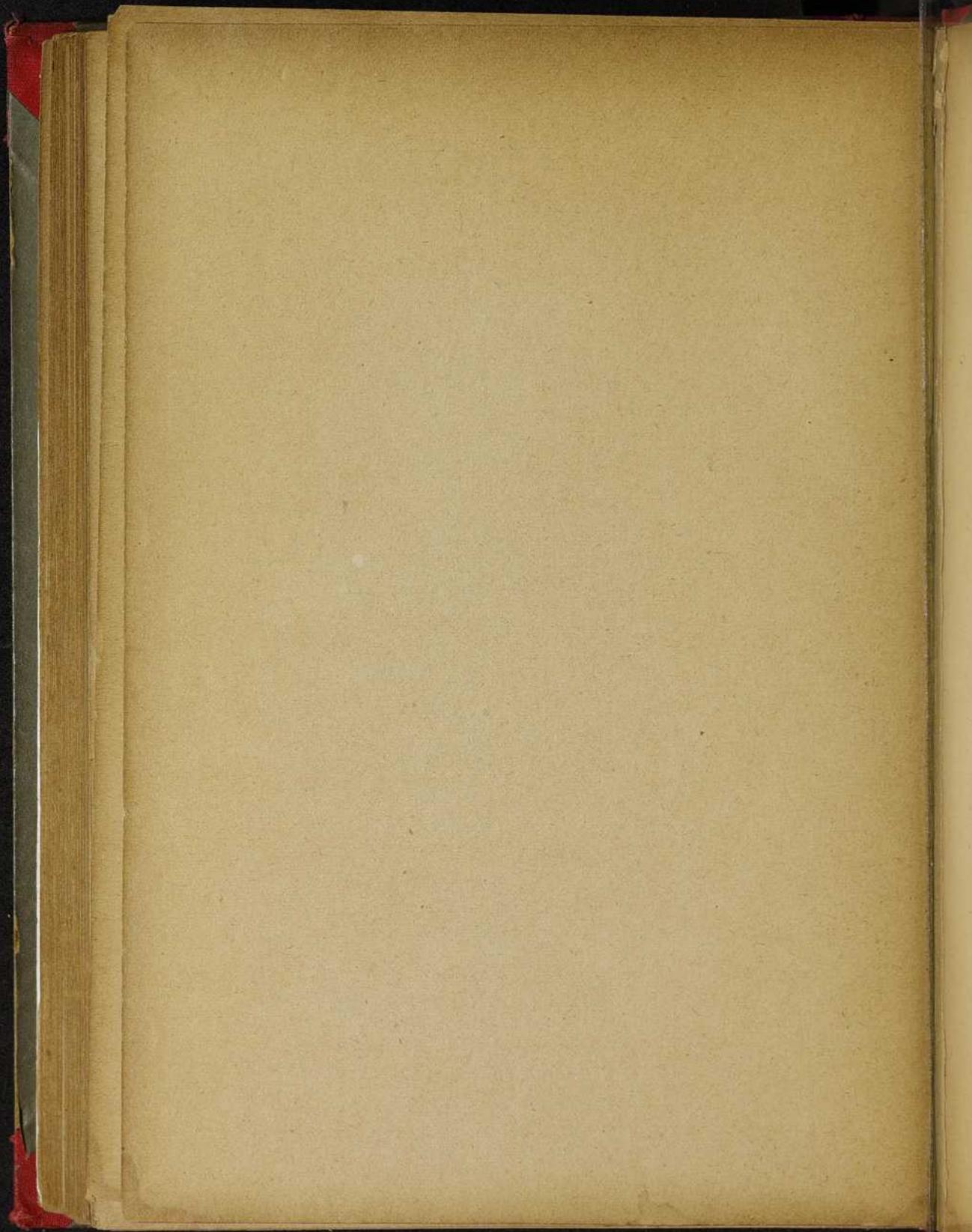
Vierzehn Tage später fand in Malcolm-Schloß Petermanns Hochzeit mit Miß Arabella und die des Kapitäns John Mangles mit Marie Grant statt. Auch hierbei blieb der Geograph hermetisch zugeknöpft, und sein Geheimniß würde wohl mit ihm einst begraben sein, hätte der Major nicht zu Glenarvon geplaudert. Dieser hielt, was

er erfahren Lady Ellen nicht vor, welche es der jungen Frau Mangles lachend mittheilte; dabei kam es auch Frau Olbinett zu Ohren und damit nicht nur an den Tag, sondern an die große Glocke: Petermann war während seiner dreitägigen Gefangenschaft bei den Maoris — tätowirt worden, und zwar tätowirt vom Halse bis zu den Füßen und trug auf der Brust das Bildniß eines Kiwis.

Dies war das einzige Abenteuer, über das er sich nie zufrieden gab, und das er Neuzeeland nie verzieh. Das hielt ihn auch ab, nach seiner Heimath zurückzukehren, da er fürchten mußte, die Akademie der Wissenschaften in seiner Person dem öffentlichen Spotte preiszugeben. Statt dessen machte er große Reisen in fernen Ländern mit seiner Gattin, die sich vorgenommen hat, ihn von seiner Zerstretheit gänzlich zu heilen.

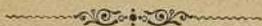
Die Rückkehr des Kapitän Grant bildete ein Ereigniß, und er machte später noch manche kühne Fahrt in Begleitung seines Sohnes Robert. Lord und Lady Glenarvon aber wollen nächstens wieder nach Chili reisen, um zu sehen, ob Thalcave und Taouka noch leben.

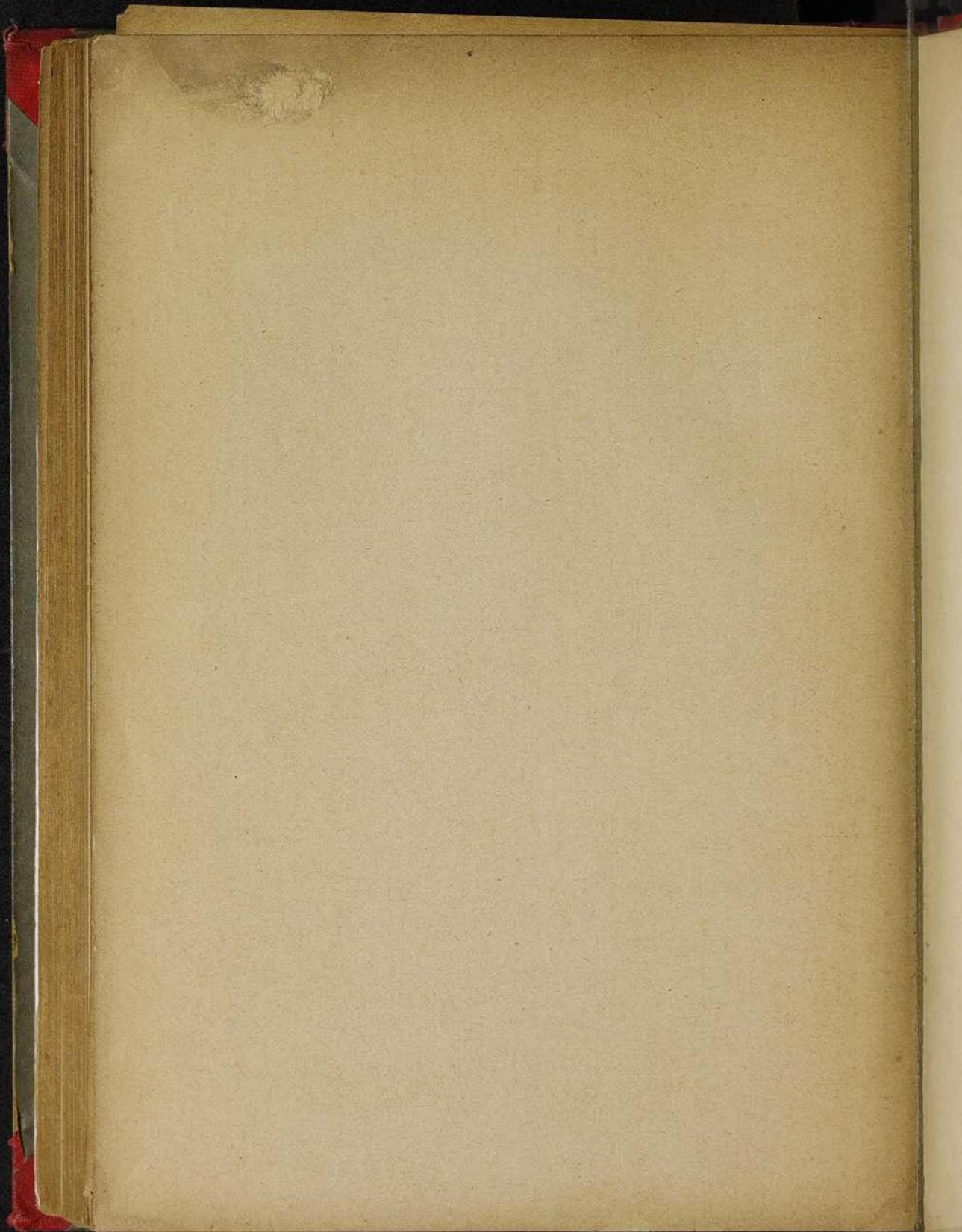


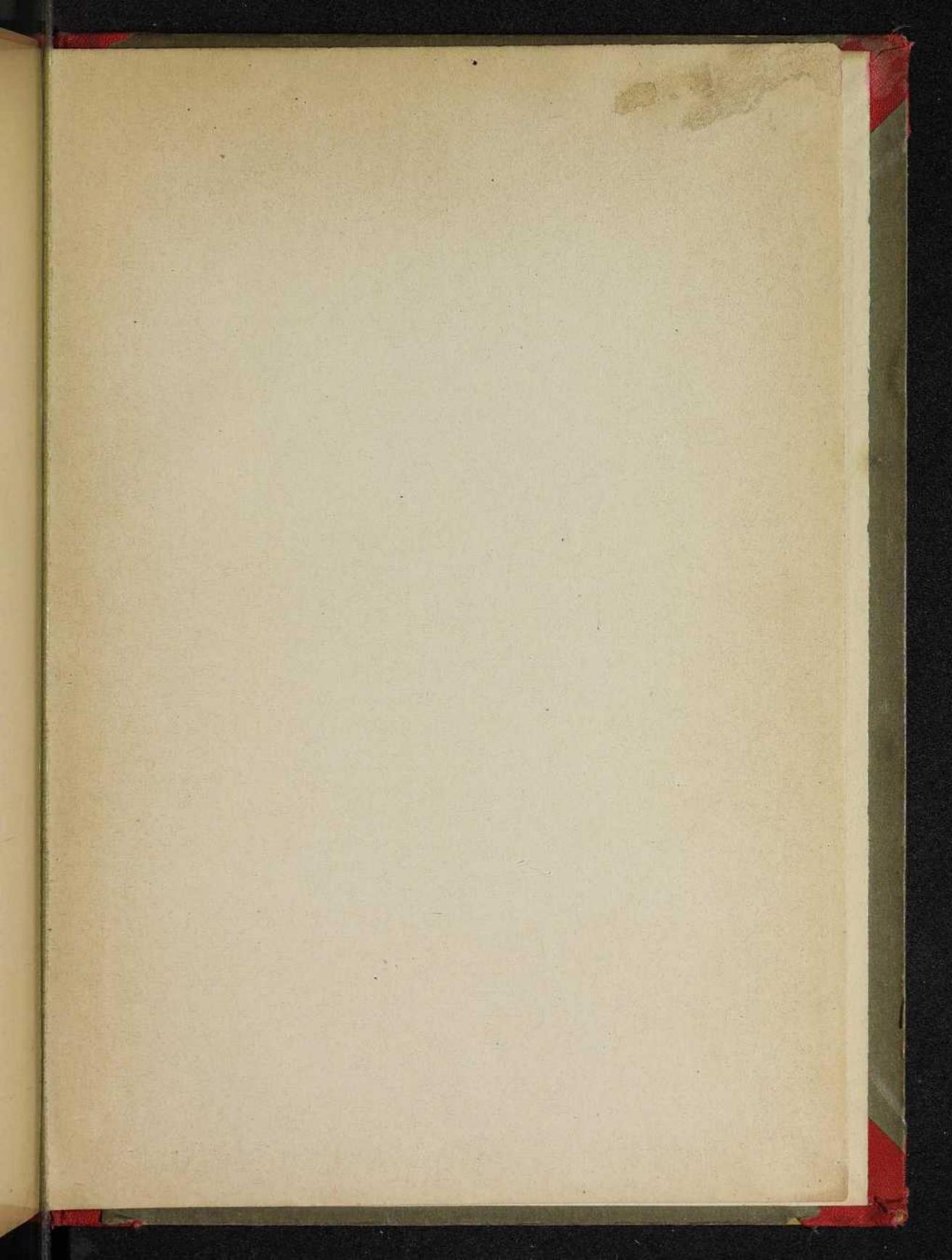


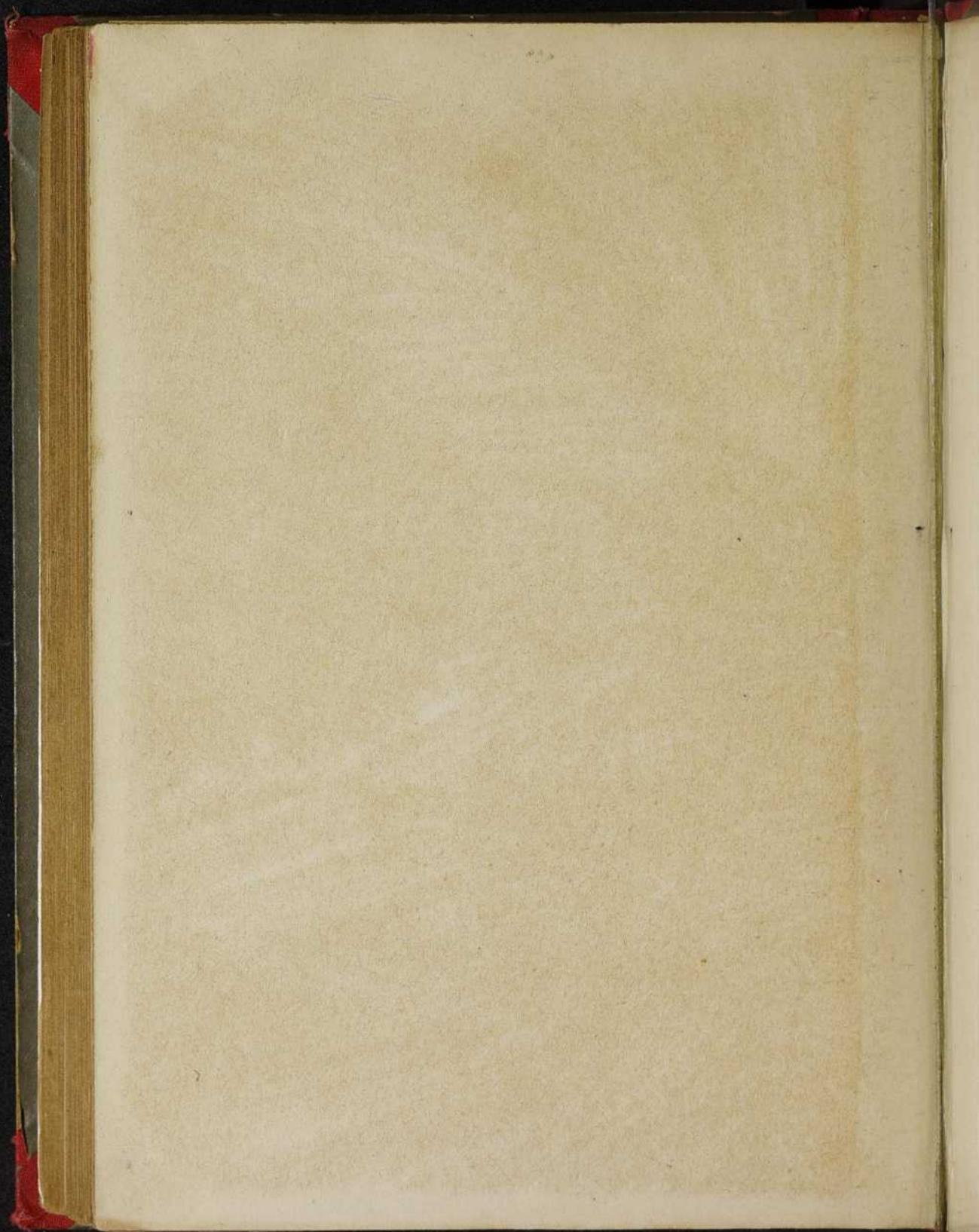
## I n h a l t.

	Seite
1. Kapitel. Der merkwürdige Haiifisch . . . . .	3
2. " Die Kinder des Kapitän Grant . . . . .	10
3. " Der siebenunddreißigste Breitegrad . . . . .	17
4. " Zwölfthausend Fuß über'm Meerespiegel . . . . .	23
5. " Wie Professor Petermann Spanisch lernte . . . . .	33
6. " Die rothen Wölfe der Pampas . . . . .	44
7. " Auf falscher Fährte . . . . .	52
8. " Wie Vögel auf den Zweigen . . . . .	58
9. " Zwischen Feuer und Wasser . . . . .	63
10. " Der Ozean in seinem Grolle . . . . .	71
11. " In der neuen Welt . . . . .	78
12. " Durch die Australischen Alpen . . . . .	87
13. " Die Sträflinge . . . . .	95
14. " Der Ueberfall . . . . .	107
15. " Angsttage . . . . .	115
16. " Der Schiffsbruch . . . . .	124
17. " Das Menschenfresserland . . . . .	137
18. " Gefangen im Herzen von Neu-Seeland . . . . .	145
19. " Todtenfeier und Todesopfer der Maoris . . . . .	159
20. " Der Tabu-Berg . . . . .	173
21. " Petermanns Gewaltmittel . . . . .	186
22. " Wie der Duncan nach Neu-Seeland kam . . . . .	197
23. " Der gefangene Sträfling . . . . .	206
24. " Die Insel Tabor . . . . .	213





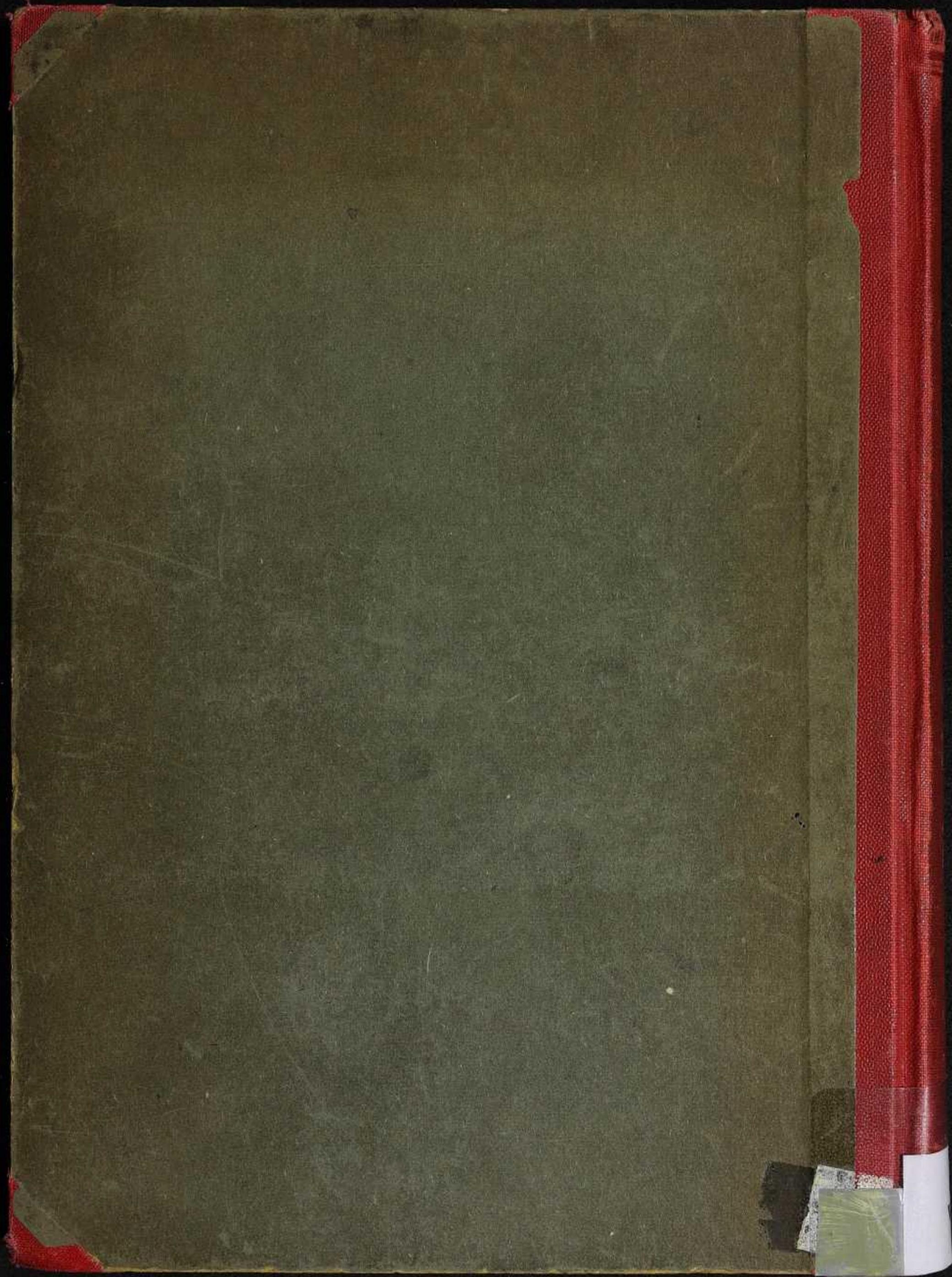




Internationale Jugendbibliothek



047002475411



*Verfasser L. Fiedl. Leipzig 1894.  
Pagen 5. 11.*

# Die Kinder des Kapitäns Grant.

Eine Reise um die Welt

von

Jules Verne.

Ins Deutsche übersetzt und bearbeitet

von

Br. Hoffmann.

Mit Farbendruck- Illustrationen nach Original- Aquarellen

von

Marie Hoch.

Zweite Auflage.

Leipzig

Otto Drewitz Nachfolger

Verlag von Volks- und Jugendschriften.

